Themis.

Roman

von

Ernst Eckstein.

Inhalt der Grote'schen Sammlung
von Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Otto Glagau, Fritz Reuter und seine Dichtungen. Neue umgearbeitete Auflage mit Illustrationen, Porträts 2c. geb. 4 M.

Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied. Mit Illustrationen. Zweiundzwanzigstes Tausend. geb. 4 M. 80 Pf.

Julius Wolff, Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Siebenundfünfzigstes Tausend. geb. 4 M. 80 Pf.

Wilhelm Raabe, Horacker. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Vierte Auflage. geb. 4 M.

Friedrich Bodenstedt, Theater. (Kaiser Paul. Wandlungen.) geb. 4 M.

Anastasius Grün, In der Veranda. Eine dichterische Nachlese. Dritte Aufl. geb. 4 M.

Julius Wolff, Schauspiele. geb. 4 M. 80 Pf.

Carl Siebel's Dichtungen. Gesammelt von seinen Freunden. Herausgegeben von Emil Rittershaus. geb. 4 M.

Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse. Neue Ausgabe, mit Illustrationen von Ernst Bosch. Neunte Auflage. geb. 4 M.

Julius Wolff, Der wilde Jäger. Eine Waidmannsmär. Vierundsechszigst. Tausend. geb. 4 M. 80 Pf.

Hermann Lingg, Schlußsteine. Neue Gedichte. geb. 4 M.

Julius Wolff, Tannhäuser. Ein Minnesang. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. Zwei Bände. Dreißigst. Tauf. geb. 9 M. 60 Pf.

Julius Wolff, Singuf. Rattenfängerlieder. Vierzehntes Tausend. geb. 4 M. 80 Pf.

Julius Grosse, Gedichte. Mit einer Zuschrift von Paul Heyse. geb. 4 M.

Julius Wolff, Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. Zwei Bände. Vierundzwanzigstes Tausend. geb. 9 M. 60 Pf.

A. von der Elbe, Der Bürgermeisterthurm. Ein Roman aus dem 15. Jahrhundert. Zweite Auflage. geb. 7 M.

Julius Wolff, Der Raubgraf. Eine Geschichte aus dem Harzgau. Dreißigstes Tausend. geb. 7 M.

Julius Grosse, Der getreue Eckart. Roman in zwölf Büchern. Zwei Bände. Zweite Auflage. geb. 9 M. 60 Pf.

Theodor Fontane, Unterm Birnbaum. Eine Novelle. geb. 4 M.

Wilhelm Raabe, Unruhige Gäste. Ein Roman aus dem Saekulum. Zweite Auflage. geb. 4 M.

Julius Wolff, Lurlei. Eine Romanze. Fünfunddreißigstes Tausend. geb. 6 M.

Wilhelm Raabe, Im alten Eisen. Eine Erzählung. geb. 4 M.

Arthur Drews, Isold. Eine Rhapsodie in sechs Gesängen. geb. 4 M.

Julius Wolff, Das Recht der Hagestolze. Eine Heirathsgeschichte aus dem Neckarthal. Zweiundzwanzigst. Tauf. geb 7 M.

Wilhelm Jordan, Zwei Wiegen. Ein Roman. Fünftes Tausend. Zwei Bände. geb. 12 M.

Guido List, Carnuntum. Historischer Roman aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. Zwei Bände. geb. 8 M.

Julius Wolff, Die Pappenheimer. Ein Reiterlied. Achtzehntes Tausend. geb. 6 M.

Ernst Eckstein, Murillo. Dritte Auflage. geb. 3 M.

Ernst Eckstein, Hertha. Roman. Zweite Auflage. geb. 8 M.

A. von der Elbe, In seinen Fußstapfen. Roman aus Lüneburgs Vorzeit. geb. 7 M.

Großfürst Constantin, Gedichte. In freier Nachbildung von Julius Grosse. geb. 4 M.

Julius Wolff, Renata. Eine Dichtung. Neunzehntes Tausend. geb. 6 M.

Anton Springer, Aus meinem Leben. Mit zwei Bildnissen. geb. 7 M.

E. Gräfin von Haugwitz, Eines Kaisers Traum. Dichtung in fünf Gesängen. geb. 4 M.

Anton Ohorn, Der Ordensmeister. Eine deutsche Minne- und Heidenmär. geb. 4 M.

Hermann Lüders, Unter drei Kaisern. Malerfahrten. Mit 217 Illustrationen vom Verfasser. Zwei Bände. geb. 9 M. 60 Pf.

Ernst Eckstein, Themis. Roman. Zwei Bände. geb. 9 M. 60 Pf.

Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Vierundvierzigster Band.

Ernst Eckstein, Themis.

Themis.

Roman

von

Ernst Eckstein.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1893.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Themis.

Erstes Kapitel.

Die Pflugschar, von einem grobknochigen, außergewöhnlich starken Menschen geführt, zog ihre Furche langsam durch die Böschung des Hügels und warf nach rechts und links die bräunlichen Schollen auf, die an der Schnittfläche einen fast metallischen Glanz zeigten. — Die Pferde schnoben; der Guts-Knecht, obschon er nur ein leinenes Wamms trug, glühte vor Anstrengung. — Jetzt, auf der Höhe des langhingestreckten Ackers Halt machend, nahm er die Mütze ab, fuhr sich mit dem Ärmel über die Stirne und that einen kräftigen Zug aus der Schnapsflasche.

Es war ein Abend im März. Vom Kronheimer Kirchturm hatte es sechs geschlagen. Die Sonne, halb von zerfaserten Wolken verhüllt, berührte den Himmelsrand.

„Nun, Christian, wie wär's?" rief eine Stimme, die halb wie ein Gähnen klang. „Machen wir Feierabend?"

Es war Konrad, der Großknecht, der, einige hundert Schritte von Christian entfernt, mit seinen zwei rostgelben Percherons hinter den Dornbüschen hielt.

„Zieh' Du nur heim und wart' nicht weiter auf mich!" gab Christian Lichert zur Antwort. „Ich schaff'

noch die paar Furchen zu Ende. 'S ist heut' ja zum letzten Mal!"

Konrad brummte was in den Bart. Nach einer Weile sah man ihn auf dem tiefgeleisigen Wege zu Thal fahren, in der Richtung des großen Stegemann'schen Gehöfts.

Gleich hinter ihm drein kam ein andrer Knecht, der widrige Jochen mit seinen zwei Ochsen. Er gaffte nach Christian herüber, ohne ihm einen Gruß zu bieten, und knallte frech und herausfordernd mit der Peitsche.

Christian Lichert starrte ihm stirnrunzelnd nach, und that einen zweiten Schluck aus der Schnapsflasche.

„Der ist schön 'raus, der Jochen!" dachte er gramerfüllt. „Beim Inspektor steht er in Gunst wie kein Zweiter, und beim Alten erst recht! Möcht' nur wissen, weshalb! Dem dürfte noch mehr passieren: da hieß' es trotz Allem: ‚Wir drücken ein Auge zu!' Ich aber, — ich muß mich zum Teufel scheeren von wegen der einen dummen Geschichte! Es ist zum Verrücktwerden!"

Er machte mit seinen Braunen Kehrt, legte die Hand wieder fest an den Pfluggriff — und vorwärts ging es mit ruhiger Kraft und Stetigkeit, dreimal bergab und dreimal herauf, bis zu der Stelle, wo er jetzt eben gerastet hatte.

Nun war er zu Ende.

Wehmütig klopfte er seinen Pferden den Hals, erst dem stärkeren mit dem handgroßen Fleck auf der Stirne, dann dem mit der pechschwarzen Mähne, und sagte schwer und gepreßt:

„So, Hans! Nun sind wir geschieden!"

Nach langer Pause:

„Gelt, Bläß, das waren doch glückliche Tage hier oben? Keine Arbeit ist uns zu viel geworden, euch und dem Christian! Von früh bis spät! Wir sind ehrliche Kameraden gewesen, Du und der Hans und ich, und haben gründlich mitsammen geschafft! Ja, es ist schön in der Heimat! Die Luft geht hier so frisch und frank durch die Lungen, und die Berge schimmern so blau! Es ist eine Wohlthat!"

Er holte ein paarmal tief Atem.

„Nun, Hans?" fuhr er dann zärtlich fort, „was sagst Du denn dazu? Schau'st mich ja gar so lieb und so traurig an, als thät'st Du's fühlen, wie's mit dem Christian steht? Ganz verteufelt und miserabel, das weiß der Himmel! Ach, und mit euch! Könnt mich dauern, ihr armen Tiere! Von morgen ab wird euch ein Andrer hier in's Gelände führen, ein Fremder, ein hergelaufener Kerl, ein Tropf ohne Herz vielleicht, der euch schindet und quält, und nicht mit euch redet, weil er halt denkt: so ein Vieh versteht's doch nicht."

Christian legte den Arm wie von Angst erfüllt um den Kopf des Pferdes und küßte es auf die Schnauze. Er schluchzte ein wenig. Dann fuhr er trotzig empor und ballte die Faust in der Richtung des Herrenhauses, das über den kahlen Baumkronen des fernen Gartens emporragte. Rechts von dem Park lagen die umfangreichen Wirtschaftsgebäude, die Scheunen, die Ställe; dann kam ein Stück Wald, und dahinter qualmten die mächtigen Ziegeleien, die den Eigentümer, Herrn Reinhold Stegemann, zum sechsfachen Millionär gemacht hatten. Alles dies schwamm bereits in aschfahlem Grau: nur hier oben zitterte noch ein letzter Glanz des verlöschenden

Abendrots und spiegelte sich in den großen Augen der beiden Tiere, die wirklich von Zeit zu Zeit wie teilnehmend auf ihren gütigen Freund blickten und leise schnaubten.

Christian Lichert zog ein Stück Brot aus der Tasche, zerbrach es in kleine Stücke, aß selber davon, teilte aber das Meiste den Pferden aus. Die letzten paar Bissen tränkte er ihnen vorsichtig mit dem Rest seiner Schnapsflasche. Dann stopfte er sich die kurze Weichselrohrpfeife, brannte sie an, vertauschte den Kittel mit einer Wolljacke und setzte sich breit auf den Wegrand.

„Es eilt mir ja nicht!" sagte er zu sich selbst. „Was hab' ich denn drunten? Ärger, Kummer und Gram! Das höhnische Geier-Gesicht des Jochen — und vielleicht schon den Andern, der mich ersetzen soll!"

Stirnrunzelnd paffte er vor sich hin.

„Die Reichen und Vornehmen!" murrte er mit wachsender Bitternis. „Weiß Gott, ich bin keiner von Denen, die vor Neid sich erwürgen möchten, wenn sie die Nichtsthuer so hingeflegelt in der Kalesche sehn! Meinetwegen! Kutschiert, und sauft Euch voll an Champagner, und schlaft in den Tag hinein wie die Maulwürfe! Aber daß so ein gottverdammter Millionenprotz nun das Recht haben soll, über Unsereins zu verfügen, als hätt' man kein Herz in der Brust — Himmel und Hölle! ‚Da, du Lump, nimm deine Handvoll Groschen, pack' deine Sachen und scheer' dich zum Henker!' Einerlei, ob man sich hergewöhnt hat wie ein Kind an die Mutter und mit Allem zusammenhängt! Pfui Teufel! Das ist eine Schande und ein Skandal! — Hab' den Kommerzienrat auch all'weil für klüger gehalten! — Daß der Mann sich so

breit schlagen läßt vom Inspektor, und mir den Laufpaß gibt, bloß um der elenden Alfanzerei willen! Konnt' ich denn ahnen, daß der Inspektor in die Franziska verliebt war? Daß er sie heiraten wollte, trotz seiner fünfzig Jahr, — und wo er zwei Frauen schon unter der Erde hat und vier Kinder am Leben? So ein erbärmlicher Blödsinn! Und weshalb that sie denn immer so freundlich mit mir und grinste immer und lachte, und gab mir die Hand, wenn ich ihr Guten Tag sagte? Da war's wohl recht was Apartes, wenn ich mal denke: ‚Du nimmst das mit' — und packe sie um die Hüften und schmatze sie ab! Du lieber Herrgott! Ich meinte, sie hätt's halt gern — und hübsch sah sie ja aus mit ihrem feinen Gesicht und ihren Augen wie Herzkirschen! Natürlich, hätt' ich's geahnt ... Ich wäre doch, hol' mich der Teufel, der Letzte gewesen, ihm in die Quere zu kommen! Der Duckmäuser und Verklatscher! — Aber von ihm fuchst mich das Alles nicht halb so sehr, wie vom Kommerzienrat! Der kennt mich schon länger! Der handelt an mir wie ein Gauner und Spitzbube! Gott verdamme den Schuft!"

Die Pfeife war ihm erloschen. Es dämmerte stark. Am Ost-Himmel blitzten die ersten Sterne. Ein frostiger Wind machte sich auf und raschelte unheimlich in den Schlehen.

Christian Lichert sah sich gedankenvoll um und grübelte weiter. Alles, was ihn mit diesem Stück Erde hier so innig verknüpfte, zog greifbar an ihm vorüber. Seine Kindheit stieg vor ihm auf, die Streifzüge durch Feld und Wiese und Wald, die warme Glückseligkeit, die er fühlte, wenn er „unsere" Kirche, „unser" Dorf, „unsre"

Gemarkung sagte. Das Alles war sein! Er kannte hier jeden Acker, jeden Dornbusch am Wege! ... Dann kam die Zeit, da er beim Haidhofbauer im Dienst gestanden, bis er, nach Ableistung seiner Soldatenpflicht, von dem Inspektor Hassel, — dem Vorgänger des jetzigen Inspektors — für das Stegemann'sche Gut eingestellt wurde. Fünf Jahre waren seitdem verflossen; die schönsten seit seiner Konfirmation. Alle Einzelheiten traten ihm jetzt so klar in's Gedächtnis, daß er laut hätte aufschreien mögen: sein ruhiges, zufriedenes, fleißiges Leben die Woche hindurch; — Sonntags der Kirchgang nach Kronheim und die Nachmittagsstunden im Roten Krug, wo er am Fenster unter dem Bilde des Generalfeldmarschalls Moltke sein Glas Braunbier trank; — das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu dem Haus, dem er diente; die feste Zuversicht, daß es für immer so bleiben würde ...

Da mußte ihm denn, wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel, die abgeschmackte Geschichte mit der Beschließerin auf das Haupt fahren! Der schrille Mißklang, der ihm grausam das Leben zerriß, kam ihm erst jetzt, in der Scheidestunde, voll zum Bewußtsein. In Kronheim oder sonst in der Nähe hatte er keine Stelle gefunden. Er mußte weit, weit weg, — fort von der Heimat, die ihm doch Alles war, fort von dem Grund und Boden, dem er sein Bestes gewidmet, fort von den Braunen, die er so tief in das kindliche Herz geschlossen.

Sein Blut kochte; er rang nach Atem.

Das war ja gerade, als hätte der böse Feind expreß ihm dies Schicksal angerührt!

Herr Kolb, der Inspektor, fuhr sonst regelmäßig am Sonnabend in die Hauptstadt, wo der Kommerzienrat

Stegemann von Oktober bis Mai sich aufhielt. Nun mußte den Kolb gerad' an dem einen Sonnabend ausnahmsweise der Teufel reiten, daß er die Fahrt unterließ und just in dem Augenblicke das Schloß betrat, wie Lichert das Mädel umklammert hatte und abküßte!

Wenn das kein Unglück war, dann gab's überhaupt keins!

Übrigens, was den Inspektor am meisten gekränkt hatte, das war die Behäbigkeit, mit der die Franziska sich Alles gefallen ließ! Das Mädel hatte ihn wieder geküßt, ihn, den plumpen, garstigen Bauernknecht, — und tüchtig sogar, und fest auf den Mund, — und Kolb war mitten hinein geplatzt in diesen knallenden Gegenkuß! Da war die Sache denn aus! Wütender Brief an den Kommerzienrat! Das Mädel sofort aus dem Haus gejagt! Verletzung des Anstands — Gott weiß, was sonst noch! Na, das mochte Herr Kolb mit sich selber ausmachen. Daß der Kommerzienrat aber auch ihm, dem Lichert, wegen des dummen Spaßes den Dienst aufsagte, und sich so gar nicht erweichen ließ, trotz alles Bettelns und Bittens, — das war eine elende Schurkerei!

Und nun vollends der gemeine Verdacht, der in der Luft lag! Der Kommerzienrat Stegemann hatte ja vorgestern, wie er mal in Geschäften herüber kam, Gott sei Dank keinen Namen genannt: sonst hätte ihm Lichert wohl augenblicklich die Faust an die Zähne gelegt! Man sagte auch nichts, — aber der Knecht fühlte sehr wohl, daß man die Äußerung auf ihn bezog. Silberzeug sollte im Herrenhause abhanden gekommen sein. Lichert hatte mit der Beschließerin etwas zu thun gehabt; da lag's doch nah', — und der widrige Jochen machte auch ganz

ein Gesicht darnach, als ob er die nichtswürdige Verleumdung eifrig in Umlauf setzte . . .

Zorn, Haß und Schmerz quollen dem armen Burschen bis in die Kehle. Er steckte die Pfeife weg, spuckte dann aus, wie Einer, dem alles zum Ekel geworden ist, und packte die Zügel.

„Ich will's dem alten Millionenprotz einträuken!" knirschte er durch die Zähne, während die Braunen langsam zu Thal schritten. „Der Inspektor mit seiner elenden Kriecherei — pah, der ist meinem Zorn zu gering! Aber der Herr Kommerzienrat! Der soll an mich denken! O, ich finde schon was, ich finde schon was!"

Es war jetzt nahezu dunkel. Der Park, das Herrenhaus, die Wirtschaftsgebäude — Alles das bildete eine unzerlegbare Masse. Nur der Hauptschlot der Ziegeleien hob sich in scharfer Silhouette vom bleigrauen Himmel ab und schickte vereinzelte Funken empor, die Lichert starren Blickes betrachtete. Einmal quoll eine dichte Feuergarbe heraus, blitzartig aufleuchtend, so daß der Knecht Halt machte und etwas Unverständliches vor sich hin murmelte. Dann ging's weiter, den Stoß-Weg hinunter, an der Steinauer Tränke vorbei, wo das Wasser, in steinerne Rinnen gefaßt, mit leisem Geplätscher zur Tiefe rann. Wie oft hatten die Braunen hier Rast gemacht! Nun war Alles zu Ende!

So kam er heim, stumpf und wie traumverloren. Er brachte die Pferde zum Stall, rieb sie sorgfältig ab und füllte ihnen die Krippen. Hierauf wusch er sich langsam die Hände und schritt dann quer über den Hof nach dem Gesindezimmer, wo sich die Leute jetzt eben zum Nachtmahl setzten.

„Nun, Christian," sagte der Jochen, und holte sich eine mächtige Ladung Quark aus der Schüssel, „das wär' ja wohl deine Henkersmahlzeit?"

„Nee!" rief die Stallmagd Eudoxia, von ihren Dienstgenossen die feiste Doxel genannt, denn sie war dick wie ein Brauer, „morgen das Frühstück hat er noch hier, Jochen! Und dann zahlt ihm doch auch der Inspektor erst morgen den Lohn aus."

„'S ist ja wahr!" nickte der Jochen. Er hatte die klobigen Ellbogen breit aufgestützt, hielt in der Linken die abgeschälte Kartoffel, und handhabte mit der Rechten den Löffel. Sehr geschickt türmte er eine Kuppe Quark auf die Kartoffel, schob den Bissen mit einer Art bäuerischer Feinschmeckerei in den Mund, und schlang ihn breitkauend hinab. Es machte den Eindruck, als wolle er dem bekümmerten Lichert, der nun in's Ungewisse hinauszog, die Vorteile einer gesicherten Stellung recht schroff zu Gemüte führen. Jochen war jetzt im neunten Jahre schon hier, ein tüchtiger Arbeiter, dem Keiner was anhaben konnte, bei dem Inspektor in Gunst, dem Mitgesinde jedoch wenig sympathisch, denn er „petzte", wie die Stallmagd Eudoxia sich ausdrückte: das heißt, er spielte bei kleinen Unregelmäßigkeiten den Angeber und galt überhaupt für einen Spion, der selbst dem Großknecht hier und da auf die Finger sah. Dem Christian war er besonders abhold, weil der kein Blatt vor den Mund nahm und ihn jüngst bei dem Streite im Roten Krug einen schäbigen Spitzel genannt hatte.

„'S ist ja wahr," sagte der Jochen zum zweiten Mal, nachdem er den Bissen mit einem Schluck Braunbier

hinuntergeschwemmt hatte. „Er muß ja noch abrechnen! Na, ich dachte, er thät's noch heut' Abend!"

„Warum?" fragte Lichert.

„Mir wenigstens paßte das nicht, nach Allem, was vorgefallen, — und wo doch eigentlich schon mit Feierabend die Zeit abläuft."

„Unsinn!" versetzte Lichert. „Du weißt ganz genau, wie's der Brauch ist. Bis Mittag zwölf kann ich bleiben. Aber ich merke, Du suchst hier zu guter Letzt noch Skandal, — aus Freude, daß ich Dir endlich nun Platz mache!"

Der Jochen ließ sich in seiner vermeintlichen Überlegenheit nicht beirren.

„Das red'st Du so hin," sprach er, „— und ist kein Verstand und keine Vernunft dabei. Mich scheert's wohl den Henker, ob Du's hier weiter treibst oder nicht! Ich meinte nur so! Brauch ist's wohl, daß man bis Mittag bleibt, aber kein Recht. Wenn ich so übel stünd' mit der Herrschaft wie Du, und so in barem Unfrieden wegging', so wär' ich zu stolz dazu, mir noch ein Obdach schenken zu lassen und eine Mahlzeit!"

„Schwätz' nicht so albern, Du Tropf!" schrie Christian Lichert, und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß alle Gläser zusammenklirrten. „Seit mir's denkt, ist's nicht anders gewesen! Mit der Arbeit ist's heute zu End', aber gehn thu' ich erst morgen. Und jetzt sag' noch ein Wort — und ich hau' Dir den Quarklöffel über den Kopf, daß Dir Hören und Sehen vergeht!"

„Glaubst Du, daß ich mich fürcht'? Und was die Löffel betrifft, so thät'st Du gescheidter, nicht allemal zuzulangen, wo Du was greifen kannst!"

„Schäm' Dich, Jochen!" sagte die feiste Dorel.

Die Züge Licherts hatten sich bei der hämischen Anspielung Jochens plötzlich verzerrt.

„Schuft!" brüllte er, daß die Stube erdröhnte. „Nun ist's aus mit Dir!"

Er war in die Höhe gefahren, wie ein verwundetes Raubtier. Die Fäuste vorgestreckt, wollte er über den Tisch hin dem Beleidiger an die Gurgel. Seine Nachbarn jedoch fielen ihm rechtzeitig in den Arm.

„Ruhig, Christian!" mahnte der Großknecht. „Vergreif' Dich nicht an dem Kerl! Laß' ihn dreist schwatzen und stänkern, bis er genug hat! Wir glauben's ja doch nicht!"

„Hände weg!" tobte Lichert. „Er soll's widerrufen, der Lumpenhund, oder ich schlag' ihm den Schädel ein!"

„Ich hab' ja gar nichts behauptet!" stotterte Jochen. „Es wird gar Manches erzählt . . ."

„Heraus mit der Sprache! Was wird erzählt? Gleich gibst Du Antwort! . . . Laßt mich los, in drei Teufels Namen! Ich will dem Tropf da die Zähne aufbrechen!"

„Na, na!" brummte Jochen beschwichtend. „Was ich weiß, das wissen die andern auch. Herr Stegemann hat's doch zur Wirtschafterin ganz offen gesagt."

„Er war im Zorn," meinte der Großknecht.

„Ich will's wissen! Hörst Du, Jochen? Silbe für Silbe! Wenn Du die Wahrheit sprichst, soll Dir's vergeben sein, daß Du mir's hier am letzten Abend so vorgeritten!"

„Soll ich die dumme Geschichte noch breit treten?“ knurrte der Jochen. „Hätt' ich doch's Maul gehalten! Aber das kommt davon, weil Du mir immer nicht grün warst und mir kaum guten Tag bot'st! Da hat mich's gepackt und ich wollte Dir was auf den Weg geben. Daß im Herrenhaus allerlei fehlt, weißt Du. Der Kommerzienrat ist dahinter gekommen, wie er neulich den blauen Saal visierte. Na, und als nun Frau Lorenz ihm sagte, sie begreife das nicht, ohne ihr Wissen komme kein Mensch in das Schloß, da meinte er: ‚So? Der Lichert hat sich doch neulich bis in das obre Geschoß verirrt!‘ . . .“

„Das war der Franziska wegen,“ stammelte Lichert, bebend vor Ingrimm.

„Natürlich!“ fuhr Jochen fort. „Aber Herr Stegemann sagte zur Lorenz, — und der Inspektor hat das gehört —, man könne nicht wissen, ob dein verliebtes Gethue mit der Beschließerin nicht am Ende nur Vorwand sei . . .“

„Vorwand? Wozu?“

„Nun, um bei guter Gelegenheit mal was mitgehn zu heißen. Da meinte die Lorenz: möglich wär's. Und dann haben sie deine Kammer durchsucht . . .“

Es entstand eine tiefe Stille. Christian Lichert saß regungslos vor dem Tisch und blickte auf den gefüllten Teller, den er noch kaum berührt hatte. Der Wind drückte die schlecht eingeklinkte Thür auf, so daß die Hängelampe bis zum Gebälk einen rußigen Schwalch emporschickte.

„Nun?“ frug Lichert mit hohler Stimme.

Der Jochen legte den Kopf auf die Seite.

„Gefunden haben sie allerdings Nichts. Aber Herr Stegemann hatte das gleich gedacht ..."

In diesem Augenblick erscholl von den Stallungen her ein leises Wiehern.

„Das ist der Bläß," murmelte Christian hohnerfüllt. — „Der hat mehr Herz im Leib, als Ihr Alle. Der klagt um mich: Ihr aber hört's ruhig mit an, wie ein ehrlicher Kerl beschimpft und besudelt wird, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nimmt!"

Einen Moment lang schien er zu kämpfen, ob er den Jochen da drüben nicht doch zwischen die Arme nehmen und quetschen sollte, bis ihm der Atem ausginge. Dann plötzlich ward er vollkommen ruhig. Eine bessere Ansicht schien sich ihm aufzudrängen. Die Falte zwischen den buschigen Brauen drückte die zielbewußte, starre Entschlossenheit der Verzweiflung aus. Den Jochen, der jetzt heimlich grinsend wieder zu essen anfing, sah er nicht mehr: nur die lange, hagre Gestalt des reichen Fabrikherrn stand ihm vor Augen, des Mannes, der ihn so tötlich verwundet hatte.

Er sprach kein Wort mehr. Finster und in sich gekehrt würgte er einige Bissen hinunter und trank von dem Kornbranntwein, den die feiste Eudoxia ihm tröstend eingoß.

„Gräm' Dich nicht, Christian," sagte sie leise und klopfte ihm mit rührender Gutherzigkeit auf die Schulter. „Du bist, was Du bist, und ein Mensch wie Du findet allweil sein Auskommen."

„Ja, ja," murmelte Lichert zerstreut.

Plötzlich erhob er sich.

„Gute Nacht!“ rief er schwer atmend und ging nach der Thüre, ohne sich umzusehn.

Nun schritt er über den Hof nach dem Pferdestall, nahm die Laterne und sah noch einmal nach Hans und Bläß. Mit großer Behutsamkeit stieg er zu seiner Kammer hinauf, machte sich dort eine Weile zu schaffen, und kam dann, ein mächtiges Bündel unter dem Arm, wieder herunter.

So trat er in's Freie.

Zweites Kapitel.

Auf weitem Umweg über die Grailsberger Straße wandte sich Christian Lichert nach dem westlichen Parkthor, das während der Wintermonate ständig verschlossen war.

Nirgends zeigte sich eine menschliche Seele.

Er warf den umschnürten Bund über die Mauer, faßte die Eisenstangen des Gitters und kletterte hastig hinüber.

Da jetzt ein Fuhrwerk vernehmlich ward, das näher und näher kam, hielt er sich eine Weile hinter dem Thürpfosten. Die Räder des Leiterwagens knarrten vorüber. Als das Geräusch im Dunkel verhallt war, nahm Lichert sein Bündel vom Boden und schritt leise parkeinwärts in der Richtung des Herrenhauses.

Das Herrenhaus war ein ziemlich moderner Bau, aufgeführt an der Stelle eines uralten, reichsgräflichen Schlosses, das während der Freiheitskriege von den Franzosen zerstört worden war. Es bestand aus einem zweistöckigen Mittelbau, den ein stattlicher Turm schmückte und zwei geräumigen Flügeln. Etwas abseits davon, durch mächtige Baumgruppen und wohlgepflegte Boskets

von dem Schloßhof getrennt, lag das epheu-umrankte Haus des Inspektors, dem der gesammte Grundbesitz Reinhold Stegemanns unterstellt war.

Im Dorfe schlug es halb neun. Der Inspektor hatte im Eckzimmer Licht; das Herrenhaus schien wie ausgestorben.

Christian Lichert setzte sich auf eine hölzerne Bank, die halb vergessen am Stamm einer Buche lehnte.

Den Kopf etwas zur Seite geneigt, lauschte er wie der Jäger, der die bedrohliche Nähe des Panthers spürt.

Schritte erschollen auf dem Pflaster des Nebenhofs. Dann kreischte der Pumpenschwengel; man hörte, wie Wasser in ein großes Gefäß strömte. Vermutlich das Dienstmädchen des Inspektors. Nun kam sie zurück. Als sie die Thür öffnete, rief eine Kinderstimme mit großer Lebhaftigkeit: „Anna, Anna!"

Lichert kauerte sich etwas tiefer zusammen. Es war noch zu früh. Es mußte erst still werden beim Inspektor.

Jetzt zuckte ein plötzlicher Strahl auf im Herrenhause. Es trat Jemand in das Balkonzimmer und ging von da zwei Räume hindurch bis zu Herrn Stegemanns Schlafgemach, dessen Fenster geöffnet waren. Ganz deutlich sah man den flackernden Schein auf dem vergoldeten Knauf des Gardinenhalters. Dann fiel ein ruhigeres Licht auf die Gardine selbst. Eine Mädchengestalt war an das Fenster links getreten und hatte die Lampe hinter sich weggesetzt. Die Umrisse der schlanken Figur hoben sich scharf wider die Scheiben ab. Es war die neue Beschließerin, der Ersatz für die weggejagte Franziska, Fräulein Cellarius, eine fatale, hochfrisierte Person, die immer die Unterlippe nach vorn schob und den geschniegelten Kopf

mit dem Schildpattkamm und der farbigen Schleife stolz in den Nacken warf.

Lichert war ihr ein paar Mal begegnet: er hatte den Eindruck gehabt, als ob sie ihn heimlich verspotte. Es lag eine aufgetakelte Vornehmheit und Selbstbewußtheit in ihrem Blick, der zu besagen schien: „Falls etwa mich der Herr Inspektor nächstens mit seiner Aufmerksamkeit beglückt, wie ich nicht zweifle, so werd' ich gescheidter sein als Franziska. Übrigens, welch ein Geschmack! Dieser Lümmel von Christian, für den selbst die feiste Dorel zu schad' wäre!"

Lichert hatte dies gründlich herausgefühlt. Ein lebhafter Widerwille war in ihm aufgekeimt, dem Abscheu verwandt, den manche Personen vor krabbelnden, buntschillernden Käfern empfinden.

Jetzt, wie er das unangenehme Geschöpf da am Fenster erblickte, ward ihm zu Mut, als ob sie ihm all die Unbill verkörpre, die er zu dulden hatte. Eine verteufelte Kröte! Und die that nun hier ganz, als wär' sie zu Hause! Lichert begriff nicht mehr, daß Fräulein Cellarius nur die Obliegenheiten ihres Berufs erfüllte, wenn sie die Fenster schloß, Umschau hielt, wieder zurückging und im Balkonzimmer die Jalousien herabließ. Das Alles wurmte ihn tief. Es war, als geschähe es ihm zum Tort, als sei überhaupt dies verschwenderisch ausgestattete Schloß ein schnöder, bewußter Hohn auf den Trostlosen . . .

„Ihr sollt mich kennen lernen!" raunte er durch die Zähne. „Ihr sollt mich kennen lernen!"

Er schüttelte sich wie Einer, der friert, und zog die breiten, stämmigen Schultern bis zu den Ohren hinauf.

„Wenn's nur glückt! So gar leicht wird die Sache

nicht gehn! Die Lorenz verbarrikadiert sich ja wie in Feindesland. Eh'r noch vom Keller aus! ... Freilich, der Keller wird wohl gemauert sein! ... Nun, es findet sich schon! ... Es muß sich was finden! Ich thu's ihm an, dem verfluchten Schuft, der mich so auf die Straße wirft, und sollt' ich mir erst eine Leiter holen und einsteigen! Das Schloß hier ist ja sein Steckenpferd; darauf protzt er am meisten und thut sich dicke, wenn die Barone und Grafen herüberkommen und fest schlampampen und ihm dann Komplimente machen. Für heuer mag er sich's nun verkneifen!"

Die Thüre des Mittelbau's öffnete sich. Mit rauhem Gebell stürzte eine gewaltige Dogge ins Freie. Fräulein Cellarius blieb einen Augenblick auf der Schwelle. Sie hielt noch die Lampe.

„Brav, Pluto!" rief sie mit heller Stimme. „Halt gute Wacht da draußen!"

Dann trat sie zurück und schob mühsam den eisernen Riegel vor, während die Dogge mit großen Sätzen über den Hof sprang, eifrig am Boden schnupperte und zuletzt, wie das Rascheln der dürren Blätter verriet, in die Boskette eindrang.

Christian Lichert verzog spöttisch den Mund.

„Alberne Tröpfe! Glauben, der Hund da schützt sie! Ja, vor den Landstreichern, oder den Bauern, die euch das Holz stehlen! Die Strafe des Himmels aber kann er nicht abwenden. Mir thut er nichts. Er ahnt schon, daß wir beide das nämliche Loos haben: — Mühe bei Wind und Wetter, und dann, zum Lohne, den letzten Fußtritt!"

Nein, Christian fürchtete nicht das prachtvolle Tier,

das jetzt mit riesigen Sätzen durch das Gebüsch brach. Die Dogge kannte ihn ja! — Wie manchmal hatte er ihr das glänzende Fell gestreichelt, wenn er am Parkthor vorüber kam, wo sie den Kopf wider das Gitter preßte! Gleich von Anfang war Lichert mit ihr vertraut gewesen. — Pluto, der sonst so bissig war, so unnahbar, litt sofort die Berührung. Er las wohl in dem knorrigen Antlitz des Mannes, der sich so gütig zu ihm herniederbog, das echte Wohlwollen, das nur den Wenigsten eignet, die unerlernbare Sympathie mit der wortlosen Kreatur. Das war ja für Christian Lichert charakteristisch: er verstand sich mit jedem Tiere; — ach, oft besser als mit den Menschen! — „So ein Vieh hat doch auch ein Gemüt —“, das war sein ständiges Wort, wenn ihn der Jochen wegen der zärtlichen Sorge für den Bläß und den Hans foppte. Ja, er war fest überzeugt, daß auch die Tiere einmal in den Himmel kämen. „Denn,“ sagte er, „soll so ein Pferd, das sich geduldig einschirren läßt, oder im Krieg seinem Reiter das Leben rettet, unserm allmächtigen Herrgott weniger gelten, als ein Hallunke, der seine Mitmenschen peinigt und schindet und zur Verzweiflung bringt?“

Der Hund schlug jetzt an: im nächsten Moment sprang er auf Christian los. Der starke Petroleumgeruch, der aus dem Bündel aufstieg, hatte der Dogge die Witterung gefälscht, so daß sie den Freund nicht erkannte.

Christian packte das Ungetüm und warf es zurück wie ein Schoßhündchen.

„Pluto! Närrischer Kerl!“ sagte er flüsternd, und klopfte sich auf den Schenkel. „Na, komm her! Oder nimmst du Partei für den faulen Millionenprotz, der dir zu fressen gibt?“

Das Tier duckte sich wie beschämt. Schweifwedelnd kroch es heran und leckte dem alten Kameraden die Hand.

„So ist's recht! Du gibst mir den Abschiedskuß! Auch hier ist also doch einer, dem's leid thut! Nicht wahr, wenn du mir helfen könnt'st?“

Voll tiefer Rührung erhob er sich:

„Da, geh' her! Leg' dich hier auf die Bank! So! Und nun bleibst du still, ganz still!“

Pluto legte sich langwegs hin und schmiegte den Kopf wider die Vorderpfoten, als wolle er einschlafen.

„Wart'!“ sagte der Knecht.

Er nahm einen Strick aus der Tasche, zog ihn dem Hund durch den Halsbandring und knüpfte das andere Ende fest an den Buchenstamm.

So war's doch sicherer!

Nun trat er vor und lugte verhaltenen Atems durch das Gebüsch.

Das Licht im Inspektorhause war längst erloschen; man ging hier zeitig zu Bett. Übrigens mußte es jetzt beinahe zehn sein.

Das Bündel unter dem Arm, schlich Christian leise dem Schloßhof zu und machte spähend die Runde um's Herrenhaus. Den Flügel rechts ließ er ganz außer Acht. Er wußte: hier schlief die Oberwirtschafterin und die Beschließerin. Um so eifriger untersuchte er den Flügel links, wo die Umfassungsmauer ihn vollständig deckte.

Aus der Wammstasche nahm er ein Stückchen Talglicht hervor, steckte es an und leuchtete dann mit fiebrischer Neugier in die vergitterten Kellerfenster.

Zunächst war da wenig zu sehen. Die beiden Fenster

gehörten zum Weinkeller. Hier lag wohl etwas Stroh: aber die Mauern starrten so kahl und massiv, daß sich auch die lebendigste Flamme nicht ausbreiten konnte.

Der zweite Raum und der dritte glichen dem ersten auf's Haar.

Der vierte jedoch ...! Etwas so Günstiges hätte sich Christian nicht träumen lassen. Das war, streng genommen, kein Keller, sondern ein unterirdisches Zimmer mit flacher Decke ... Die Fensterflügel hinter dem Gitter waren geöffnet. Richtig — nun entsann er sich ja! Er stand vor dem Souterrain eines erst kürzlich errichteten Anbau's: drei Geschosse mit einer Holzveranda; nach der Meinung des Herrn Kommerzienrats etwas sehr Stilvolles, Originelles; eine Verunstaltung, wie die Kenner behaupteten.

Als Lichert vorquellenden Auges in dieses unterirdische Zimmer hineinstarrte, zuckte es jäh und wild über sein Antlitz. Da drunten befand sich eine erdrückende Masse von Brettern und Latten, — bemalte Leinwand, Vorhänge, Flitterkostüme und ähnliche Dinge, die leicht auflodern. Herr Stegemann verwahrte hier vorläufig die Kulissen und Requisiten für sein demnächst zu eröffnendes Liebhabertheater. Christian hatte davon gehört. Sie wollten Komödie spielen, die vornehmen Herrschaften; denn das Jagen, Tanzen und Ausfahren kriegten sie schließlich satt, das war ja begreiflich.

Der Knecht stellte die Kerze, die ihm schon zweimal ausgegangen war, dicht an's Gemäuer und schob einen Stein davor. Dann löste er die Schnur seines Bündels, nahm das petroleumgetränkte Heu heraus und zwängte es, in vier Teile zerlegt, zwischen die Gitterstäbe, so daß

es dort haften blieb. Hiernach hob er die Kerze vom Boden, steckte die Heupäckchen der Reihe nach an, und stieß sie energisch hinab, unbekümmert daß er sein Wamms versengte und sich die Knöchel verbrannte. Zuletzt warf er die Sackleinwand und den Talgstummel nach.

Da drunten erhob sich sofort ein helles Geprassel. Christian sah noch, wie die Flammen an dem Bretter-gerüste emporleckten. Dann schlug ein dichtquellender milchglasfarbiger Schwalch durch die Luken und rollte sich in Gestalt vorweltlicher Ungeheuer, bald zerfetzt, bald klumpig und wolkenhaft, an den Mauern empor.

Lichert stand einen Augenblick wie betäubt. So rasch und gewaltig hatte er sich die Wirkung nicht vorgestellt.

Nun riß er sich los. Auf dem nämlichen Wege, den er gekommen war, eilte er nach der Stelle zurück, wo Pluto noch still und geduldig auf seiner Bank lag.

Als Lichert die Schlinge aus dem Halsband herausziehen wollte, fiel ihm bei, der Hund würde zu frühzeitig Lärm schlagen. So nahm er ihn mit bis an das Parkthor, wo er ihn abermals festlegte.

„Ruhig! Ganz ruhig!“ sprach er halb liebkosend, halb gebieterisch.

Dann stieg er hinüber.

Wie er die eisernen Stäbe umklammerte, merkte er, daß ihn die Hand schmerzte; auch roch sie verräterisch nach Petroleum, ebenso wie sein Wamms.

Eine plötzliche Angst überkam ihn.

„Himmel und Hölle, das hab' ich dumm gemacht — strohdumm!“ knirschte er durch die Zähne. „Nun heißt's ausreißen — oder sie packen mich noch vor Tag!“

Jetzt erst erkannte er, daß er in seiner wütigen Rachsucht kaum an das Nächste gedacht hatte. In's Gehöft konnte er nicht zurück; bis er da ankam, würden die Leute schon alarmirt sein; denn der Brand griff mit furchtbarer Geschwindigkeit um sich. Nichts hatte der rasende Mensch vorgesehn, was die Spuren der Thäterschaft hätte vertilgen können. Nur das eine verwerfliche Ziel vor Augen, war er drauf losgestürzt, ohne zu fühlen, daß er von vornherein so gut wie entdeckt war.

Drittes Kapitel.

Christian Lichert rannte wohl zehn Minuten lang querfeldein wie von Sinnen.

Er kam an ein Bauernhaus. Vor der Thür floß ein Brunnen. Hier kühlte er seine schmerzende Hand und wusch sich die Jacke. Der Petroleumgeruch wollte nicht weichen. Das ging nur mit Seife weg. Aber woher die nehmen?

Wenn er hier in das Haus trat — — —? Die Küche war noch erleuchtet; ein altes Mütterchen wusch da bei einer rußenden Thranlampe. Er konnte ja sagen: „Ich komme von Langsdorf und bin auf dem Feldweg gestürzt.“ Die Frau kannte ihn nicht: die Gegend hier gehörte nicht mehr zum Gut, und wenn es Feiertag war, zog's ihn ja immer nur in sein Heimatsdorf.

Er wühlte die Hände tief in den Ackergrund, schmierte sich auch das Wamms voll Erde und pochte dann hoffnungsfroh an die Scheiben.

„Herr Jesus!“ rief die Alte am Waschtrog.

„Keine Angst, liebe Frau! Laßt mich ein! Ich bin hier gestürzt und hab' mir die Knöchel zerschunden. Gebt mir Wasser und Seife, — ich zahl's Euch!“

„Gott soll mich behüten!“ kreischte die Bäuerin. „Philipp, wach' auf!... Nimm dein Gewehr, Philipp!... Räuber und Mörder!“

Lange bevor es im Nebenzimmer nun laut ward, hatte schon Christian Lichert das Weite gesucht. Abermals rannte er zehn Minuten lang blind vor sich hin, stolperte wirklich und verstauchte sich heftig den Fuß.

Nun machte er Halt. Seine Brust keuchte; von der Stirne troff ihm der kalte Schweiß. Er lehnte sich wider den Stamm eines Kirschbaums und starrte hinüber nach dem Schauplatz seines Verbrechens. Der neue Anbau flammte schon hell auf. Jetzt röteten sich die Fenster auch weiter rechts, — und himmelan sauste die Lohe von allen Seiten. Fast in dem nämlichen Augenblick rührten sich in den benachbarten Dörfern die Sturmglocken, dumpf, schauerlich, wie ein heulender Klageruf wider den Frevler; erst die Glocken von Kronheim, die ihn bisher, — ach, mit wie andrer Stimme! — zur Kirche gerufen; dann, aus weiterer Ferne, die Glocken von Langsdorf und Grailsberg.

Lichert stand regungslos. Nur seine Lippen zuckten in unsäglicher Pein. Und dann ward aus dem lautlosen Zucken ein vernehmliches Wort, das er langsam und wie geistesabwesend vor sich hin sagte:

„Brandstifter!“

Er wiederholte die schrecklichen Silben, — und sie klangen ihm wie etwas Fremdes, noch nie Gehörtes! Er war ein Brandstifter — und die Brandstifter kamen ins Zuchthaus!

Gell aufschreiend warf er sich in die Knie.

„Allbarmherziger Gott, was hab' ich gethan, was hab'

ich gethan! Aber der Jochen ist schuld, beim Tode Christi, einzig der Jochen! Der hat mich gequält, bis mir die Galle zu Gift ward! O du allmächtiger Vater im Himmel, ich bin ja verloren! Wo soll ich hin —? Und man sieht's mir auch an; ich hab' ja nicht lügen gelernt! Sie fassen mich — sie sperren mich ein — zeitlebens!"

Er sank nach vorn über und barg sein Gesicht in dem thaufeuchten Erdgrund.

Ein Klirren und Rasseln schreckte ihn auf.

Über den nahen Feldweg kam die Feuerspritze der Langsdorfer. Die stämmigen Gäule saus'ten in vollem Galopp. Einer von der Bemannung hielt eine Fackel, die ihr schwankendes Licht auf zehn oder zwölf jugendstarke Gestalten warf.

Lichert erhob die Arme als wollte er sagen: „Nehmt mich mit!"

Er fühlte sich elend über die Maßen!

Früher — o Gott! Bei jedem Anlaß, wo es zwei kräftige Fäuste galt, war er der Erste gewesen. Nichts schien ihm zu schwer und zu mühsam. Damals bei der entsetzlichen Wassersnot — wie freudig war er mit beigesprungen! Er besaß ja sogar die Medaille ‚Für Rettung von Menschenleben' — — Und jetzt? Nun kauerte er, ein Geächteter, abseits; nun war er die Ursache all des Getümmels und Aufruhrs, er, der feige, erbärmliche Bube, der sich nicht scheute, hinterrücks das Eigentum seines Brotherrn in Brand zu stecken!

Wie unbedeutend erschien ihm jetzt Alles, was ihn vor Kurzem noch so empört hatte: die schroffe Entlassung, der Hohn Jochens, ja selbst der Verdacht der Unredlichkeit, in dem er gestanden! Was konnte ihn der bloße

Verdacht kränken, wenn er ein reines Gewissen hatte? Jetzt aber war es kein bloßer Verdacht, was ihn zu Boden drückte, sondern die Last einer unabwendbaren Wirklichkeit, eines Verbrechens, das ihm das Leben für allezeit aus den Fugen renkte.

Gott, o Gott, wenn es am Ende doch nicht herauskäme! Christian Lichert wollte ja Alles thun, um seine Missethat wieder gut zu machen! Den Schaden freilich konnte er nicht ersetzen; aber das war auch das Wenigste. Der sechsfache Millionär würde das Herrenhaus wohl verschmerzen, — und er war wohl versichert, und die Gesellschaften hatten ja Geld wie Heu! — Nein, mehr innerlich, meinte der Lichert. Aber wie? Vielleicht wenn er löschen half? Wenn er sich selbst in Gefahr brachte, um Das oder Dies aus dem brennenden Schlosse herauszuholen?

Er raffte sich auf. Die Schmerzen verbeißend, die sein stark anschwellender Fuß ihm verursachte, schlug er den Weg nach der Brandstätte ein.

Von Weitem schon hörte er den verworrenen Lärm, der solche Elementar-Katastrophen kennzeichnet. Das ganze Gutspersonal war auf den Beinen. Aus Kronheim strömten noch immer neue Scharen von Bauern und Fabrikarbeitern herzu. Die Langsdorfer Spritze hatte bereits ihr Werk begonnen; die Lösch-Eimer flogen von Hand zu Hand; der armsdicke Wasserstrahl bohrte sich zischend in die gefräßige Glut, die gleichwohl ungestüm überhand nahm.

Verstört, atemlos, über und über mit Ackererde besudelt, trat Christian Lichert durch das breitgeöffnete Hauptthor. Blödsinnig lächelnd, um seine Angst zu bemänteln, hinkte er auf den Schloßhof.

„Da ist er!“ schrie eine dröhnende Stimme.

Jochen, sein Todfeind, packte ihn bei den Schultern. Eh' er noch zur Besinnung kam, sah Christian sich von allen Seiten umringt.

„Mordbrenner!“ brüllten die Bauernburschen. „Hast noch die Frechheit, mit zuschau'n zu wollen? Hat sie Dir je was gethan, Du Schuft? So ein frisch-junges Blut — und nur, weil sie's nicht trieb wie die Andre, die sich dem Kerl an den Hals warf!“

Lichert war so vollständig niedergedonnert, daß er sich gar nicht zur Wehr setzte. Seinem schlichten Verstande schien es unfaßbar, daß man sofort bei seinem Erscheinen ihn als den Thäter bezeichnete. Er überblickte nicht gleich den Zusammenhang, der doch so einfach war. Als das Gehöft durch die Sturmglocken alarmiert wurde, hatte nur er unter den Knechten gefehlt. Das allein schon genügte. Dann war der laut heulende Pluto am Parkthor entdeckt worden, — Pluto, an den sich keiner herangetraute, als Lichert. Und nun kam dieser Lichert in einem Zustand, der jeden Zweifel erstickte, von Angst zerfoltert, stier, seiner Sprache nicht mächtig, das Urbild eines verzweifelten Sünders. Nur die eine Frage noch blieb vielleicht in der Schwebe: was ihn hierher geführt? Alles Übrige war so klar wie die Sonne.

„Christian, Christian,“ schluchzte die feiste Dorel, „das hätt' ich Dir wahrlich nicht zugetraut!“

Er sah und hörte nichts mehr.

Der Gensdarm, der mit der Langsdorfer Spritze herübergekommen war, band ihm die Hände und führte ihn abseits.

„Hier — hingesetzt!“ schnob er ihn an. „Und nicht

gerührt! Sie wären, bei Gott, nicht der Erste, den ich beim Durchbrennen über den Haufen schösse!"

Der Gensdarm wollte noch abwarten, ob seine Gegenwart sonst nicht von Nöten sei.

Christian kaute wie stumpfsinnig an der Lippe. In seinem Gehirn war alles wirr durcheinander geschüttelt. Eins nur tauchte jetzt auf, wie eine gurgelnde Blase ... Was, was hatten die Kerle gebrüllt, als sie ihn Mordbrenner nannten? „Hat sie Dir je was gethan?" — Wer denn? Sein Verbrechen galt doch dem Stegemann! „So ein frisch-junges Blut ...!" Himmel und Hölle! Wär's möglich ...?

Da mit einem Mal ging eine sonderbare Bewegung durch die vielköpfige Masse, ein Brausen und Schwirren, mit jähen Rufen des Zornes, des Mitleids und des Grausens gemischt.

Zwei von den Kronheimern, die verwegensten Burschen des Dorfes, zeigten sich an einem der Bogenfenster, zwischen rotschwehlenden Rauchwolken. Der eine trug einen weiblichen Körper, der ihm schlaff und willenlos über der Schulter hing, während der Andre sich mit Ungestüm hinaus auf die Leiter schwang. So brachten die beiden Wackeren, die selbst beinah' erstickt und verbrannt wären, das Mädchen in Sicherheit.

Fräulein Cellarius — die stolze, schlanke Blondine, ‚die immer den Kopf so im Nacken trug' — bot einen schrecklichen Anblick. Einer der Burschen hatte ihr seinen Kittel um Brust und Hüfte gelegt; das Nachthemd, zur Hälfte verkohlt, wehte in Fetzen um ihre Kniee. Sie war bewußtlos.

„So ein elender Schuft!" brüllte Jochen und ballte

die Faust gegen Christian. Da, sieh her, was Du da angerichtet! Man sollte den Kerl gleich in Stücke hauen!"

„Mordbrenner!" schrie es vielhundertstimmig.

Es bedurfte der ganzen Autorität des Gensdarmen, um die andrängenden Rächer der unglücklichen Beschließerin im Zaume zu halten.

„Rührt ihn nicht an!" rief er mit barscher Kommandostimme. „Der gehört dem Gesetz! Himmelkreuzdonnerwetter, ich sag's euch doch! Wer nicht pariert, den nehm' ich in Haft!"

Bei diesen Worten hob er mit großer Entschlossenheit das Gewehr.

Lichert hatte dem Ansturm der Gegner gleichgültig Stand gehalten. Sein Antlitz war fahl und verzerrt; die Lippen bläulich. Während der ersten Minuten rang er umsonst nach einem Wort der Verteidigung. Endlich scholl es wie der verhaltne Schrei eines Träumenden:

„Ich hab's nicht gewußt, ich hab's nicht gewußt!"

„Was wollen Sie nicht gewußt haben!" frug der Gensdarm.

„Beim Blute Christi, ich hab's nicht gewußt!" wiederholte der Knecht schlotternd. „Ich dachte, die Frauenspersonen schliefen im andern Flügel!"

„Das lügt er!" versetzte der Jochen. „Ich hab's ihm ja selber gesagt, — vorige Woche! — ‚Du', hab' ich gesagt, ‚die Lorenz und die Beschließerin müssen ihr Nest räumen, weil der Herr die zwei Stuben für sein Theater braucht. Da wird allerlei umgekrempelt; die Maurer sind schon bestellt und die Zimmerleute.' — Nein, das ist Schwindel! Ganz expreß hat er's gethan, und aus Wut, denn er war der Beschließerin gram, weil

sie nicht so vergnügt mit sich umspringen ließ, wie die Vorige!"

Lichert war fassungslos.

Kaum vernehmlich stöhnte er vor sich hin:

„Glaubt ihm nicht! Er will mich ins Unglück stürzen!"

Die beiden Kronheimer hatten das schrecklich entstellte Mädchen vorsichtig auf ein paar Pferdedecken gelegt. Frau Lorenz, die dem Schicksal der armen Beschließerin gerade nur knapp entgangen war, kniete der Unglücklichen händeringend zur Seite.

Jetzt in der Kühle der Nachtluft wich die Betäubung. Fräulein Cellarius schlug mit dem Ausdruck wilden Entsetzens die Augen auf. Wimmernd bat sie um Wasser. Man flößte ihr einige Tropfen zwischen die Lippen. Nun holte sie tief Atem, — und stieß dann Laute des Schmerzes und der Verzweiflung aus, die Allen durch Mark und Bein gingen. Sie wand und sie wälzte sich, als wäre die Decke, auf der sie lag, von glühendem Erz. Ihr Anblick war herzzerreißend.

Licherts Zähne klapperten wie im heftigsten Schüttelfrost.

„Führt mich hinweg!" brüllte er aufspringend. „Ich kann's nicht ertragen! Fort will ich, — fort — ins Zuchthaus, wo ich von Rechtswegen hingehöre! Sie, Gensdarm, was lassen Sie mich hier stehn? Fort will ich, — in dieser Minute noch!"

„Sie werden sich wohl gedulden!" sagte der Landgensdarm im Hochgefühl seiner Würde. „Das Zuchthaus kriegt Sie noch früh genug — und vielleicht für immer!"

„Ja wohl," meinte der Jochen, der mit den Strafbestimmungen äußerst vertraut schien; „wenn das Mädchen

da stirbt, so gehst Du auf Lebenszeit! Ich hab's allweil gesagt, und es bleibt eine echte und ehrliche Bauernregel: ‚Reifes Korn und reife Spitzbuben . . .‘ Na, Du kennst ja das Sprüchel.“

„O Du, Jochen, wär'st nun der Letzte, der so zu reden braucht'!“ höhnte die feiste Dorel.

„Schaf, dummes! Geht's Dich was an? Hören Sie doch, Herr Gensdarm, die will sich hier aufspielen! Grad' als thät's ihr noch leid um den Buben da! Bist ja von lang her ihm grün! Hast ihm heut Abend noch zugesprochen, eh' er davon ging! Nun, die Herren vom hohen Gericht interessiert's vielleicht, was ihr geschwatzt habt.“

„Kommst Du mir so, Lump?“ sagte die Stallmagd. „Mich, mich willst noch verdächtigen? Bist ja immer ein schäbiger Hund und Spion gewesen; jetzt aber hat's halt geschellt!“

Sie stürzte zornglühend auf ihn los. Man kannte die sonst so milde Eudoxia nicht wieder. Ein zermalmender Faustschlag hätte das Antlitz Jochens getroffen, wäre nicht der Gensdarm rechtzeitig mit dem Kolben seines Gewehrs zwischen das zürnende Mädchen und ihr verblüfftes Opfer getreten.

„Ruhe!“ gebot er mit fester Stimme. „Wenn Sie Skandal machen, schlepp' ich Sie mit nach der Stadt! So ein rabiates Weibsbild! Will sich hier prügeln, als wär' ich Luft.“

„Weil der Jochen mich anschwärzt!“ sagte die Stallmagd. „Und dann, wie jämmerlich, Herr Gensdarm, einen Menschen, der doch im Unglück ist und sich nicht wehren kann, so mit Schmutz zu bewerfen! Wenn's der Lichert doch nicht gewußt hat, daß sie dort schläft . . .“

„Na ja, sie verteidigt ihn!“ knirschte der Jochen. „Meinetwegen, ich sag' nichts mehr! Aber daß er's gewußt hat, das will ich beschwören!“

Lichert warf ihm einen verzweifelten Blick des Hasses zu.

„Könnt' ich Dir an die Gurgel!“ keuchte er zähnefletschend. „Dich, Hund, möchte ich wohl bei lebendigem Leibe verkohlen sehn!“

„Da hört ihr's!“ rief Jochen siegesbewußt. „Nun hilft kein Leugnen mehr! Das hat ihn geliefert!“

Man hatte das schwerverwundete Mädchen, das fortwährend jammerte, unterdeß nach dem Haus des Inspektors gebracht. Die ganze linke Seite war schrecklich verbrannt; selbst das Gesicht trug erhebliche Spuren, wenn auch der erste entsetzliche Eindruck sich abschwächte, nachdem man ihr das verkohlte Haar aus der Stirne gestrichen.

Während Frau Lorenz und die Magd des Inspektors sich gemeinschaftlich mühten, der armen Dulderin einige Linderung zu schaffen, sank sie drei- oder viermal in Ohnmacht.

Gegen ein Uhr kam der Langsdorfer Arzt, der die Patientin sorgfältig untersuchte. Die Brandwunden waren, abgesehn von zwei Stellen über der Hüfte, nicht sonderlich tief. Der große Umfang jedoch der Hautpartieen, die völlig zerstört waren, ließen die Sache bedenklich erscheinen.

„Ich fürchte das Schlimmste,“ sagte der Arzt zum Inspektor. „Auf jeden Fall muß sie fort; nach Strehlberg ins Krankenhaus. Nur dort findet sie die geeignete Pflege. Drei Wochen lang unter Wasser, — dann ist's ja möglich, daß sie davon kömmt.“

Nun gab er die Anweisungen für den Transport.

„Nehmen Sie Ihren größten Heuwagen, Herr Inspektor, und hängen Sie da mit Ketten freischwebend eine Matraze fest. Darauf betten sie die Patientin so weich wie möglich, aber nicht gar zu warm. Erst eine Lage ölgetränkter Watte über den Körper, dann ein paar Leintücher; zuletzt eine Wolldecke. Wasser, Fruchtsäfte, Wein lassen Sie beipacken; etwas kalte Milch für den Notfall. Ihren tüchtigsten Reiter schicken Sie vor. Ich geb' ihm ein paar Zeilen mit an die Krankenhaus-Direktion. So findet man bei der Ankunft Alles in Ordnung. Jede Stunde ist hier von Wert."

Das Feuer hatte indessen mit großer Stetigkeit um sich gegriffen. Die beiden Spritzen erwiesen sich machtlos. Die Flammen bedrohten jetzt auch den Mittelbau.

Immer noch stand Lichert bewegungslos bei dem Gensdarmen und folgte verglasten Blickes dem Fortschreiten der Zerstörung, die sein Werk war.

Wie jetzt der Arzt sich entfernte, ging ein sonderbares Gemurmel hinter ihm drein.

„Die Beschließerin . . ." glaubte Christian zu hören. „Sie kommt nicht wieder auf . . ."

Und gleich darnach hieß es mit großer Bestimmtheit:

„Sie ist eben gestorben. Die Leiche wird nach Strehlberg gebracht zu der Mutter . . ."

Der Wind hatte sich jetzt gedreht. Ein heulender Stoß fuhr in die Flammen und goß einen Funkenregen über die Löschmannschaften, der Alles für Augenblicke zu lähmen schien.

Der Inspektor trat auf den Hof. Beim Anblick der

immer wachsenden Feuersbrunst senkte er wie verzweifelt das Haupt.

„Ist's wahr," fragte Lichert, zaghaft wie Einer, der sein letztes Urteil erwartet, „ist sie — — — tot?"

Der Inspektor kehrte sich ab. Dann erteilte er seine Befehle betreffs der Rüstung des Leiterwagens. Jochen sollte kutschieren. Vier Kronheimer erboten sich freiwillig zur Geleitschaft.

„Das ist schön von euch," sagte Frau Lorenz. „Aber vorsichtig, hört ihr? Nicht zu schnell in der Finsternis! Und vor Allem: redet mir nichts, was sie aufregen könnte!"

„Also sie lebt?" rief Christian Lichert mit Jochen zugleich.

„Ja, vorläufig!" wandte sich die Wirtschafterin zu Jochen. „Wie lang es noch währt, das freilich steht nicht geschrieben. Der Doktor gibt uns nur wenig Hoffnung. Aber wir wollen doch unsre Schuldigkeit thun bis zuletzt!"

„Dann lassen Sie ja nicht den Jochen kutschieren!" rief Christian so gell und so laut, daß es den Lärm auf der Brandstätte weit übertönte. „Der ist im Stande und wirft sie um! Der will mich zu Grunde richten!"

„Ob der Kerl wohl das Maul hält?" brüllte der Landgensdarm, und hob wie drohend den Karabiner. „So Einer denkt natürlich in seiner Gemeinheit, alle Welt ist so schuftig wie er!"

Dann zum Inspektor:

„Wär's vielleicht einzurichten, so möcht' ich den Arrestanten gleich mit auf den Wagen packen. In Strehlberg ist das Gefängnis, wo ich ihn abliefern muß, und eh' ich erst wieder nach Langsdorf laufe . . ."

„Ganz wie Sie wollen. Platz ist ja vollauf da. Nur daß mir der Mensch nicht Skandal macht!"

„Dafür sorge ich schon, Herr Inspektor. Und ich danke auch bestens!"

„Können wir nicht zu Fuß gehn!" fragte der Knecht mürrisch.

„Aha!" rief der Gensdarm. „Nun packt ihn ja doch wohl der Schauder, so gemeinschaftlich mit dem elenden Opfer hinauszufahren! Aber das hilft nichts! Wird schon noch besser kommen, wenn er erst einmal in der Zelle hockt."

Kurz vor zwei, als eben die Strehlberger Spritzen kräftig mit eingriffen und augenscheinlich dem Brande den Weg verlegten, rollte der Leiterwagen, mit zwei großen Laternen versehen, langsam über die Vicinalstraße, — in der Mitte das schwebende Krankenbett, vorn der triumphierende Jochen mit den vier Kronheimern, hinten der Landgensdarm und sein Gefangener.

Christian Lichert saß quer, mit dem Rücken wider die rechte Leiter; der Vorsicht halber hatte man ihm auch die Füße mit Stricken verschnürt und eine Kette um seinen Leib gezogen, die ihn fest an den Wagen schloß.

Der Gensdarm, das Gewehr in der Hand, kauerte links, und warf zuweilen einen prüfenden Blick auf die derbe Gestalt, die keinen Laut von sich gab. Dem kolossalen Burschen da war nicht zu trauen. Er sah ganz darnach aus, als könne er mit einem einzigen Ruck seine Fesseln zersprengen, wenn er nur wollte.

Christian Lichert aber wollte nichts mehr. Im Anfang hatte er mit verzweifelter Aufmerksamkeit dem leisen Wimmern des verwundeten Mädchens gelauscht, immer

von der entsetzlichen Angst gepeinigt, das Wimmern möchte mit einem Mal und für immer verstummen.

Dann stellte er, halbträumend, seine Betrachtung darüber an, wie schnell doch die Dinge im Leben sich ändern. Vor wenigen Stunden noch hatte er die „Hochnäsige“, die den Schildpattkamm so keck auf der flotten Frisur trug, am Fenster des schlafenden Herrenhauses erblickt, — schlank, frisch und gesund; er selber war frei gewesen er hätte die schreckliche That noch zurückdämmen, er hätte ruhig in seine Kammer klettern und einschlafen können: und jetzt lag dies blühende Mädchen halbverkohlt ihm zu Häupten; das Haar und der Kamm und die Keckheit waren hinweggeflackert, — und er selber hätte doch mit ihr tauschen mögen!

Nach und nach überkam ihn die vollkommenste Gleichgültigkeit.

. Mochten sie mit ihm anfangen was sie wollten: es war ja nun doch alles verspielt, und die einzige Lösung, die er noch wünschen konnte, der Tod. —

Viertes Kapitel.

Vor dem Justizpalast in der Weylbrunner Straße brannten bereits die Laternen, als ein vornehmer junger Mann von beiläufig dreißig Jahren im eleganten Herbstpaletot auf der Freitreppe erschien, sich gähnend die Handschuhe zuknöpfte und langsam die Stufen hinabstieg.

Er blieb einen Augenblick stehn, wandte sich dann nach rechts, und schlenderte über den menschenbelebten Asphalt nach dem Friedrichsplatz.

Dort angelangt, ging er vor den erleuchteten Scheiben des „Café Reichskanzler“ auf und ab, schaute zum Himmel empor, wo die Kugel des Jupiter gelb im Azur schwamm, blickte zur Abwechslung einigen Damen, die ihm begegneten, kühl und keck unter den Hut, pfiff halblaut ein paar übermütige Takte aus Millöckers neuester Operette und öffnete schließlich die breite Glasthür, um einzutreten.

Es war im Oktober. Die Uhr am Büffet zeigte drei Viertel auf sieben.

Der junge Mann ließ sich vor einem der schwarzen Marmortische unweit des Fensters nieder und bestellte sich einen Alasch. Dann hob er den Klemmer und musterte

etwas impertinent die beiden Conditormädchen, die hinter den Kuchentellern und Pralinés-Glocken beschäftigt waren.

Plötzlich erhob er sich, kam auf die Hübschere links zu, grüßte mit einer flüchtigen Kopfbewegung und sagte dann lächelnd:

„Seh' ich denn recht . . .? Fräulein Franziska . . .?"

Das Mädchen wußte nicht gleich, ob sie ihn unhöflich oder artig behandeln sollte. Der Herr mit dem Klemmer war ja der Sohn des Mannes, der sie im vorigen März auf Anstachelung des wutentbrannten Inspektors Kolb so schnöde entlassen hatte! Mehr noch: Herr Stegemann junior — Ottfried Stegemann — kannte den Sachverhalt sehr genau. Heute, bei der Gerichtsverhandlung wider den Brandstifter, wo sie als Zeugin auftrat, hatte Herr Ottfried sie ebenso durch den Klemmer betrachtet, wie jetzt, — und eben so spöttisch dabei gelächelt, so unausstehlich, daß sie ihn hätte ohrfeigen mögen. ‚Mein verehrter Papa' — so ließ der fatale Zug um die Lippen Ottfried's sich auslegen — ‚sollte doch in der Wahl seiner Beschließerinnen etwas bedächtiger sein! Ach, und der dumme, vertrauensselige Kolb! Ich für mein Teil hätte der Kleinen da mit der hübschen Stumpfnase auf hundert Meter schon angesehn, daß sie Dummheiten macht . . .'

Sie zögerte. Die langbewimperten Augen senkten sich auf den Busen, wo ein Veilchenstrauß, zwei La-France-Rosen und ein Maiblumenstengel — Geschenke unbekannter Verehrer — prangten. Endlich gab sie zur Antwort:

„Ja, seit dem Ersten bin ich hier engagiert."

„So!" versetzte der junge Mann, durch ihre Befangenheit höchlich ergötzt. „Das ist ja nett! Freut mich, daß Sie so rasch was gefunden haben!"

Nun sah sie auf.

„Was glauben Sie denn?“ lispelte sie beleidigt. „Das ist seit damals die dritte Stelle! Ein Mädchen wie ich braucht nicht lange herumzusuchen. Ich versteh' mich auf Alles.“

„Die dritte Stelle? Ein bischen viel ...“

„Oh, ich bin nicht so flatterhaft, wie Sie meinen! Aber gleich kömmt man doch in den großen Café's nicht an, wenn man die Branche nicht kennt! Jeder macht seine Schule durch ...“

„Mag schon sein,“ nickte der junge Mann und beugte sich prüfend über die große Punschtorte, deren schwarz-weiß-rot getäfelter Guß an den Marmorboden italienischer Kirchen erinnerte.

Dann sagte er ganz ohne Übergang:

„Sie haben sich heute ja ganz gehörig in's Zeug gelegt für den Angeklagten! Was? Wol ein bischen Gereiztheit gegen Papa und Herrn Kolb?“

„Ich muß doch bitten,“ versetzte Franziska stolz. „Ihr Herr Vater hat sich ja allerdings vom Inspektor — wie soll ich mich ausdrücken — recht unnötig wider mich aufhetzen lassen ... Aber bei Licht betrachtet — was hab' ich denn eingebüßt? Denken Sie etwa, der Aufenthalt in dem einsamen Schloß, wo man im Sommer sich abschanzte und im Winter verbauerte, sei so verlockend gewesen? Ich und gereizt! Nein, der Christian hat mich gedauert, recht in die Seele hinein, — und so hab' ich die Wahrheit gesagt! Nur die Wahrheit, Herr Stegemann! Auch der Großknecht und die Dorel haben's ihm ja bezeugt, daß er ein stiller und fleißiger Mensch war und Keinem zu nahe trat ...“

„Sie ausgenommen!“ flüsterte Ottfried. „Ihnen muß er, nach Allem was vorliegt, ganz außerordentlich nahe getreten sein.“

„Lassen Sie doch die dumme Geschichte!“ bat sie verstimmt.

Die Erinnerung, daß ein Bauernknecht, und dazu noch ein Brandstifter, ihrer Huld sich erfreut hatte, war ihr jetzt, in dem neuen glänzenden Wirkungskreise, der sich ihr aufgethan, äußerst fatal.

„Ja, ja, Fräulein Franziska! Es gibt kein Glück, das ohne Reu'! Jetzt möchten Sie Ihren ehemaligen Christian verleugnen!“

„Da hört denn doch Alles auf! Ich muß Sie dringend ersuchen ....“

Sie unterbrach sich, da sie bemerkte, daß einer der Kellner auf das Gespräch hinhorchte.

„Mit was kann ich dem Herrn dienen?“ sagte sie laut. „Punschtorte? Obstkuchen?“

„Bravo!“ murmelte Stegemann. „Die Punschtorte sieht ja verlockend aus — und wie köstlich Sie die Naive spielen! Weßhalb gehen Sie nicht zum Theater? Soll ich Sie ausbilden lassen?“

„O, Sie verkennen mich! Aber was ich fragen wollte: Wie ist's denn ausgegangen? Ich meine: wie viel hat er gekriegt?“

In diesem Augenblick ging die Thüre. Ein wohlgewachsener junger Mann von sehr sympathischen Zügen, etwas jünger als Ottfried, trat in das Kaffeehaus.

Stegemann kehrte sich um.

„Ah, da sind Sie schon!“ sagte er liebenswürdig,

und eilte dem Freunde, mit dem er sich hier ein Stelldichein gab, lebhaft entgegen.

„Ich störe Sie wohl?“ fragte Hellmuth Gyskra mit einem Blick auf die junge Dame hinter den Kuchenschüsseln.

„Im Gegenteil. Die Situation ist nicht, was sie scheint.“

„Sondern . . .?“

„Die vollendete Harmlosigkeit. Das hochbusige Mägdlein da drüben hinter den Tortenschüsseln ist eine Zeugin aus dem heutigen Criminalproceß, Fräulein Franziska Stelzner, weiland Beschließerin meines Papa's. Die treff' ich nun heute ganz unerwartet hier als Conditorei-Nymphe.“

„Ich dachte schon . . .“ lächelte Hellmuth Gyskra. „Es hätte mir leid gethan, etwa mit roher Faust ein Gespinnst zu zerreißen . . . Wahrhaftig: erst sieben! Ich bin eine Stunde zu früh. Aber ich hielt's nicht länger mehr aus daheim. Bis halb sechs hab' ich gelesen — das Buch ist sehr interessant, wenn auch seltsam; wir kommen darauf zurück —; dann mit einem Mal ergriff mich eine verzehrende Unruhe. Ich bummle schon seit geraumer Zeit . . .“

„Sie sind überarbeitet, ich sag's Ihnen ja!“ erwiderte Ottfried.

„Pah! Seit August hab' ich doch ausgespannt!“

„Das kommt jetzt nach! Die schönsten Jugendjahre beim Büffeln oder im Laboratorium verbracht, — so was fordert Genugthuung! Danken Sie Gott, lieber Gyskra, daß er Sie mir in den Weg geführt!“

Hellmuth nickte. Dann fragte er, wie in tiefe Gedanken verloren:

„Setzen wir uns — oder gehn wir sofort auf die Wanderung?“

„Ich dächte, wir machten hier noch einen Augenblick Rast, und speis'ten dann drüben bei Großmann."

„Ganz wie Sie wollen."

„Mir fehlt's nämlich noch am entsprechenden Appetit," erläuterte Stegemann. — „Ich habe sehr stark dinirt, — und die Gerichtsverhandlung liegt mir schwer in den Gliedern . . ."

„Hat man Sie dennoch schließlich als Zeugen geladen?"

„O nein! Gleich in der Voruntersuchung hab' ich erklärt, daß ich den Angeklagten nicht kenne. Wie selten kam ich hinüber! Sie wissen, ich stehe mit meinem Vater nicht ganz so intim, wie Sie mit dem Ihrigen. — Mich trieb nur die Neugier . . ."

„Waren Sie dort bis zu Ende?"

„Nein. Mitten im Plaidoyer des Verteidigers ging ich weg. Die Luft im Saal war zum Schneiden. — Übrigens, Ihr Papa — à la bonne heure!"

Hellmuths Antlitz leuchtete auf.

„Hat er gut gesprochen?" fragte er lebhaft.

„Oh, brillant! Aber ich meine was Andres. — Der Ober-Staatsanwalt Gyskra spricht immer gut: das weiß alle Welt, obgleich ich zu meiner Schande bekennen muß, daß ich ihn heute zum ersten Male gehört habe. Nein, ich denke hier an die Art und Weise, wie er die Aufgabe seiner verantwortungsreichen Stellung begreift. Das war in der That überraschend. Ihr Papa ist nicht der leidenschaftliche Ankläger à tout prix, sondern die verkörperte Themis, die in der Linken die Waage hält und in der Rechten das Schwert. Er drängt nicht einseitig die Belastungsmomente hervor, sondern betont auch, was dem Angeklagten zu Gunsten spricht. Die Ergründung

der Wahrheit steht ihm höher, als der Sieg über den Herrn Verteidiger."

„Das liegt, strenggenommen, im Geiste unserer Gerichtsordnung," sagte Hellmuth.

„Im Geiste, — vielleicht; aber nicht Jeder faßt das nun im Fleische so auf. Die Richter sogar zeigen sich meist empfänglicher für die Belastungsmomente, als für das Gegenteil. Na, Gyskra, Sie wissen, ich bin ein Mensch ohne Träume und Illusionen; es muß schon toll kommen, bis mir mal wirklich was imponiert; Ihr Papa aber, wie er heute so dastand in der schwarzen, faltigen Robe, das Antlitz durchleuchtet vom Eifer seines Berufs, der Typus eines echten, wahrhaftigen Mannes, der nur Gerechtigkeit will, — mein Ehrenwort, da bin ich neidisch geworden!"

Hellmuth seufzte.

„Ja, mein Vater ist glücklich in seinem Amte, trotz des Elends und der Verwerflichkeit, die es ihm aufdeckt."

„Das ist der große Vorteil der Praktiker," sagte Stegemann. „Wir Theoretiker . . . Aber lassen wir das! Über sein Schicksal kann Niemand hinaus. Wir stecken nun einmal in der Haut der Verzweifelten, — und je öfter wir das vergessen, um so gescheidter. Ich habe mich längst mit dem alten Jammer zurecht gefunden; Sie aber, Sie purzeln immer wieder zu Thale, Marmorblock und keuchender Sisyphus in einer Person. So will ich denn Fehde geloben Allem, was Sie in Ihrer Entwicklung zur vollendeten Wurstigkeit aufhalten kann. Im Ernst, Gyskra, manchmal komm' ich mir vor wie Mephisto, der diesen armen, wissensbeladenen Faust mit Gewalt aus seiner Studierstube zerrt und ihm das

schillernde Treiben der Wirklichkeit vor die Nase hält! Eine Stunde zwischen Brander und Siebel, ein toller Fußtritt, und schließlich ein Gretchen; oder wenn sich das gerade nicht macht, eine kraftgewürzte Philine: das sind so die Variationen, durch die ich Sie führen muß! Die ersten Anläufe waren ja vielversprechend."

„Wirklich?"

„Wahrhaftig! Sie machen mir Ehre, Gyskra!"

Hellmuth lachte.

„Überschätzen Sie nicht Ihren Einfluß! Ich folge nur deshalb so willig, weil ich das richtige Temperament habe."

„Das versteht sich von selbst. Die Saite klingt nur, wenn Sie gespannt ist. Aber dann kommt es doch sehr auf den Bogen an. Jahrelang haben Sie traurig im Thran gelebt. Dutzende von Personen, die auch mit dem Teufel auf Du standen, sind spurlos an Ihnen vorübergegangen. Nur ich, Ottfried Stegemann, habe das schlummernde Dornröschen wach geküßt!"

Mit einer königlichen Geberde goß er den Rest seines Glases hinunter. Dann rief er den Kellner.

Die beiden Freunde erhoben sich, schritten quer über den Platz und stiegen die Kellertreppe hinab zu Großmann, wo sie zu Nacht speisten.

Der funkelnde Rüdesheimer tilgte den letzten Rest jener Mißstimmung, die Hellmuth Gyskra mit hergebracht hatte. Er sprach jetzt mit großer Lebhaftigkeit von dem Buche, das Ottfried Stegemann ihm zur Lektüre empfohlen. Es war ein „Sittengemälde", das zwar vielfach die Spuren eines starken Talentes verriet, aber die Wirklichkeit einseitig nach der Schablone des krassesten Naturalismus

umprägte. Die Männer waren fast durchweg Schufte. Besonders großartig aber schien die Verruchtheit der Frauengestalten. Sie zerfielen in zwei Kategorien, von denen die eine mehr lüstern, die andre mehr käuflich war. Tugend, Selbstlosigkeit, weibliche Scheu existierte hier überhaupt nicht.

Ottfried Stegemann mußte dem jungen Gyskra die Thatsache einräumen, daß der Verfasser „dreiviertels verrückt" sei. — Natürlich! Das war eine Fälschung, ein tendenziöses Entstellen der Wahrheit! Es gab noch Männer, vor denen man, ohne sich selbst zu verachten, den Hut ziehen durfte! Er selbst, Ottfried, machte ja Anspruch auf den Titel eines ganz respektablen Kerls! Die Weiber jedoch — alle Wetter! Hier dünkte ihm die Schwarzseherei doch ziemlich gerechtfertigt! Est femina femina! Von den käuflichen wollte er gar nicht reden; das war ja notorisch. Aber die lüsternen; die verteufelten Sünderinnen, die äußerlich im Kleide der Unschuld einhergingen und insgeheim der Astarte opferten! Ihre Zahl war Legion. Man begegnete ihnen auf Schritt und Tritt: in der gut-bürgerlichen Gesellschaft, wie in den Prunkräumen des Geld- und Geburtsadels; im Theater, im Ballsaal, auf den Stufen der Kirche! Oh, er verstand sich darauf! Ein Blick in die Augensterne der frömmsten Heuchlerin — und ihre Vergangenheit war ihm entschleiert! Die Sanften, die Stillen, die Gretchenhaften — das waren die Schlimmsten. Altmeister Goethe hatte gewußt, was er that, wenn er der Heldin seiner Tragödie so viel Gläubigkeit, so viel Engelhaftes verlieh! Andre waren wieder von andrem Kaliber! Es gab auch kleine reizende Frechlinge, die überzeugt waren, ihre Flottheit und Dreistig-

keit werde für Naivetät gelten. Die guckten hell aus und lachten wie zwitschernde Vögel und stellten sich an, als hielten sie ihre Verehrer für gute Freunde, für Brüder, ohne die leisesten unerlaubten Gedanken ...

Hellmuth Gyskra hörte ihm staunend zu. Stegemann hatte sich ja schon öfters in diesem Sinne geäußert: aber so schroff, so starr-apodiktisch wie heute, war er noch niemals in's Zeug gegangen.

„Sie sind Alle zu haben, Alle," raunte er mit dämonischem Lächeln. „Es kömmt nur darauf an, daß man im richtigen Augenblick zugreift. Wer das los hat, Gyskra, der kann sich selbst in dieser schlechtesten aller Welten noch pompös amüsieren. Es ist ja nicht der Besitz allein, was uns lockt, sondern vor Allem das wundervolle Brimborium, das der Geschichte vorausgeht. Und dann — überhaupt: welche Fülle interessanter psychologischer Wahrnehmungen! Die Eine ist so, die Andre ist so! Alles quirlt sich da untereinander: Tollheit und Sentimentalität, Pathos und aristophanischer Ulk ...! Dazu kommt nun der süße Reiz des Geheimnisses! Ich sage Ihnen, es hat etwas kolossal Prickelndes, so im Getümmel der Uniformen und schwarzen Fräcke eine gefeierte Schönheit zu sehn, um die sich die Dummen respektvoll abmühen, während man selbst an der Säule lehnt und im Stillen sich sagt: ‚Die Esel! Wenn die nur ahnten — etcet'ra etcet'ra!' Man kömmt sich so eximirt, so gekrönt vor! Was?"

Hellmuth machte eine Geberde der Zustimmung, — aber sein Antlitz war nicht ganz so verklärt, wie dieß Ottfried Stegemann wohl erwartet hatte. Hellmuth besaß eine Schwester. An die dachte er jetzt. — Während er

langsam den Wein schlürfte, suchte er sich ihr Bild recht klar vor die Seele zu führen. Er legte sich schwerbeklommen die Frage vor, ob Ottfried Stegemann auch bei ihr, der süßen, blonden, reizenden Emmy, solche Gedanken gehegt, ob er so dreist gewesen, an ihrer Herzensreinheit zu zweifeln.

Das Blut stieg ihm heiß in's Gesicht.

Ohne Emmy zu nennen, brachte er nochmals die „Weiberfrage“ aus dem Gesichtspunkt, der ihn erregt hatte, auf's Tapet — und fand sich so leidlich mit der absprechenden Theorie seines Freundes zurecht . . .

Ottfried Stegemann gab ja großmütig „einige Ausnahmen“ zu!

Fünftes Kapitel.

Am folgenden Morgen erwachte Hellmuth zu früher Stunde. Es war allerdings schon Eins vorüber gewesen, als er zur Ruhe kam; aber der Flickschneider Kleeberg, der bei Hellmuth Gyskra die Rolle eines Wichsiers und Laboratoriumdieners versah, hatte ihn durch ein ungeschicktes Niedersetzen der Stiefel aufgeschreckt, und Hellmuth konnte nicht wieder einschlafen.

Wechselnde Bilder kreuzten sich hinter der Stirn des Erwachten, bunte Nachklänge der Erlebnisse von gestern ...

Nach beendigter Mahlzeit im Restaurant Großmann hatten die beiden Freunde das in Scene gesetzt, was Ottfried Stegemann eine „migratio“ nannte, eine Art Studienreise durch die nächtliche Stadt, wobei vorwiegend die entlegneren Viertel ausgewählt wurden.

Ottfried Stegemann suchte das Leben, wo er es fand. Was er bei solchen „Wanderungen“ sprach, oft nur in abgerissenen Worten und Epigrammen, war für Hellmuth fast ebenso überraschend, wie die mannigfaltigen Daseinsbilder, mit denen der eigentümliche Mensch ihn vertraut machte. Stegemann betrieb diese Studien ohne die mindeste Rücksicht auf das Urteil der sogenannten Gesellschaft. Kein

Tanzlokal, keine Arbeiterschenke, kein Verbrecherkeller war ihm verrufen genug, daß er ihn nicht mit sachverständigem Eifer durchstöbert hätte.

Hellmuth, der weit tiefer begabt und weit größer veranlagt war, überschätzte die vornehme Welt- und Wissenschafts-Verachtung des blendenden Cavaliers, der im Grunde doch nur ein geistreicher Dilettant blieb — genial, aber unschöpferisch. Alles war diesem Ottfried angeflogen; er besaß die umfassendsten Kenntnisse; er interessirte sich stark für Litteratur, für Kunst, für Socialpolitik: trotzdem glich seine Lebensführung der übergeschäftigen Nichtsthuerei eines Sportsmann. Er hatte kein Ziel mehr, das ihm der Mühe wert schien. Durch den von der Mutter ererbten Reichtum vollständig unabhängig, bummelte er in seiner lottrigen Weise dahin, — keines Ernstes mehr fähig, und nur deshalb nicht ganz versumpft, weil die Beobachtungsfreude ihn immer wieder fast auf den Standpunkt des Künstlers emporhob. Hellmuth hielt dies anmutig-dreiste Spielen mit allen Objekten für das Kriterium einer höheren Intelligenz. Ottfried schlug Saiten an, die im Herzen des jungen Gyskra wehmütig nachklangen, weil er ja gleichfalls — wenn auch auf anderm Wege, wie Ottfried — dazu gelangt war, den Wert des Wissens und der wissenschaftlichen Forschung bitterlich zu verneinen.

Hellmuth Gyskra war Chemiker. Vor zwei Jahren hatte er sein Doktor-Examen gemacht und dann rastlos in seinem Laboratorium gearbeitet, zunächst um ein packendes und originelles Problem zu finden, dessen Lösung ihm die Grundlage abgeben sollte für seine Habilitirung an der philosophischen Fakultät der Hochschule. Bei diesem Tasten und Suchen war er, anfangs unmerklich, später

mit einer gewissen Absichtlichkeit, mehr und mehr vom Concreten in's Allgemeine geraten; seine Ansprüche wuchsen; keine der Aufgaben, die er sich stellen konnte, schien ihm erheblich genug; die acht oder neun, die ihn lockten, erwiesen sich gleich von vornherein als unlöslich. Dann schwand ihm auch das Interesse für diese „unlöslichen" Aufgaben; selbst ihre Ergründung würde die Wissenschaft nicht vertieft, sondern lediglich das empirische Material vermehrt haben. Hellmuth dürstete nach der Erkenntnis der innersten Vorgänge; er wollte den Kern, nicht die Schale. Was ist eine Affinität? Was ist eine Valenz? Das waren die Rätsel, die ihn monatelang erfolglos beschäftigten, bis das Gehirn ihm vor übergroßer Denk-Arbeit zu erlahmen drohte. Nun schüttete er das Kind mit dem Bade aus, empfand plötzlich vor seiner bisherigen Thätigkeit einen brennenden Ekel und stürzte sich willenlos dem neuen Freund in die Arme. Ottfried Stegemann hatte vollkommen Recht, wenn er den forschungs-ermatteten Hellmuth mit Faust verglich, und sich selbst mit dem Erlöser Mephisto. „Du hast nach Gold gegraben, und Regenwürmer gefunden!" — das war auch Stegemanns höhnischer Mahnruf gewesen. „Komm! Laß den erbärmlichen Tand hinter Dir! Tritt hinaus in das frohe Getriebe der Alltagsmenschen, in die Regionen des Schauens, der Freiheit, des wechselvollen Genusses! Umfasse die Welt, wie sie von außen erscheint, und frage nicht, was ihre Bilder bedeuten sollen!"

Ottfried und Hellmuth hatten gestern in der vergleichsweise kurzen Zeit vier oder fünf Lokale besucht, von der Launhofer Pauke, einem verräucherten Skatkeller der Nordvorstadt, ‚hochangesehn in den Kreisen der Sackträger,

Fuhrleute und Dienstmänner', wie Stegemann sagte, bis zu dem goldstrotzenden Alhambra-Salon, wo die berühmtesten Specialitäten auf dem Gebiete der Kreuzpolka ihre Tanzbeine schwangen. Stegemann schwärmte namentlich für den Skatkeller und ähnliche Dunsthöhlen. Er nannte das ein geistiges Bad. „Hier unter den Knoten" — sagte er, „zeigt sich am wenigsten, was Schopenhauer metaphysische Unruhe nennt. Wir Ausnahmemenschen sind ja traurig verkünstelt. Die Natur hat uns gar nicht beabsichtigt. Unser übermäßig entwickeltes Denkvermögen ist eine Abnormität: laben wir uns gelegentlich an der Norm!"

Hellmuth, wie er jetzt so lang ausgestreckt in den Federn lag, hatte ganz deutlich das unerquickliche Bild dieser ‚Launhofer Pauke' vor Augen, — den niedrigen, tabaksdurchqualmten Raum, der stark in die Tiefe ging, die unheimlichen Gestalten am Ecktisch rechts, die Hängelampen mit den schmutzigen Blechschirmen, die schnarchende Wirthin ...

Das Bild zerfloß: ein anderes, ungleich bewegteres trat an die Stelle ... Wie hieß doch der Saal, hundert Schritte weit von der ‚Pauke' ...? Ein gemütlicher Aufenthalt! Grimmige Schmähwörter durchdröhnten die Luft ... Es war, als hielte der König der Tiere eine Volksversammlung mit Namensaufruf ... Und ehe man sich's versah, blitzten die Klingen ...

„Das ist mal so," hatte Ottfried gesagt als er mit Hellmuth in's Freie trat. „Die Fabrikarbeiter tragen stets ihre Messer bei sich, und beim leisesten Anlaß ziehen sie blank!"

Und nun der Weg in die Stadt! Die Sandstraße lag einsam und schweigend. Da plötzlich kamen vier

schwankende Kerle aus der Johannisgasse ... Die beiden Freunde bogen ein wenig aus; aber die johlenden Zechbrüder machten die gute Absicht zu Schanden. Es gab eine kräftige Rempelei. Die Arbeiter stießen Schimpfwörter aus, fuchtelten mit den Stöcken, und ließen sich durch die Kaltblütigkeit Ottfrieds ebenso wenig einschüchtern, wie durch die barsche Entschlossenheit Hellmuths, der dem Flegelhaftesten unter den Vieren einen Stoß vor die Brust gab, was einen kollernden Fall in den Rinnstein veranlaßte. Nun ertönten die regelmäßigen Schritte einer Patrouille. Die Arbeiter halfen ihrem Genossen auf und entfernten sich ...

„Wir sollten doch Waffen tragen," hatte dann Hellmuth zu Ottfried gesagt. „Man ist ja hier sonst verkauft und verraten!"

Und dieser phänomenale Ottfried — was gab er zur Antwort? „Sie waren zu ungestüm," sagte er lehrhaft. „Ruhe ist hier die vornehmste Regel. Schlimmsten Falls hätt' ich die Kerle da eingeladen — zu einer Bowle oder was sonst. Da hätten Sie sehn sollen!"

Hellmuth setzte sich in den Kissen auf. Gestern hatte er dieses Thema zwar fallen lassen; denn er schämte sich, an Geringschätzung der Gefahr es dem Freunde nicht gleich zu thun. Jetzt aber sah er ein, daß der wahre Mut nichts zu thun hat mit der Leichtblütigkeit, die sich wehrlos macht. So gelobte er sich, künftighin, wenn er so den Rayon der Sicherheit überschreiten würde, irgend was mitzunehmen, — einen Revolver oder dergleichen. Man war sich das schuldig, — und Ottfried Stegemann, der unglaubliche Spötter, brauchte ja nichts zu wissen. Überhaupt, es schien ratsam, die Sache geheim zu halten. Hellmuth

Gyskra dachte an seine Eltern. Die hätten sich schön abgeängstigt in dem Bewußtsein, daß ihr Sohn Stadtviertel besuchte, wo er der Waffen benötigte!

Übrigens, wenn es denn kein Revolver war — der trug in der Brusttasche gar zu sehr auf — so genügte wohl auch ein Schlagring oder ein Totschläger . . .

Totschläger! Das Wort klang seltsam brutal . . .

Hellmuths Gedanken schweiften nach allen Richtungen und verwirrten sich endlich. Ein Gaze-Vorhang, dichter und dichter, wallte über die Wand, auf die er bewegungslos hingestarrt. Er sank in die Kissen zurück, und wäre im nächsten Moment eingeschlafen, hätte nicht Kleeberg, der Laboratoriumsdiener, ihn abermals aufgeschreckt.

Er fuhr empor und sprang nun rasch aus dem Bett. Ein Gefühl der Bitterniß überkam ihn, eine Verstimmung, deren Grundmotiv der klaffende Unterschied war zwischen dem Einst und Jetzt.

Dieser Mensch da, der Kleeberg, der ihn mit seinem Klappern und Tappeln wieder gestört hatte, war ihm vor Zeiten willkommen gewesen, wie der Verkünder eines hoffnungsfreudigen Tagewerks. Das Klirren im Laboratorium bildete gleichsam die Introduktion zu der volltönigen Symphonie der Arbeit. Jetzt hatte sich Hellmuth von dieser Arbeit hinweggewandt, als von einem trügerischen Phantom, das den Drang seiner Seele nicht stillen konnte; jetzt fiel ihm zur Last, was ihn früher so unwiderstehlich lockte! Wahrlich, eine mutatio rerum, wie sie im Buche stand!

Übrigens war heute ja Sonntag! An Sonntagen hatte er stets eine Stunde länger geschlafen. Die Arbeit im Laboratorium ruhte dann ebenso streng, wie die am Schreibtisch; die Familie trat in ihr Recht, die heitre Zer-

streuung, die anspruchslose Erholung, — nicht im Stile der interessanten Volks- und Weltstudien Ottfried Stegemanns, sondern nach einer anderen, minder extravaganten Methode, die damals seinem Bedürfniß noch vollkommen entsprach . . .

Voll Unlust zog er sich an. Lautgähnend trat er in sein Studirgemach, wo Kleeberg eben den Staub wischte.

„Sind Sie bald fertig?" frug er nach barschem Gruße.

„Gleich, Herr Doktor," sagte der Flickschneider und hantirte mit seinem Lappen eifrig an den gewundenen Beinen des Rohrstuhls herum. „Den Schreibtisch hab' ich ein bischen gründlicher vorgenommen; daher die Verspätung, die Sie gütigst entschuldigen. Es ist außerordentlich schwer, bei den vielen Papieren und Zetteln . . ."

Hellmuth winkte ihm ab.

„Und was ich noch sagen wollte, Herr Doktor," fuhr Kleeberg fort, „es wäre nun bald einmal an der Zeit, daß wir die Bücher-Reale fegten; ich meine ex fundo, so daß man die Bücher sämmtlich herausholt. Das tägliche Wischen so platt oben hin ist ja ganz gut, Herr Doktor, aber es nutzt nicht viel. Da, wo der Lappen nicht hinkömmt, liegt der Staub fingerdick; alle halb Jahre muß man der Sache doch näher treten. Ich hätt's mir schon gestern Abend erlaubt; der Herr Doktor waren ja aus und ich hatte just Zeit; denn es gibt wenig zu thun im Geschäft, das klag' ich dem Himmel. Der Herr Doktor aber sind immer so eigen mit Ihren Büchern; Sie wollen dabei sein, weil ich sonst Confusion mache . . ."

„Das weiß Gott," sagte Hellmuth. „Sie stellen mir die Philosophie zu der Lyrik und die Elektricität zur Novelle."

„Wenn der Herr Doktor vielleicht die Güte hätten,

die Bücher zu numeriren, wie das zum Beispiel in der Bibliothek Ihres Herrn Vaters . . ."

„Ach was! Die paar hundert Bände da überblick' ich auch so! Lassen Sie nur die Finger davon!"

„Nicht anrühren!" beteuerte Kleeberg. „Das weiß ja das ganze Haus: die Bibliothek des Herrn Doktor ist wie ein Heiligtum. Nur daß zuweilen die Reinmacherei absolut nötig ist."

„So machen Sie, was Sie wollen! Später — heut Nachmittag — "

„Heute ist zwar strenggenommen der Tag des Herrn," lächelte Kleeberg, der jetzt fertig war und seinen ledernen Lappen zusammenrollte; „für den Herr Doktor aber leist' ich auf Alles Verzicht, selbst auf das dritte Gebot! Wünscht der Herr Doktor auch diesmal dabei zu sein?"

Mit der Liebe zu seiner Wissenschaft war bei Hellmuth auch die etwas pedantische Sorge um seine Bücher geschwunden.

„Nein!" sagte er kurz. „Legen Sie doch die Bände, die Sie herausnehmen, gleich in gehöriger Reihenfolge hier auf den Teppich!"

„Schön. Das will ich versuchen. Danke für diesen hohen Beweis von Vertrauen! Ganz gehorsamster Diener!"

Hellmuth sah ihm gedankenvoll nach. Dann schritt er ein paar Mal durch's Zimmer, wie Einer, der etwas sucht.

Da, auf dem Tisch vor dem Sopha, lag noch aufgeschlagen, wie er ihn gestern verlassen, der neue Roman des talentvollen Naturalisten, den Ottfried Stegemann ihm als den längst erharrten Messias der Litteratur gerühmt hatte.

Hellmuth nahm das Buch auf und überflog, halb zerstreut, ein paar Seiten, bis ihn der Eingang des elften

Kapitels, der Alles zu überbieten schien, was er bis dahin gelesen hatte, durch die groteske Scheußlichkeit der Situation festhielt.

Der kühne Verfasser schwelgte hier in der Ausmalung eines unmöglichen Thema's. Unter dem qualmenden Himmel der Großstadt, bei trüber Laternenbeleuchtung, halb erstickend im Dunste schauriger Exhalationen, standen zwei alkohol-vergiftete Grubenräumer bis an die Schenkel im Unrat und wechselten Redensarten, die aus Unrat und Alkohol zusammengequirlt schienen.

Zunächst frappirt, mußte Hellmuth bei der nun folgenden Schilderung laut auflachen.

In grausigem Pathos malte der Schöpfer dieses furchtbaren Nachtstücks die Gleichheit Aller vor dem Zersetzungsproceß. Die Auster des feisten Gourmands und die thränenbenetzte Brotrinde des Proletariers, das getrüffelte Rebhuhn des Massenmörders und die elende Kohlsuppe der jammernden Witwen und Waisen spielten hier eine nicht näher zu charakterisirende Rolle. Ein widerliches Gemisch von Rührseligkeit und Schmutz, von Wahrheit und Lüge, von ehrlichem Wollen und erbärmlichem Fehlgreifen.

„Das ist der Rückschlag!“ murmelte Hellmuth, das Buch auf den Tisch werfend. „Dem hat das Zuckerbrot einer falschen Romantik den Magen verdorben: nun greift er zur Asafötida, wie man im Kater zum Hering greift. Geht's mir nicht ebenso? Alles, was mich jetzt reizt und lockt, — Gott sei Dank, ist es ja minder scheußlich, als dieses Kapitel da — steht im vollkommensten Gegensatze zu dem, was mich früher gelockt hat! Trauriges Dasein!“

Langsam trat er nun in sein chemisches Laboratorium,

wo die Herbstsonne, schräg einfallend, auf dem blanken Messing der Instrumente, auf den Hähnen der Wasserleitung, auf den zahlreichen Kolben, Retorten, Gläsern und Röhren spielte. — In dieser Beleuchtung hatte der Raum etwas Heiter-Phantastisches. — Hellmuth entsann sich der alten Mähr, daß Jakob Böhme, der Philosoph, einst beim Anblick des Sonnenlichts, das sich im Rand eines zinnernen Tellers spiegelte, zur Ahnung des Welträtsels gelangt sei. Wie weit lag eine solche Gemütsverfassung ab von der seinigen! Dennoch wirkte das Magische, Blinkende lebhaft auf seine Stimmung. — Eine plötzliche Sehnsucht ergriff ihn: das Heimweh nach dem verlorenen Glück!

In diesem prächtigen Laboratorium, das sein Vater mit so erheblichen Opfern ihm eingerichtet, war Hellmuth froh gewesen, wie ein schwärmender Blumenfreund unter den Lieblingen seines Gartens. Unermüdlich hatte er Fragen an die Natur gestellt, und prompte, fast überraschende Antworten eingeheimst, die ihn so lange mit Stolz und Wonne erfüllten, bis er sich sagte, daß sie ja doch nur dürftige Abschlagszahlungen à conto der großen Schuld waren. Endlich begriff er, daß die berühmten Worte Haller's vom ‚Innern der Natur' eine zermalmende Wahrheit enthielten. Man konnte da mit den Schmelz- und Destillirapparaten sehr nutzbare Entdeckungen machen, die dem Weltbürger das animalische Leben erleichterten. Man konnte hier Wege finden, gewisse Nährprodukte, gewisse Farbstoffe, gewisse Heilmittel besser und billiger darzustellen, als bisher. Man konnte Triumphe erleben, wie den Aufschwung der Anilin-Fabrikation, den Weltruhm der Salicylsäure, den Heiligenschein des Antipyrins. Man konnte sich, außer dem Dank seiner Mitmenschen, über Nacht ein Vermögen erwerben.

Aber was galten diese rein äußerlichen Erfolge dem heißen Erkenntnißdrang? Wußte der Darsteller des Antipyrins mehr von dem Wesen der Elemente, mehr von dem Urgrund ihrer Veränderungen, als irgend ein Stümper im ersten Semester? All' diese Forscher blieben im Grunde doch nur die Geistesverwandten jenes intelligenten Schusters, der mit den Hilfsmitteln der Naturwissenschaft die Zähigkeit seines Pechs, die Haltbarkeit seines Fadens und den Brechungscoëfficienten der Flüssigkeit in seiner Glaskugel berechnet, um bessre Stiefeln zu liefern! Und über solchen Lappalien vertrauerte man die Jahre seiner Genußfähigkeit, seiner frischen, empfänglichen Jugend, die mit dem Leben da draußen noch etwas anfangen konnte! Nein, Ottfried Stegemann that nur ein gutes Werk, wenn er ihn losriß, wenn er ihm zeigte, wie man die Unerfüllbarkeit hochfliegender Träume vergessen lernt! Der war noch ein praktischer Philosoph! Seit Jahren bereits hatte er alles Beklemmende in die Rumpelkammer geworfen — und lebte nun ganz dem Genusse des Augenblicks, dem Beobachten Dessen, was noch verständlich erscheint, weil man hier nach dem letzten Grunde nicht fragt! Aus jeder Blume verstand er den Honig zu saugen, — allzu sinnlich vielleicht, allzu frivol, — aber niemals im Widerspruch mit seiner Glückseligkeitslehre!

Hellmuth schritt von einem der großen chemischen Arbeitstische zum andern, blieb vor dem Schranke stehn, der für die Experimente mit gefährlichen Gasen bestimmt war, und wandte sich schließlich seufzend hinweg, um in's Freie zu blicken. Gegen alle Gewohnheit neigte er heute zur Melancholie. Sonst pflegte sich seine Verstimmung in herbem Sarkasmus zu äußern, der dann zuweilen sehr unvermittelt in stürmische Ausgelassenheit überging.

„Thorheit!" dachte er seufzend. „Man kann die Uhr nicht zurückstellen ... Auch diese Entwicklung hat ihr Gesetz ... Ich muß noch bei Stegemann straff in die Schule gehn, bis ich's ihm gleichthue an Selbstbezwingung und ethischer Disciplin. — Im Übrigen" — (sein Antlitz nahm einen Ausdruck heiterer Schalkhaftigkeit an) — „im Übrigen unterschätzt er mich wohl! Wahrhaftig, zuweilen hat mir's den Anschein, als hielte er mich — besonders in Einem Punkte — für stark philiströs. Ich kann ihm nicht helfen! Vorläufig widerstrebt mir's, ihn einzuweihen. Er für sein Teil hat eine Art auszukramen, seine Liebesaffairen gleichsam à jour zu fassen ... Vielleicht ist das ja nur ein Beweis seiner Freundschaft, seines Vertrauens zu mir: aber ich mag ihm in dieser Weise nicht nacheifern. Ihm steht's wohl auch besser, als es mir stehen würde. Ich bin noch nicht Teufel genug. Es ist ja wahr, er nennt keine Namen, er deutet nicht einmal an ... Auch klingt's durchaus nicht wie Renommage, sondern als brächte er nur die Belege für die Unfehlbarkeit seiner Thesen bei ... Nichts desto weniger ... Pah! ... Mag er halt denken, was ihm beliebt! Ein kleines Stückchen Romantik muß doch selbst bei der unbedeutendsten Tändelei mit im Spiel sein; sonst fehlt ihr das Beste. Ottfried aber würde mit einem einzigen Witz mir die Blume vom Stengel reißen."

Draußen am Studierzimmer pochte es.

Der Laboratoriumsdiener Kleeberg das spanische Rohr unter dem Arm, in der Rechten ein chinesisches Theebrett, trat schmunzelnd herein und brachte zwei Briefe. Er sah jetzt vollständig aus, wie ein studentischer Wichsier, gar nicht schneidermäßig, sondern flott, akademisch, mit einem Aus-

druck innerer Verwandtschaft zu den Geistern der Hochschule.

Hellmuth nahm ihm die unscheinbar couvertirten Zuschriften ab und setzte sich in den Lehnstuhl.

Der erste Brief war eine Schuhmacher-Rechnung mit der gestammelten Bitte ‚um hochgeneigte Begleichung bis gütigst zum Monatsschluß‘; der andere, dessen Adresse eine nicht sonderlich ausgeschriebene weibliche Hand verriet, lautete, bis auf gewisse orthographische Eigentümlichkeiten, wie nachstehend:

„Liebster Schatz!

Du wirst Dich wundern, — aber Du kennst ja das Sprichwort, daß nichts auf der Welt so fein gesponnen ist! Dir am wenigsten hätt' ich das zugetraut! Ich also, Anna Mathilde Solf, ehrlicher Leute Kind, hübsch, wie Du selbst mir beschworen hast, stehe in Deinen Augen so tief, daß Du es nicht mal der Mühe wert hälst, mir Deinen richtigen Namen zu sagen! Du nennst Dich mir gegenüber Heinrich Böhme, und willst Commis sein im Engros-Bandwaren-Geschäft von Meyer und Goldmann! Ein schöner Commis! Nun, für ganz so dumm und hereinfallerig darfst Du mich doch nicht halten! Die Sache war mir schon gleich verdächtig, und ich sagte das auch zu Helene. Jetzt aber, wo ich nun Alles weiß, fuchst es mich doch infam, und ich möchte nur sehn, wie Du Dich künftighin zu mir stellst, nachdem Du entlarvt bist, Du feiner, hochgelehrter Doktor und Chemiker Gyskra! Was? Der Sohn eines Staatsanwalts treibt so schändlichen Unfug mit achtbaren jungen Mädchen, die doch nichts dafür können, daß sie von einfachen Leuten ab-

stammen und kein Englisch verstehn? Gibt's denn da im Gesetzbuch gar keinen Paragraphen dafür? — Nun, Du brauchst nicht gleich in die Höhe zu fahren und meinen Brief zu zerknüllen! So eigentlich böse bin ich Dir leider Gottes ja nicht! Aber ich möchte doch wissen, ob wir auch jetzt noch gelegentlich mal eine Tasse Cacao zusammen trinken oder die hübsche Loge im Marschalltheater besuchen? Mittwoch, wo Du mich treffen wolltest, hab' ich nun leider nicht Zeit. Morgen aber ist Sonntag! Das wäre so was! Da könnten wir schon um zwei Uhr hinaus — vielleicht mit der Eisenbahn —? Das Wetter ist jetzt so schön; wir müssen das ausnutzen. Bis jetzt warst Du am Sonntag immer verhindert. Du hattest so viele Tanten und Onkels, bei denen Du essen mußtest. Ich denke, das fällt nun weg, und so bitte ich Dich, sei um dreiviertel auf zwei am Westbahnhof. Ich will Dir dann auch erzählen, wie ich's herausgekriegt habe. Kömmst Du nicht, gut: so fahr' ich allein mit Helene. Aber es sollte mir leid thun! Jedenfalls bitte ich dann um einige Zeilen der Aufklärung. Du kannst mir getrost in's Geschäft schreiben!

Mit herzlichem Gruß

Deine

Mathilde.

Adresse: Porzellangeschäft von Otusch und Felgentreff, Capuzinerstraße 6a."

Hellmuth, anfangs ein wenig erregt, dann ärgerlich und zuletzt von der Komik der Situation erheitert, nahm Feder und Briefpapier und schrieb mit verstellter Handschrift wie folgt:

„Liebes Mathildchen!

Ich finde es, ganz gelinde gesagt, unvorsichtig, daß Du mir, wenn Du die Wahrheit denn doch einmal ausgespürt hast, Deine Entdeckungen hier direkt in die Wohnung meldest. Hatten wir nicht für alle denkbaren Fälle die Chiffre postlagernd Amt Numero dreizehn verabredet, und die Notiz im ‚Tageblatt‘? Nur weil ich bei Deinem lebhaften Temperament allerlei Unklugheiten voraussah, hab' ich die ganze Komödie gespielt, nicht um Dich etwa zu täuschen, was ja auch Deinem eignen Geständniß zufolge gründlich mißlungen wäre. Du erinnerst Dich doch, daß wir nichts weiter als fröhliche Kameradschaft im Schilde führten: Heiratsgedanken waren von vornherein ausgeschlossen. Folglich brauchtest Du auch nichts weiter zu wissen, als daß ich ein guter, fideler Mensch bin, der an den Possen des Marschall-Theaters sich doppelt ergötzt, wenn ein so lustiges Kind wie Du ihm zur Seite sitzt. Falls Du mich wirklich ein bischen gern hast, schreibst Du mir nicht wieder in's Haus. Der Brief könnte sehr leicht in unrechte Hände geraten. Ich habe Rücksicht zu nehmen auf eine sehr strenge Mama und einen sehr ernsten Papa; nicht etwa weil ich den Ernst und die Strenge der Beiden fürchtete, sondern weil ich die Beiden sehr lieb habe. Eltern aber begreifen die Stimmungen ihrer Söhne manchmal nur halb.

Heute kann es zu meinem tiefsten Bedauern nichts werden. Wenn auch die Tanten und Onkels, von denen Du schreibst, in's Reich der Erfindung gehören, so ist doch der Sonntag von jeher für mich ein echter Daheim-Tag. Mündlich will ich Dir das genau auseinandersetzen. Dienstag Abend, Punkt acht Uhr, komme

ich an's Geschäft. Vielleicht hast Du dann einen Augenblick Zeit.

Amüsire Dich gut und denke zuweilen an Deinen entlarvten

Heinrich."

Er schrieb die Adresse, nahm seinen Hut vom Tisch und eilte quer über die Straße, um den Brief in den Kasten zu werfen.

Kaum zurückgekehrt, ward er von seiner Schwester Emmy zum Frühstück gerufen.

Sechstes Kapitel.

Das Eßzimmer der Familie Gyskra lag in der gleichen Flucht wie das Laboratorium. An jenem Oktobermorgen, der so wolkenlos über die Berge stieg, machte es einen ganz besonders heitren und liebenswürdigen Eindruck. Auch hier spielte die Sonne auf allem, was glänzen konnte: auf den Humpen und Schmucktellern, auf den Schlössern des Eichenbüffets, auf dem Zifferblatt der alten Majolika-Uhr, die nicht ganz stilgemäß in die Einrichtung paßte, aber so traulich war, so vornehm-gemütlich.

In seinem strohgeflochtenen Armstuhle saß der Ober-Staatsanwalt Erich Gyskra, das Urbild klarer, wohlwollender und energischer Männlichkeit. Die hohe, prächtig gewölbte Stirne sprach von Verstandesschärfe, gepaart mit idealischer Auffassung des Berufs und der Pflicht; der Mund, halb unter dem grauen Vollbart versteckt, zeigte die Linien der Willenskraft und des Mutes; in den Augen jedoch schimmerte ein so unverkennbarer Zug von Güte und Weichheit, daß man gleich auf den ersten Blick sympathisch davon ergriffen wurde.

Als Hellmuth an der Seite der blonden Emmy hereintrat, ward dies Schimmern zum Leuchten. Man sah es

dem Manne sofort an: sein höchster Schatz waren die beiden Kinder. Zumal wie er dem Sohn jetzt die Hand reichte, lag ein rührender Stolz, eine verhaltene Zärtlichkeit in den Mienen des Vaters, ein Herzensdrang, der sich am liebsten in einer langen Umarmung genug gethan hätte.

Nun kam auch die Mutter, eine frische, bewegliche Dame von etlichen vierzig Jahren. Man setzte sich um den Tisch. Emmy schenkte den Thee ein, während Frau Gyskra die Semmeln strich und den Herren das Fleisch reichte.

„Wie ist die Sache denn gestern ausgegangen, Papa?" frug Hellmuth nach einer Weile.

„Sechs Jahre Zuchthaus."

„Donnerwetter!" rief Hellmuth erstaunt. „Das ist ja drakonisch!"

„Streng allerdings, — aber nicht ungerecht. Überlege Dir's nur! Um's Haar hätte die Unthat des Angeklagten doch ein Leben gekostet. Es war nicht das Verdienst Licherts, daß die Cellarius davon kam."

„Hat man denn angenommen, die Brandstiftung sei erfolgt in der Absicht, die Unglückliche zu töten?"

„Gewiß nicht. Sonst läge ja ein abscheulicher Fall von Mordversuch vor, der weit härter bestraft worden wäre. Nein, der Zeuge, der anfänglich diesen Verdacht äußerte, hat sich in Widersprüche verwickelt, und das Gravirendste, was er beim Untersuchungsrichter zu Protokoll gab, zurückgenommen. Lichert wußte ganz offenbar nicht das Geringste von der Hinübersiedlung der beiden Frauenspersonen. Der Knecht Jochen, mit dem er seit lange verfeindet war, täuschte uns wissentlich. Erst der ausdrückliche Hinweis des Vorsitzenden auf die strafrechtlichen

Folgen hielt den saubren Patron ab, einen Meineid zu schwören."

„Eigentlich großartig," sagte Hellmuth erregt, „daß man so abhängig ist von der Ehr- und Gewissenlosigkeit irgend eines verlogenen Schurken! Nimm einmal an, der Kerl hätte sich nicht in Widersprüche verwickelt! Was wäre die Folge gewesen?"

Der Ober-Staatsanwalt zuckte die Achseln.

„Überhaupt," fuhr Hellmuth fort, „die Erforschung der Wahrheit scheint mir im praktischen Leben, und besonders im Criminalproceß, just ebenso peinlich und dornenvoll als in der Wissenschaft. Der packende Unterschied ist nur der, daß in der Wissenschaft lediglich der enttäuschte Forscher zu leiden hat, — also der Mann, der ja die Hände davon lassen konnte, und Bierbrauer werden oder sonst was Gescheidtes —; wogegen im Criminalproceß die Verfehlung der Wahrheit nicht den Irrenden schädigt, sondern den schuldlosen Dritten."

„Deshalb umgeben wir ja das Rechtsverfahren in Strafsachen mit allen erdenklichen Umständlichkeiten," versetzte der Ober-Staatsanwalt.

„Und dennoch bringt beinahe jedes Quartal die Enthüllung eines Justizmordes."

„Nun, nun . . ."

„Papa, ich habe erst kürzlich wieder zwei Fälle gelesen... Ich kenne ja die bedeutsame Rolle, die Du dem Zweifel einräumst. Aber es scheint, dieser ängstliche Skepticismus, der so lang an die Unschuld glaubt, bis die Schuld evident ist, gehört zu den Seltenheiten. Sonst könnten nicht Dinge vorkommen, wie die Verurteilung jenes Unglücklichen, der nach fünfzehnjähriger Haft aus dem Zuchthaus entlassen

wurde, weil sich endlich herausstellte, daß der Hauptzeuge, der gegen ihn ausgesagt, selber der Mörder war! Neulich ging das durch alle Blätter ..."

„Allerdings — ein schrecklicher Fehlgriff ..."

„Und die Geschichte in Montpellier! Ein Todesurteil auf Grund des geradezu blödsinnigen Parere's zweier Gerichtsärzte! Alphonse Lachaudière hat die Unwissenheit dieser Leute vor der versammelten Akademie gebrandmarkt; der gefeierte Pasteur schrieb einen straffen Protest in der ‚Revue Médicale'; die gesammte Presse war außer sich: aber was half's? Präsident Carnot verwandelte auf dem Gnadenwege das Todesurteil in lebenslängliche Zwangsarbeit."

„Ja wohl, ich entsinne mich. Das war vor zwei oder drei Jahren. Wie kömmst Du heute darauf?"

„Es fiel mir so bei ... Ich hielt mich damals gerade in Genf bei Doktor Lebrun auf. Man sprach von nichts Andrem. Ich muß gestehn, die Sache hat einen tiefen, peinvollen Eindruck auf mich gemacht. Ich schrieb Dir's wol auch ..."

Der Ober-Staatsanwalt nickte.

„Dergleichen ist unvermeidlich," sagte er seufzend. „Ab und zu wird, auch bei der äußersten Vorsicht, geirrt werden, so lange es Menschen gibt."

Das Gespräch verfiel auf den Commerzienrat Stegemann, der vor Gericht sich merkwürdig nachsichtsvoll über den Angeklagten geäußert und ihm das uneingeschränkte Zeugnis des Fleißes, der Ehrlichkeit und der Zuverlässigkeit ausgestellt hatte. Herr Stegemann senior war ja nun allerdings durch seinen Eidschwur genötigt, dies wahrheitsgetreu zu bekennen: aber die Wärme, mit der das

geschah, war doch sehr überraschend; sie hatte wesentlich dazu beigetragen, den üblen Eindruck der Missethat abzuschwächen; sie trug fast den Stempel einer gewissen Reue. Herr Stegemann, obschon im Grund seines Herzens ein etwas frivoler, oberflächlicher Herr, mochte wirklich bedauern, dem Groll des Inspektors und dem gehässigen Klatsch, den der Jochen in Umlauf gesetzt, so willig gelauscht zu haben.

Nach einer Pause bemerkte Hellmuth ein wenig befangen — denn er wußte, daß seine Eltern nicht sonderlich für die Stegemanns schwärmten —:

„Ich war gestern Abend mit Ottfried zusammen. Auch er schien mir den Fall auf die leichte Achsel zu nehmen. Übrigens war das Schloß ja außerordentlich hoch versichert, und Gegenstände von Affectionswert sind nicht zerstört worden."

„Also Du warst gestern wieder mit Ottfried?" sagte Frau Gyskra mit einem prüfenden Blick. „Ihr scheint seit einiger Zeit recht intim."

„Es geht," versetzte Hellmuth, dem Blicke begegnend. „Du weißt, Mama, gelegentlich spann' ich ein wenig aus. Da ist mir denn Ottfried aus mehr als einem Gesichtspunkt ein sehr willkommner Gesellschafter."

„Ach was! Ich glaube, Du redest Dir das nur ein. Nimm mir's nicht übel, Hellmuth, — aber ich mache mir nichts aus dem Herrn!"

„Weshalb nicht?"

„Er hat so was Absprechendes, Überlegenes. Und ich höre, er sei ein gewaltiger Nichtsthuer."

„Pure Verleumdung! Stegemann ist ein glänzender Philosoph, ein geradezu eminenter Beobachter . . ."

„Ja, ja, er beobachtet, aber er thut nichts. Es gibt Maler, die beständig im Geiste entwerfen, aber niemals den Pinsel ansetzen ... Nun, Du bist ja ein Mann! Du mußt wissen, was Dir im Leben taugt und was nicht; und es mag ja auch sein, daß gerade Dich eine so extravagante Persönlichkeit interessirt. Ich meinesteils kann mir nicht helfen ... Die hagre Gestalt mit dem bleichen, blasirten Lächeln erregt meinen Widerspruch. Er ist ja artig und formvoll; aber ich weiß nicht, — er profanirt mir die heiligsten Stimmungen."

„Das ist doch merkwürdig!" rief Emmy lebhaft. „Mir geht's genau so, und fast mit den nämlichen Worten hab' ich das gestern zu Franz gesagt."

„Natürlich," versetzte Hellmuth. „Und der zärtliche Bräutigam hat seiner Braut Recht gegeben! Ich kenne ja unsern Professor!"

„Da irrst Du Dich nun! Im Gegenteil: Franz hat mich ausgelacht. Er meinte, die vielen Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, die ich en gros fabrizire, machten mich wohl nervös."

Der Ober-Staatsanwalt nickte.

„Auch ich bin der Ansicht, daß Ihr ein bischen zu weit geht. Immerhin hat Herr Stegemann etwas Zerfahrenes, das er noch ablegen muß, wenn mir sein Wesen gefallen soll. Ich glaube, er sucht nicht immer die beste Gesellschaft. Neulich erst hörte ich, daß er mit Kunstreitern und solcherlei Volk Ausflüge macht ... Aber sprechen wir jetzt von was Andrem! — Ist das ein himmlischer Tag heute! Seht nur ... Die Berge da drüben ... wie klar! Und der Himmel ...! Man sollte glauben, wir wären im Mai! Schenk' mir noch eine Tasse Thee ein,

Emmy, und reich' mir die Pfeife! Hellmuth, steck' Dir eine Cigarre an! Wir sitzen hier noch eine Weile und rauchen, während Mama ihre Blumen begießt. Bleib' nur, Emmy! Wo willst Du hin? Wieder den Stickrahmen holen? Ach ja so: für Ihn! Mitte November feiert er ja Geburtstag. Den sechsunddreißigsten! Wahrhaftig, den sechsunddreißigsten! Ein ganz respektables Alter — fast zu ehrfurchtgebietend für meine Emmy!"

„Aber Papa!" schmollte das junge Mädchen. Sie legte dem Vater von rückwärts die Arme über die Schultern. „Was denkst Du denn nur? Künftigen Juli werd' ich schon neunzehn! Und Franz sieht doch mindestens ebenso jung aus ... nun, wie wer zum Beispiel?"

„Sag' nur, wie Hellmuth!" fiel ihr der Bruder ins Wort.

„Ach, Du angelst nach Komplimenten! Nicht wahr, Papa, Hellmuth sähe viel jünger aus, wenn er nicht immer so nachdenklich wäre und solche Schatten unter den Augen hätte?"

„Ja, sie hat Recht, Hellmuth," sagte die Mutter. „Du hast Dich dein Leben lang viel zu sehr angestrengt, — und seit Du jetzt nicht mehr so überwiegend im Laboratorium arbeitest, sondern Probleme suchst, bist Du noch ernster geworden. Das ewige Denken und Grübeln unterwühlt die Gesundheit. Wärst Du doch endlich einmal habilitirt! Im Handumdrehen brächtest Du's zum Professor, — und so ein Amt, Hellmuth ... ich meine, das legt doch Verpflichtungen auf und gibt dem Geist einen gewissen Halt! Du strebst vielleicht nach gar zu Gewaltigem! Ich weiß nicht, Privatdocenten und Professoren haben so was Gesetztes, Gesichertes! Franz Lehr zum Beispiel, Dein

zukünftiger Schwager! Der arbeitet ruhig und regelmäßig, und hält seine Vorlesungen, und hat dabei Zeit, jeden Tag seine Braut zu besuchen und wöchentlich zweimal mit uns den Thee zu nehmen. Du aber —! Immer schaust Du Dich um, als suchtest Du was — bald in der blauen Ferne, bald tief unten zu deinen Füßen ..."

„Ganz recht, Mama, ich suche etwas; oder vielmehr: ich habe etwas gesucht, ohne es finden zu können!"

„Liebster Bruder," sagte jetzt Emmy, „Hand aufs Herz: Dich plagt ein ganz klein bischen der Hochmut!"

„Wie so?"

„Nun, erinnre Dich doch, was Du am vorigen Sonntag zu Franz gesprochen! Gott sei Dank ist ja mein Franz nicht empfindlich: er hätt' es sonst übel genommen."

„Was war denn das?" fragte der Ober-Staatsanwalt.

„Oh, ich weiß es noch wörtlich. Denke Dir nur, Papa: einem ordentlichen Professor der Mathematik sagt er's direkt ins Gesicht: der ganze Docentenberuf sei eine taube Nuß! ‚Mittelmäßigen Köpfen ewig den alten Kram vorzukauen — lieber die Schweine hüten!' — Das mußt Du doch selbst sagen, Papa: das ist stark!"

„Es war wohl so schlimm nicht gemeint. Franz und Hellmuth, so lieb sie sich haben, stehn ja in diesem Punkt auf dem Kriegsfuße."

Emmy hatte sich unterdeß mit ihrer Stickarbeit neben den Vater gesetzt, während sich Frau Gyskra mit ihren Palmen, Gummibäumen, Dracaenen und Rhododendren beschäftigte. Sie besaß eine glückliche Hand, der alles gedieh. Zwischen den üppigen Blattpflanzen schimmerten zart-rosige Blüten hervor und glänzendes Weiß; die beiden Blumen-

tische gemahnten in der Lebhaftigkeit ihrer Farben an das Werk eines Kunstgärtners.

Die Unterhaltung lenkte sich jetzt, wie so oft, durch die Initiative des Vaters auf Hellmuths wissenschaftliche Thätigkeit. Herr Gyskra ahnte noch nicht, daß Hellmuth eine so tief einschneidende Wandlung erfahren hatte; daß er, während die Hausgenossen ihn drüben bei ernsthafter zielbewußter Thätigkeit wähnten, langhingestreckt auf dem Sopha lag, zahllose Cigaretten verqualmte, die Friedlosigkeit seines Gemüts unausgesetzt wiederkäute, oder im besten Fall Extravaganzen las im Stil der ‚Nadeschda‘. Oft auch hatte er längst schon das Haus verlassen, während Mutter und Schwester rücksichtsvoll auf den Zehen schlichen, um die vermeintliche Geistesarbeit ja nicht zu stören. Ach, und wenn er dann wirklich einmal aus alter Gewohnheit sein Laboratorium betrat, — welch' ein Gebahren! Er trödelte wie ein müßiger Dilettant, und machte sich etwa das knabenhafte Vergnügen, aus Kali chloricum Sauerstoff darzustellen und in der gefüllten Flasche eine Stahlfeder zu verbrennen! Das erinnerte ihn an die Lektionen der Schulzeit. Damals, beim ersten Anblick des Experiments, war der Gedanke ihm aufgetaucht: diese Wissenschaft wirst Du Dir zum Beruf nehmen, diese geheimnisvolle, die da gleich auf der Schwelle so mit Wundern verblüfft! Brennendes Eisen! Das war ihm so neu gewesen, so unerhört, als hätte ihm Einer Kiesel in Gold verwandelt Derartige Wunder gab es gewiß unzählige! So hatte er sich berauscht in den Strudel gestürzt, — um schließlich auf die Sandbänke der völligen Negation zu geraten. Wie kindisch gewordene Greise wieder zu spielen anfangen, so kehrte der Forscher aus den Irrgängen seines Wissens wehmütig

lächelnd zu diesem ersten Stadium zurück und ergötzte sich an der sprühenden Glut, die ihn damals bethört hatte.

Hellmuth hütete sich, den Vater über diese Verhältnisse aufzuklären. Er wußte, wie sehr das Herz des Mannes mit diesen „Zukunftsplänen' verwachsen war. Es gelang ihm auch diesmal, den frommen Betrug aufrecht zu halten.

„Was ich noch sagen wollte," bemerkte der Ober-Staatsanwalt am Schluß des Gesprächs, „Doktor Altenhöfer wird Dich im Lauf dieser Woche besuchen. Du weißt, er hat eine hohe Meinung von Dir. Er versichert mich, keiner der jüngeren Chemiker habe eine so glänzende Zukunft, wie Du!"

„Doktor Altenhöfer? Euer vereidigter Sachverständiger? Aber ich kenn' ihn ja kaum!"

„Doch, doch! Vor zwei Jahren hat er mit Dir gesprochen. Im Hof der Stadt Gotha. Weißt Du, als wir von der Partie nach Klausdorf zurückkamen ..."

„Ja, ich entsinne mich."

„Das Gespräch fiel damals, wie dies bei Altenhöfer die Regel ist, auf die schwebende Criminalfrage. Ein Wort gab das andre. Nach fünf Minuten standet Ihr mitten im Fach. — Ich wurde dann abgelenkt durch den Landgerichtsrat von Grolmann. So entging mir das Weitere. Interessant aber muß es gewesen sein und bedeutend; denn Altenhöfer ist drei- oder viermal darauf zurückgekommen. Es scheint nun, daß ihn seit längerer Zeit ein Problem beschäftigt, das er Dir mitteilen möchte, — vielleicht, damit Du ihm einen Teil seiner Untersuchungen abnimmst."

Hellmuth zuckte die Achseln.

„Gerade jetzt, wo ich so vollauf mit mir selber zu thun habe ...“

„Nun, das wirst Du ja sehen. Altenhöfer ist so bescheiden, so liebenswürdig ...“

Frau Gyskra hatte jetzt ihre Blumen besorgt und gleichfalls wieder am Tisch Platz genommen. Sie legte die Hände in ihren Schoß, wie Jemand, dem solche willkommene Rast nur selten zu Teil wird.

„Höre,“ begann sie, „das mit dem Doktor Altenhöfer solltest Du nicht so glatt von der Hand weisen. Emmy's Bräutigam sagte mir wiederholt, Altenhöfer sei eine Autorität ...“

„Gewiß, Mama. Ich bin ja nicht grundsätzlich abgeneigt ...“

Die Uhr schlug zehn. Herr Gyskra hatte die zweite Pfeife zu Ende geraucht. Er stand nun auf.

„Wie wär's, mein Junge,“ sprach er zu Hellmuth, „wenn wir das Prachtwetter zu einem tüchtigen Gang benutzten? Vielleicht nach Graudiß? Die Fernsicht muß heute brillant sein.“

„Gern, Papa!“

„Ich würde auch euch bitten,“ wandte sich Gyskra an Frau und Tochter, „aber ich weiß doch, es geht nicht! Wenn der Professor kömmt, seid ihr zu nichts zu gebrauchen.“

Der ordentliche Professor der Mathematik Franz Lehr, dessen Hochzeit mit Emmy Gyskra auf den nächsten April festgesetzt war, hatte im Herzen seines zukünftigen Schwiegervaters bereits einen sehr gefesteten Platz erobert. Dies schöne Verhältniß trug nicht wenig zu dem Vollgefühl häuslichen Glückes bei, in welchem die Familie Gyskra sich sonnte.

„Nein, es geht nicht," scherzte auch Hellmuth, den der übermütig behagliche Ton seines Vaters gerührt hatte. „Alles für Ihn! Die entzückenden Stickereien, das täglich wachsende Raffinement unsrer Blumenzucht, die Erlesenheit des sonntäglichen Menu's, das ganze duftige Arrangement: Alles für Ihn! Wahrhaftig, man könnte vor Eifersucht gelb werden!"

„Du thörichter Mensch!" lachte das junge Mädchen. „Als ob Du nicht ganz genau wüßtest, daß sich in Wahrheit Alles um Dich dreht!"

„Pah!"

„Ja wohl, um Dich! Wir alle verwöhnen Dich; sogar mein Franz, mit dem Du doch manchmal Debatten spinnst! Na, und daß Mama und ich jetzt daheim bleiben, um für den Mittag zu sorgen, das ist dem Herrn Ober-Staatsanwalt doch im Grunde so recht, so recht . . .! Drohe mir nur, Papa! Ich durchschaue Dich! Ein Spaziergang mit deinem Hellmuth — etwas Schöneres gibt es ja nicht! Als er noch so hoch war, nahmst Du ihn Sonntags früh bei der Hand, — und wenn ihr dann heimkamt, warst Du halb wie verzückt von Allem, was er geschwatzt hatte! Mama hat mir's wohl erzählt! — Und so ist's auch geblieben bis heute!"

Herr Gyskra strahlte. Man sah es ihm an, wie vollkommen wahr seine Tochter gesprochen, wie leidenschaftlich sein Vaterherz an dem Erstgebornen hing, den er von früh auf geliebt und vergöttert hatte, fast nach Art einer Mutter.

Er trat zu Emmy heran, strich ihr kosend über das schimmernde Haar, und nahm dann ihr Köpfchen in beide Hände.

„Du Schelm!" sagte er und blickte ihr tief in die

Augen. „Möchtest mir wohl am Ende noch einreden, ich sei gegen Dich ein verwerflicher Rabenvater? Schäme Dich! Hellmuth hat natürlich das Vorrecht des Ältesten. Acht volle Jahre hat er länger an meinem Herzen geruht, als Du. Mit solchen historischen Thatsachen muß man rechnen. Aber mir das nun vorzuwerfen, über deinen alten Papa zu spotten, — dafür muß ich Dich zausen!“

Nun bog er das Mädchen zurück, wie ein stürmischer Liebhaber die Geliebte, küßte sie auf den Mund und gab ihr dann, wie zur Strafe, einen leichten Schlag auf die Wange.

Er wußte selbst nicht, was ihn ergriff; seine Augen feuchteten sich. Rasch, als ob er sich dieser Regung zu schämen hätte, reichte er seiner Gattin die Hand und rief dann mit einer etwas gewaltsamen Flottheit:

„Komm, Hellmuth!“

Siebentes Kapitel.

Herr Gyskra und Hellmuth schritten langsam in den sonnigen Tag hinein. An den Villen des Lutherplatzes vorüber, erreichten sie die Grauditzer Landstraße, die, stark ansteigend, einen herrlichen Blick über die Stadt und das weite Flußthal mit seinen blinkenden Dörfern und Weilern erschloß. Rings umher war alles in Licht gebadet. Die schweigenden Felder, die Wiesenböschungen, die mit den letzten Blumen des Jahres geschmückt waren, der ferne Park mit dem funkelnden Gelbrot der Kastanien und dem ausdauernden Grün seiner Eichen, ja selbst die wenigen Menschen, die auf dem leise stäubenden Heerweg stadteinwärts gingen, atmeten eine friedsame Feiertagsstimmung.

Eine Zeit lang wandelten Vater und Sohn schweigend neben einander her.

Beide waren mit ihren Gedanken beschäftigt.

Die Worte Emmy's hatten im Herzen des Ober-Staatsanwalts Erinnerungen geweckt, denen er jetzt mit stillem Wonnegefühl nachhing. — Es war doch eine köstliche Zeit gewesen, als der Junge, der Hellmuth, gleichsam nur ihm gehörte, als die Welt da draußen, die Arbeit, die

Wissenschaft noch keinen Teil an ihm hatten! Wie oft war er mit Hellmuth gerade den Weg hier nach Graudiz hinangeschlendert! Welchen Genuß hatte es ihm gewährt, die hundert und aberhundert Fragen des wißbegierigen Kindes — manchmal nicht ohne Schwierigkeit, ja selbst mit Anwendung diplomatischer Kunstgriffe — zu beantworten! Und wie freudig erbebend hatte er den Druck der kleinen beweglichen Hand gespürt, die sich ab und zu aus der seinigen löste, um aus dem wehenden Korn eine Blume zu brechen!

Zahlreiche Einzelbilder tauchten ihm aus der Fülle dieser Erinnerungen deutlich empor ... Der fünfjährige Knabe bringt ihm eine Handvoll Hypericum perforatum; — fragt: ‚was ist das?‘ —; untersucht es; — zerdrückt die hochgelben Blüten zwischen den Fingern, und wundert sich über das Phänomen des violett-roten Saftes ... Das war die erste Spur des künftigen Forscherberufs! ... Und dann später die Fragen des Acht- oder Neunjährigen, die fast schon an's Metaphysische grenzten: ‚Wie kann aus dem kleinen Kirschkern ein ganzer Baum wachsen? Steckt der Baum schon im Kern? Warum gibt's denn eigentlich Bäume?‘... Allmählich kömmt dann die Zeit, da der Junge nicht mehr des Vaters Hand faßt, sondern sich ihm zutraulich in den Arm hängt ... Hellmuth ist zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre alt, aber so schmiegsam noch, so weich und so innig, daß dies Einhängen und Herandrängen den Vater mit heißem Entzücken durchrieselt. — Plötzlich — der Übergang hat sich vollzogen, eh' man noch recht daran denken konnte — ist der Junge dem Vater über den Kopf gewachsen, leiblich, und auf einzelnen Gebieten auch geistig. — Nicht allem, was Hellmuth treibt, kann der

Vater mehr folgen: aber er läßt sich berichten, erläutern, erklären; und Hellmuth glüht vor Freude, wenn er bemerkt, wie tief das Interesse des Vaters geht; wie der vielbeschäftigte Mann Lehrbücher der Chemie, der Physik in die Hand nimmt, um sich thunlichst zu orientiren, bis er dann einsieht, daß man hier ohne systematische Vorstudien leider auf ein volles Verständniß verzichten muß.

Wahrlich, dies Verhältniß zwischen Vater und Sohn war einzig in seiner Art! Es hatte hier und da eine Nüance der Unersättlichkeit, wie man es sonst nur bei zärtlichen Paaren findet. Herr Gyskra wußte genau, wie über die Maßen Hellmuth ihn liebte: und dennoch berührte ihn jeder flüchtige Zug, der diese Liebe ihm zu bestätigen schien, wie ein himmlisches Labsal.

Selbst Geringfügigkeiten prägten sich hier seinem Gedächtnisse ein.

So hatte ihn die sorgende Angst Hellmuths, der ihn bei einer Gebirgstour mit den Worten: ‚Ich kann's nicht sehen, Papa!' vom Rande des Abhangs hinwegdrängte, tief erschüttert, als liege in dieser begreiflichen Regung etwas ganz Außerordentliches.

Vielleicht ja war es der Ton, der hier ein Alltags-Ereignis so in die Sphäre der höheren Bedeutung erhob. Das Abenteuer in Grauditz aber war mehr als das.

Dort jenseits der schmalen Erdfalte sah der schiefergedeckte Turm hervor und links davon das Gehöft, das Zeuge gewesen jener ewig unvergeßlichen Scene. — Vater und Sohn schritten damals, wie jetzt eben, die breite Chaussee hinauf. Rechts von der Kirche bogen sie ab, — und da war es geschehen, daß Hellmuth sich den Hörnern des wütenden Stiers entgegenwarf, der mit gesenkter Stirn

geradezu auf den Vater losrannte. Wie durch ein Wunder entging Hellmuth einem fürchterlichen Zusammenprall; die rasende Bestie hatte gestutzt und noch im letzten Moment Kehrt gemacht; die Gefahr war vorüber, ehe Herr Gyskra recht zur Besinnung kam. Aber noch jetzt stand ihm bei dieser Erinnerung das Herz still, und schwoll doch wieder vor stolzer Glückseligkeit . . .

Auch Hellmuth hing während der fünf Minuten dieses stummen Bergan-Steigens seinen Gedanken nach. Zu Anfang waren sie denen des Vaters nahe verwandt. Bald jedoch überwog ein heimliches Schuldgefühl. Es drückte und grämte ihn, daß er mit seinem Beruf innerlich so zerfallen war; daß er die Hoffnungen seines Vaters schwerlich erfüllen würde. Urplötzlich stellte sich ihm die Frage: ‚Was soll das werden?‘ Ottfried hatte ihn während der letzten Wochen öfters einen ‚verfrühten Faust‘ genannt. Würde am Ende auch er zu dem Punkt gelangen, wo er die Schale mit Gift an die Lippen führte?

Hellmuth wandte den Kopf. Ein Blick in die Augen des Vaters scheuchte das grausenhafte Gespenst dieses Einfalls. Nein! Diesen Augen, die ob seinem Leben gewacht haben wie eine göttliche Vorsehung, wird er nicht Thränen entlocken, für die es auf dieser Welt keinen Trost mehr gibt! Niemals! Lieber erträgt er das Unerträgliche: die ewige Hohlheit, die Empfindung des Nichts!

„Nun, Hellmuth,“ begann Herr Gyskra, „Du scheinst wieder nachzugrübeln! Komm, laß uns plaudern! Ich selber war jetzt ganz in Gedanken. Erzähl' mir ein bischen von deiner Woche! Oder nein: Nichts heute von Wissenschaft! Ich muß Dich herausreißen. Dein reger Verkehr mit Ottfried Stegemann scheint dies nicht fertig zu bringen.

Oh, glaube ja nicht, daß ich Dir einen Vorwurf mache, wenn Du mit Stegemann sympathisirst! Ich bin kein Philister, Hellmuth! Prinz Heinrich wurde deshalb nicht schlechter, weil er mit Falstaff kneipte; — sans comparaison; denn Ottfried Stegemann erinnert eher an Calcagno. Ich meine nur . . ., wenn Du Dich wirklich zerstreuen willst, solltest Du Leute suchen, die bessern Humor haben und mehr praktische Lebenskunst."

„Ich glaube, Ottfried besitzt das."

„Er sieht nicht darnach aus. Jedenfalls gibt es noch andre Personen, die es ihm gleichthun und nebenher auch in andrer Beziehung erbaulich wirken. Sieh mal: jetzt beginnt die Saison. Bisher hast Du Dich um die Geselligkeit sehr, sehr wenig gekümmert. Es wäre doch an der Zeit, daß Du auch hier einmal deine Fühlfäden ausstrecktest. Glaube mir: der Verkehr mit Frauen und jungen Mädchen wirkt gerade auf einen vielbeschäftigten Geist wohlthätig und befreiend."

„Oh, ich bin nicht so weiberscheu, wie Du glaubst! Als Student freilich — da hielt ich mich eingekapselt; jetzt aber hab' ich doch mancherlei mitgemacht. Stegemann ist außerordentlich vielseitig. Er kennt alle Welt. Du weißt doch, daß er mich neulich beim Galerie-Direktor van Dalen einführte. Ein rauschendes Fest, ein glänzender Damenflor! Ich habe sogar ein paar Mal getanzt."

„Mit wem denn?"

„Die Namen hab' ich vergessen. Ganz nette Mädchen . . ."

„Der Eindruck war also nicht sehr nachhaltig?"

„Nein."

„Vielleicht erhebst Du zu große Ansprüche."

„Das nicht. Aber es geht mir in diesem Punkt

vielleicht gerade wie unserer Emmy, wenn sie im Ballsaal mit Offizieren verkehrt. Falls nicht einer besonders groß oder klein ist, kann sie die Leute nicht unterscheiden."

Herr Gyskra wiegte den Kopf.

„Ja, ja, eigenartige Physiognomien findet man selten. Übrigens liegt das zum Teil auch vielleicht an den Kreisen der Stegemanns. Laß Dich nicht immer von diesem Ottfried in's Schlepptau nehmen! Geh deine eignen Wege! Sieh' mal, da ist zum Beispiel ein alter Freund von mir: der Oberst von Rheuß. Oder Freund ist zu viel gesagt: ein guter Bekannter. Herr von Rheuß stand bis vor Kurzem als Regimentskommandeur in Strehlberg. Wir hatten im Lauf der Jahrzehnte uns ganz und gar aus dem Gesicht verloren. Der Mann ist jetzt pensionirt und hat sich am Gothengehölz eine Villa gekauft, wo er mit Schwester und Tochter nun Haus hält. Trotz mancher Seltsamkeit nimmt Herr von Rheuß für sich ein; er lebt in angenehmen Verhältnissen, sieht gern Leute bei sich, und hat eine Tochter, Sascha geheißen. Die reine Lerche! Und doch wieder — nein, das Gleichnis paßt nicht. Schon ihre äußere Erscheinung hat etwas Eigenartiges, was sich mit ein paar Schlagwörtern nicht bezeichnen läßt. Du sollst sie kennen lernen. Die wird Dich zerstreuen, anregen, vielleicht auch begeistern, — besser als die Ballprinzessinnen deines Herrn Stegemann."

„Richtig! Mama hat mir ja auch von dem Engel erzählt. Ich fange schon an zu bedauern, daß ich nicht da war, als uns die Herrschaften neulich ihren Antrittsbesuch machten."

„Dieser Tage machst Du mit Emmy den Gegenbesuch. Mama und ich folgen dann später. Du sollst mal sehen,

auch der Oberst gefällt Dir. Wie gesagt, er hat seine Schroffheiten; aber Du liebst es ja, wenn sich die Leute ein bischen von der Schablone entfernen. Herr von Rheuß ist ein paar Jahre älter als ich; er stand kurz vor dem Hauptmann, als ich ihn kennen lernte — in Obermöhlau, wo ich als junger Assessor mir die Sporen verdiente."

„Wie zeigt sich denn seine Schroffheit?"

„Theoretisch und praktisch. Als Leutnant schon war er in mancher Beziehung etwas verbohrt — tollkühn, jähzornig, ein Fanatiker des point d'honneur. Seine Freunde vom Regiment hatten oft ihre liebe Not mit ihm. Die Streiche, die man von ihm erzählte, waren Legion. So hat er einmal seinen eignen Onkel auf krumme Säbel gefordert, weil der ruhige, verständige Herr eine ganz harmlos gemeinte Bemerkung über den Luxus der Offiziere gemacht hatte."

„Das ist allerdings noch nicht dagewesen," rief Hellmuth lachend.

„Sehr viel Aufsehn erregte auch eine Mißhandlung, die er an seinem Burschen vollzog. Sonst war er seelensgut gegen den Menschen. Da begab sich's einmal, daß der Ärmste von einer Dame, die der Leutnant verehrte, so sprach, als stünde sie mit seinem Herrn auf dem Fuß einer gewissen Intimität. Die unbesonnene Redensart hören, den Kerl bei der Wurzel packen und ihn so reitpeitschen, daß er drei Wochen nicht sitzen konnte, war Eins. Die Sache wäre fast officiell vor's Regiment gekommen; der Bursche aber hat standhaft geleugnet, und seinen Herrn so feurig herausgestrichen, daß man von einer Verfolgung der Angelegenheit absah."

„Ich bin wirklich auf den Herrn Oberst von Rheuß

gespannt," erwiderte Hellmuth. „Wenn er gehalten hat, was er als Jüngling versprach . . ."

„Der Mann steht jetzt hoch in den Fünfzigen. Etwas wird er doch wohl vom Leben gelernt haben."

Nach Verlauf einer Stunde erreichte man das idyllisch gelegne Dorf Grauditz, hielt dort einen Augenblick Rast, genoß bei einem Glas Landwein die herrliche Aussicht, und schlug dann am sogenannten Grauditzer Steinhof den Feldweg ein, der weiter ostwärts als die Chaussee nach der Stadt führte.

Unweit der Normann'schen Gärtnereien kam eine mittelgroße Gestalt in braunem Filzhut und grauem Herbstüberzieher langsam und regelmäßig aus der Richtung des Stadtparks daher.

„Lupus in fabula! Eben erst hab' ich ihn wieder erwähnt."

Hellmuth sah auf.

„Kennst Du ihn nicht?" frug Herr Gyskra. „Dein stiller Gönner, Freund und Bewundrer, Doktor Altenhöfer!"

Herr Gyskra und mit ihm Hellmuth grüßten zuerst. Doktor Altenhöfer war kurzsichtig. Etwas unsicher, aber mit großer Höflichkeit lüpfte er die chocoladenfarbige Kopfbedeckung; dann verkündete ein lebhaftes: ‚Ah!‘, daß er die beiden Herren erkannt hatte.

„Immer noch den alten Gewohnheiten treu?" fragte der Ober-Staatsanwalt.

„Immer noch!" sagte der Chemiker, die Hand schüttelnd, die Herr Gyskra ihm darbot.

Dann, zu Hellmuth gewandt:

„Sie erinnern sich meiner wol kaum?"

„Oh, sehr genau!“ versicherte Hellmuth, — weit herzlicher, als er dies anfangs gewollt hatte.

„Freut mich, freut mich sehr! Die Jugend von heute hat oft ein so kurzes Gedächtnis …“

„Ich höre von meinem Papa,“ fuhr Hellmuth fort, „daß Sie mich nächstens besuchen wollen …“

„Wenn Sie erlauben, gewiß!“

„Ihre Güte beschämt mich,“ versetzte Hellmuth. „Eigentlich käm' es doch mir, als dem Jüngeren, zu …“

Doktor Altenhöfer verneigte sich.

„Wäre mir eine große Ehre,“ sagte er lächelnd; „aber da ich hier der Bittsteller bin …?“

„Der Bittsteller …?“

„Nun ja, gewissermaßen. Ich will Ihr Interesse erwecken für eine Frage, deren Lösung ich mir selber nicht zutraue, weil ich — Gott sei's geklagt! — durch meinen Beruf als Praktiker immer und immer wieder gestört werde.“

„Da wäre ich gleichwol Ihr Schuldner,“ entgegnete Hellmuth. „Probleme — ich meine: lösbare —, die wirklich ein tiefer gehendes Interesse beanspruchen, sind eine schätzbare Seltenheit.“

„Das meine gehört in diese Kategorie. Dem Wege, auf dem es etwa gelöst werden kann, bin ich schon halb auf der Spur. Aber nur halb. Sie, der thatkräftige, wohlgerüstete junge Mann, der sonst nicht in Anspruch genommen ist, sollen da einsetzen, wo ich stehen geblieben bin. Sie sagten mir damals, eine alltägliche Aufgabe locke Sie nicht. Nun, ich glaube, was mir da vorschwebt, das entspricht etwa Ihrem wissenschaftlichen Herzensbedürfnis. Sie werden staunen, Herr Doktor, staunen … Es handelt sich um eine Erfindung, die für die Menschheit und ihre

Ernährung einfach Epoche macht; — um eine Erfindung, die außerordentlich nahe liegt, und doch bis jetzt die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bereitet; — kurz, um ein riesenhaftes Projekt, dessen Verwirklichung uns Quellen erschließt, Quellen . . ."

Er streckte die Hand aus und beschrieb einen weiten Halbkreis, als wollte er sagen: ‚Alles das rings umher ist Objekt meiner Erfindung: der ganze Erdball wird durch die Lösung meines Problems revolutionirt werden!'

Der Ober-Staatsanwalt, der den vorsichtigen, bescheidenen Mann aus mehr als einer Gerichtsverhandlung, wo er als Sachverständiger sein folgenschweres Parere abgab, hinlänglich kannte, um zu wissen, daß Doktor Altenhöfer nicht etwa zur Phantasterei neigte, war durch den Überschwang dieser Sprache ganz eigentümlich berührt.

„Gehn wir zusammen?" frug er mit einem forschenden Blick in das feierlich-ernste Gesicht. „Oder dehnen Sie Ihren Spaziergang noch weiter aus?"

„Nein, ich nehme hier stets den Feldweg bis zum Louisenthor. Übrigens würd' ich Ihrer Gesellschaft zu Liebe auch einmal von der Norm abweichen, obwohl ich sonst ein wenig Pedant bin."

„Ein Pedant der Hygiene," ergänzte der Ober-Staatsanwalt. „Sehr vernünftig nach den trüben Erfahrungen, die Sie gemacht haben."

„Ja wohl. Seit ich vor sieben Jahren so maßlos an Neurasthenie litt, excedire ich jetzt im Punkte der Regelmäßigkeit. Offen gestanden: die Furcht, mir zuviel zu thun, ist auch ein Grund, weshalb ich auf die Idee kam, die Mitarbeiterschaft Ihres Herrn Sohnes in Anspruch zu nehmen."

Das kluge, schön geschnittene Antlitz mit dem langen, schneeweißen Vollbart trug in der That noch immer die Spuren geistiger Überanstrengung, wiewohl sich Altenhöfer letzthin bedeutend besser fühlte. Nur ein leichter nervöser Husten war von der damaligen Attacke zurückgeblieben, — und jetzt, da eine gewisse Erregung ihm das Blut in die Wangen trieb, trat auch dieser charakteristische Husten auf — kurz, trocken, und dreimal hintereinander.

Hellmuth, der wohl bemerkte, wie sehr sein Vater auf das Geheimnis des Chemikers brannte, bat jetzt den alten Herrn um einige Andeutungen.

„Die Sache ist einfach die," — erwiderte Altenhöfer: „ich denke, es soll uns gelingen, durch einen wenig kostspieligen Proceß die Cellulose in Stärkemehl zu verwandeln."

Hellmuth sah ungläubig zu ihm auf.

„Bis jetzt," sagte der Chemiker, wie in Beantwortung dieses Blickes, „sind meine Ergebnisse allerdings wesentlich negativer Natur: aber insofern haben sie doch einen praktischen Wert, als sie mir darthun, daß alle früher versuchten Combinationen ad acta zu legen sind. Die Pfade, die Sie nun einschlagen können, haben sich stark verringert; einer davon — wie ich demnächst Ihnen darthun will — dürfte sogar, wenn auch mit häufigen Schlangenwindungen, sehr wahrscheinlich zum Ziele führen."

„Da wäre ja kolossal!"

Der Ober-Staatsanwalt, dem die Tragweite dieser Entdeckung nicht sofort zum Bewußtsein kam, warf eine Frage ein. Doktor Altenhöfer, durch seine Stellung als vereidigter Chemiker an den Verkehr mit Laien gewöhnt, setzte ihm die Angelegenheit, wie folgt, auseinander:

„Sie wissen, die Cellulose, der Holzstoff, die Pflanzen-

faser, kurz, jener allgemein verbreitete Teil der Vegetation, der einerseits die mikroskopisch zarte Wandung der Zellen, andrerseits die härtesten Teile der Pflanze, das Holz, die Halme, die Obstkerne bildet, hat die gleiche procentuale Zusammensetzung aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, wie mehrere andre Naturprodukte, zum Beispiel das Cerasin, das Arabin, vor allem aber das Stärkemehl."

„Das war mir neu," bemerkte der Ober-Staatsanwalt.

„Gleichviel. Die Sache ist trotzdem leicht zu begreifen. Die chemische Formel für all diese Stoffe — Cerasin, Arabin, Cellulose und Stärkemehl — ist $C_6 H_{10} O_5$. Das heißt, sie bestehen aus sechs Teilen Kohlenstoff — C —, zehn Teilen Wasserstoff — H —, und fünf Teilen Sauerstoff — O. Ungeachtet dieser gleichen Zusammensetzung waltet im äußerlichen Verhalten dieser Produkte ein großer Unterschied ob. Die Cellulose ist nämlich nur in ihrer zartesten Form, als Wandung der feinsten Pflanzenzellen — etwa im jungen Gemüse — verdaulich. In ihrem weitaus verbreitetsten Zustand jedoch, — als Holz, Stroh, Baumwolle, Hanf — widersteht sie dem Magensaft absolut, mag man sie kochen, beizen oder mit anderen Körpern zusammenmischen, so viel man will. Hingegen das Stärkemehl, das doch genau so zusammengesetzt ist, wie die unverdauliche Holzfaser, bildet neben den Eiweißverbindungen das wichtigste Nahrungsmittel für Menschen und Tiere."

„Das ist ja geradezu unbegreiflich," sagte der Ober-Staatsanwalt.

„Es scheint wirklich so. Eine chemische Analyse beider Produkte ergibt nicht den mindesten Unterschied, nicht den Schatten eines noch etwa hinzutretenden Elements. Und

dennoch waltet ein solcher Unterschied ob. Er beruht nämlich in einer verschiedenartigen Lagerung der Atome. — Wollten Sie was bemerken?“

„Nein, nein! Ich lausche gespannt, wenn ich auch zugeben muß, daß ich von dieser verschiedenartigen Lagerung keinen rechten Begriff habe.“

„Ein freilich sehr hinkendes Gleichnis dürfte Ihnen die Sache wohl klar machen; — ich meine: die Möglichkeit, daß die verschiedene Lagerung der einzelnen Teile eine Verschiedenheit des Gesammt-Effektes herbeiführt. Denken Sie sich zwei große Haufen von spitzen Nägeln mit rundlichen Köpfen. Ich sage nicht, daß die Atome etwa die Form von Nägeln besäßen; ich wähle die Nägel nur der Bequemlichkeit halber. Stellen wir uns nun vor, die Nägel des einen Haufens wären derart gruppirt, daß jedes Mal zehn Stück mit ihren Spitzen zusammenhingen und nun in kugelförmiger Anordnung ihre zehn Köpfe nach außen streckten; die Nägel des andern Haufens dagegen umgekehrt, — das heißt also derart, daß hier jedes Mal zehn Köpfe aneinander geschweißt wären, und die zehn Spitzen nach außen gingen. Würden Sie nicht beim Hineingreifen in den ersten der beiden Haufen eine ganz andere Wirkung verspüren, als beim Hineingreifen in den zweiten? Trotzdem könnten die beiden Haufen ganz aus der gleichen Masse bestehen und ganz genau das gleiche Gewicht haben. Ähnlich verhält es sich, meiner zuversichtlichen Überzeugung nach, mit der Cellulose und dem Stärkemehl. Einer früher beliebten Erklärung, wonach schon die einzelnen Elemente — hier also der Kohlenstoff, der Wasserstoff und der Sauerstoff — in verschiedenartiger Modification, oder, wie der Chemiker sagt, allotropisch in den beiden verschiedenen

Körpern enthalten seien, vermag ich aus mancherlei Gründen nicht beizupflichten."

„Allotropisch?" fragte der Ober-Staatsanwalt. „Bitte, erläutern Sie . . .!"

„Allotropie nennt man die Thatsache, daß schon die chemischen Elemente unter gewissen Verhältnissen in verschiedner Gestalt auftreten, in eigentümlichen Spielarten, die auf den ersten Blick weit von einander abweichen, bis dann die chemische Untersuchung beweist, daß man trotz dieser Ungleichheit der physikalischen Eigenschaften ein und dasselbe chemische Element vor sich hat. So verhält sich zum Beispiel der rote Phosphor sehr verschieden vom weißen, obgleich eine chemische Differenz zwischen den beiden Arten nicht stattfindet, der rote vielmehr bei Einwirkung des Lichtes oder bei einer Temperaturerhöhung auf zwei hundertundvierzig Grad aus dem weißen entsteht. Der rote Phosphor ist schwerer; er ist geruch- und geschmacklos; nicht giftig; er leuchtet nicht in der Dunkelheit und er schmilzt nicht. Weit augenfälliger noch ist der Unterschied zwischen Kohle, Diamant und Graphit, die alle drei bekanntlich allotropische Modificationen des nämlichen chemischen Elements sind. — Um nun auf unsre beiden hypothetischen Nägelhaufen zurückzukommen: nicht wahr, wenn es gelänge, durch irgend einen Gewaltakt, durch ein chemisch-physikalisches Wunder, — das, beiläufig gesagt, nicht größer wäre, als der unwiderstehliche Drang, mit dem der Magnet sich des Eisens bemächtigt, — wenn es gelänge, sag' ich, die Nägel, die mit den Köpfen zusammenhaften, zu einem plötzlichen Kehrt zu bewegen, dergestalt, daß sie nun ebenfalls, wie in dem andern Haufen, sich mit den Spitzen vereinigten und ihre Köpfe nach außen drehten, so wäre der

Unterschied zwischen den beiden Nägelhaufen beseitigt; man könnte in den verwandelten Nägelhaufen ganz mit derselben Furchtlosigkeit hineinfassen, wie in den andern, der keiner Verwandlung bedurfte; die Hand würde nicht mehr verwundet zurückprallen. Das Gleichnis auf unser concretes Problem übertragen: wenn die Atome der Cellulose ihre Gruppirung veränderten, so würde der Magensaft diese umgewandelte Cellulose eben so zwingen und sie eben so leicht verdauen, wie jetzt das Stärkemehl."

„Das leuchtet mir ein," sagte der Ober-Staatsanwalt. „Es klingt ja zunächst, wenn man will, etwas komisch: ein Brett zum Frühstück, eine Latte zum Abendbrot; — aber die Komik wird dem Publikum bald vergehn, wenn es sich über die wirtschaftliche Tragweite der neuen Erfindung klar wird."

„Diese Tragweite ist allerdings ungeheuer. Die Zukunft der Menschheit erscheint auf Tausende von Jahren hinaus gesichert. Die Übervölkerung ist kein Fluch mehr. Die Auswandrer, die sich jenseits des Oceans niederlassen, brauchen die Stämme des Urwaldes nicht erst auszuroden, um dann Getreide zu bauen, sondern der Urwald selbst mit allem, was er hervorbringt, wird ein gewaltiger, unerschöpflicher Nährgrund!"

Der alte Chemiker unterbrach sich. Er hüstelte.

„Ja, es wird dahin kommen!" rief er nach einer Pause. „Erst die Ahnungen, die blitzartig durch das Gehirn des Einzelnen zucken; dann die Versuche — oft jahrelang fruchtlos; dann die Entdeckung — oft jahrzehntelang ohne praktischen Wert; dann endlich die Frucht, die dem Spätgebornen überreif in den Schooß fällt . . .!"

Er hustete stärker. In seinen Zügen flammte etwas Prophetisches.

Nun blieb er stehn und wandte sich mit einem wehmütig-milden Lächeln zu Hellmuth.

„Sie, mein Freund, können die Frucht noch ernten! Ich bin zu alt. Mir soll's genug sein, Ihnen zu überantworten, was ich bis dahin versucht habe, und, wenn Sie die Hauptsache in die Hand nehmen, mit und neben Ihnen zu arbeiten, solange es meine Kräfte noch aushalten."

Hellmuth war nicht in dem gleichen Maß überrascht, wie sein Vater. Der Gedanke, den Doktor Altenhöfer erörtert hatte, war auch ihm schon gekommen, denn im Grunde lag er nicht fern, und nur die Thatsache, daß hier ein bedeutender Kopf systematisch an der Verwirklichung des Projektes schaffte, hatte den Reiz der Neuheit. Auch widerstrebte es ihm, daß man ihn mit Gewalt auf ein Gebiet locken wollte, dem er von Grund seiner Seele so abhold war. Ein Wohlthäter seiner Mitmenschen zu werden, das mochte ja an und für sich ein schöner und hoher Beruf sein: dazu bedurfte man aber wirklich einer andren Gemütsverfassung, als Hellmuth sie aufweisen konnte. Ihm fehlte die echte Begeistrung, der Glaube an seine Mission; er, den die Wissenschaft — seiner vergrämten Meinung zufolge — geprellt hatte, wollte nicht außerhalb jenes Tempels, wo er so brünstig vor der verschleierten Göttin auf den Knieen gelegen, Hausknechtsdienste verrichten und elende Sklavenarbeit. Wahrhaftig, Altenhöfer, der ihm, rein menschlich gesprochen, so mild, so sympathisch, so verehrungswürdig erschien, flößte ihm jetzt das Gefühl einer Last ein, die er um jeden Preis abschütteln mußte.

Nur die Wahrnehmung, daß sein Vater für ‚die große Idee‘ Altenhöfers Feuer und Flamme schien, hielt ihn von einer Äußerung zurück, die den alten Chemiker hätte verletzen müssen.

„Also ich komme!“ sagte Herr Altenhöfer beim Abschied.

Hellmuth verbeugte sich, murmelte etwas von ‚großem Vergnügen‘ und schritt an der Seite des Ober-Staatsanwalts, der nicht müde ward, Frage um Frage zu stellen, dem heimischen Herde zu.

Achtes Kapitel.

Am folgenden Dienstag verließ Hellmuth, eine Verabredung mit Bekannten vorschützend, gegen sieben Uhr seine Wohnung und wandte sich über den Lutherplatz durch die lange Sidonienstraße der inneren Stadt zu.

Unterwegs fiel ihm ein, was er sich anläßlich seiner jüngsten „migratio“ mit Ottfried Stegemann vorgenommen.

Er trat unweit des Siegesdenkmals in den Bazar der Gebrüder Steinert und ließ sich Totschläger in den verschiedensten Formen und Größen vorlegen.

„Um diese Waffen zu tragen,“ fügte der junge Commis seiner Empfehlung hinzu, „bedarf es, wie ich mir zu bemerken gestatte, einer ausdrücklichen Genehmigung seitens der Polizei.“

„Ich weiß,“ versetzte Hellmuth.

Prüfend wog er zwei oder drei der unheimlichen Verteidigungswerkzeuge in der Hand.

„Wir haben auch welche in Form von Stöcken,“ fuhr der Commis fort.

Hellmuth aber, der nicht im Traum daran dachte, sich von Amtswegen eine Erlaubniß zu holen, lehnte kopf-

schüttelnd ab. Er entschied sich nach kurzer Wahl für ein mittelgroßes, handliches Instrument, fingerdick, an beiden Enden zur Stärke eines Taubeneies anschwellend. Es berührte ihn komisch, daß man ein so brutales Wehrstück mit so liebevollem Geschmack ausstattete. Die Köpfe waren genustert wie Pinienäpfel, — der Grund gelb, die Musterung schwarz; der Griff aber zeigte in schön gewundner Spirale die Farben des deutschen Reichs.

Hellmuth ließ sich das Ding einwickeln, zahlte, und barg es dann links in der Brusttasche seines Rocks.

Man merkte es kaum. Nur wenn er den Rock, wie er dies jetzt zum Versuch that, fest zuknöpfte, zeigten sich zwei rundliche Beulen.

„Das wäre nun abgemacht," sagte er zu sich selbst. „Wenn Ottfried mich wieder einmal hinausschleppt bis zur ultima Thule, bin ich gewappnet!"

Langsam weiter schlendernd erreichte er gegen acht Uhr das Porzellangeschäft von Otusch und Felgentreff, Kapuzinerstraße 6a. Hier also weilte das übermütig-schlaue Mathildchen, das ihm so meuchlings den Schleier der Pseudonymität vom Antlitz gerissen. Er mußte lächeln. Vorüberschreitend blickte er durch die Glastüre. Aber er sah unter der Schaar von Verkäuferinnen, die sein Blick überflog, nur die magre Helene, Mathildchens Busenfreundin. Sie selber steckte wol rechts oder links in den Seitengängen.

Mit einem Male ward Hellmuth nachdenklich. Was suchte er hier — und was fand er? Diese Mathilde Solf war ja in ihrer Art ein recht niedliches Ding, frisch und glutäugig; und sie schwatzte so thöricht-süß, daß man wohl ein paar Stunden lang bei ihr vergessen konnte, was

wie ein giftiger Wurm an der Seele fraß. Aber — er wußte selbst nicht weshalb — die ganze Geschichte ließ ihm trotz alledem ein Gefühl der Hohlheit zurück. Irgend etwas vermißte er. Bis dahin hatte er einzelne Züge im Wesen Mathildens für diese Enttäuschung verantwortlich machen wollen. Sie hatte mitunter ein Lachen, das ihm zu schnöde klang; eine Art sich in den Hüften zu wiegen, die ihm stark widerstrebte ... Auch die ewigen Klatschgeschichten, die sie ihm zutrug — bald über Herrn Otusch, den Inhaber der altrenommirten Firma, bald über Helene und ihren Bräutigam, bald über ganz fremde Persönlichkeiten — liehen ihr etwas Unvornehmes. Dies alles jedoch konnte bei einer wirklichen Sympathie nicht schwer in die Wage fallen. Jetzt, wie Hellmuth so durch das bunte Gewühl schritt, wußte er plötzlich den wahren Grund. Mathilde Solf, trotz ihrer Hübschheit, trotz ihrer guten Laune, war ihm von Grund aus gleichgültig. Damals, bei jener ersten Begegnung, hatte ihr Jugendreiz ihn flüchtig geblendet: aber er war nicht ‚verschossen', wie Ottfried sich ausdrückte, wenn er das erste Stadium zärtlichen Wohlgefallens bezeichnen wollte.

„Ein wahres Malheur!" dachte Hellmuth. „Gerade bei meiner traurigen Situation! Wie gut könnte ich jetzt eine leidenschaftliche Tollheit, eine echte Verliebtheit brauchen, die mich herausrisse!"

Vielleicht war er dieser Empfindungen überhaupt nicht fähig? — Ein Fachstudium wie die Naturwissenschaft materialisirt ja im Handumdrehn! — Und doch: als sechzehnjähriger Knabe war er einmal verliebt gewesen, ernstlich, mit allen Verzückungen eines jugendlichen Idealismus ... Noch jetzt konnte er sich das Bild der Vierzehnjährigen,

die den schwärmenden Unterprimaner damals verzaubert hielt, klar vor die Seele rufen. Sie hieß Olga und trug einen langen Blondzopf. Wenn sie zur Schule ging, kreuzte er ihren Weg. Diese Begegnung goß über den ganzen Tag einen rosigen Schimmer. Weiter begehrte er nichts. Er traf nicht einmal Anstalten, ihre Bekanntschaft zu machen. Schon im Herbst zog sie mit ihren Eltern nach Dänemark. Er hatte nie wieder was von ihr gehört, auch niemals ihr nachgeforscht. — Trotzdem, wie er jetzt über das thaublinkende Trottoir schritt, hatte er das Gefühl, als sei dies eine wahrhaftige Liebe gewesen. — So etwas konnte nicht wiederkehren, — auch nicht in veränderter Form. Er war zu alt geworden, zu skeptisch . . .

Aber weshalb? Ottfried Stegemann war ja noch fünf Jahre älter, — und mindestens ebenso skeptisch, ein Darwinianer vom reinsten Wasser, der jede Gemütsregung, jede Zuneigung, jeden Instinkt durch gehäufte Vererbung erklärte! Dennoch hatte sich dieser Mensch ein paar Mal ‚rasend verknallt‘; freilich in anderem Stil als der schüchterne Unterprimaner in seine Olga. Weshalb durfte nicht Hellmuth das gleiche Loos ziehen? Gab es hier in der ungeheueren Stadt nicht irgendwo ein Geschöpf, dem Hellmuth ebenso heiß und schwärmerisch huldigen konnte, wie Ottfried der jungen Polin, der Witwe des russischen Generals? Wenn Ottfried Stegemann von seiner Katka Raskonieff sprach, dann machte er stets den Eindruck des Knaben, der sich zum ersten Mal in Champagner berauscht! — Hellmuth verlangte nach einer ähnlichen Leidenschaft; sehr irdisch mochte sie sein, wenn sie nur echt war . . .

Und dann — ein seltsamer Zug, kaum vereinbar mit der sonstigen ‚Vorurteilslosigkeit‘ Hellmuths —: der Gegen-

stand dieser Leidenschaft durfte nicht eine Feldblume sein, die man vom Wege pflückt, kein so bequemes Persönchen, wie die Mathilde, sondern etwas im Genre von Katka Raskonieff, eine wirkliche Dame, die zur Gesellschaft gehörte, ein Weib, dessen Eroberung etwas Apartes schien. Auf den Grands bals parés im Eldorado konnte man freilich solche Eroberungen nicht machen: ihr Terrain war der Salon. — Dort würde er möglicherweise finden, was er begehrte ... Und wenn er gefunden hatte, dann wollte er, ganz wie Ottfried, der unübertroffene Lebenskünstler, sich die Empfänglichkeit des Gemüts dadurch erhalten, daß er das Eine that und das Andre nicht ließ ... Die Macht des Contrastes wirkte ja stets erquickend. — Fräulein Mathilde, als Gegenbild zu einer großstädtischen Lady, gewann vielleicht neuen Reiz. Ottfried Stegemann hatte sogar behauptet, der Schritt der wahren Liebe sei dreifach. Ein richtiger Virtuose der Ars amandi habe stets drei ‚Verhältnisse‘ gleichzeitig: nämlich ein halb schon vergangenes, ein gegenwärtiges und ein halb noch zukünftiges ... Auf diese Manier handle man wie ein tüchtiger Hausvater, wirtschafte ökonomisch und gerate nicht in Verlegenheit, — wobei noch der Umstand, daß man die drei Intriguen nebeneinander führe, ohne sie doch miteinander verweben zu dürfen, dem Geist eine schachspielartige Unterhaltung biete ...

Von diesen krankhaft-frivolen Gedanken erfüllt, war Hellmuth wieder bei dem Verkaufslokale der Firma Otusch und Felgentreff angelangt.

Er trat vor eines der großen Schaufenster und warf einen Blick auf die reizenden Kleinigkeiten, die sich hier in Gestalt von allen erdenklichen Amoretten, Putten,

Schäfern, Gnomen, Rittern und Zwergen bunt durcheinander drängten. Das war so das Rechte für seine Stimmung! Vogue la galère! Man löse dies problematische Leben in Spielerei auf, in leichten, gefälligen Tand, in duftige Nippes! Man ringe nicht mühsam nach Schein-Erfolgen!

Er schlenderte weiter.

Da stand sie selbst, zierlich und nett wie ein Meißner Porzellanpüppchen, das dunkle Kleid prall an die Büste geschmiegt, — das hübsche, kluge Mathildchen mit den kirschroten Lippen. — Sie beugte sich vor und sprach eifrig mit einer alten Dame, der sie einige Leuchter und Vasen vorzeigte. — Die Uhr im Hintergrunde des Magazins wies schon auf drei Minuten nach acht. Hellmuth trat an das andre Schaufenster. — Mathilde Solf hatte ihn nicht bemerkt. Er war auch streng genommen kein Freund von diesen Begrüßungen durch die Ladenthüre, wie sie von Fräulein Helene und ihrem Bräutigam inscenirt wurden. Für seine Person fragte Hellmuth ja ganz und gar nicht mehr nach dem Publikum; dennoch hielt eine instinktive Scheu ihn zurück. Halb unbewußt schwebte ihm die Gestalt seines Vaters vor, dieses Mannes, den er so unbeschreiblich verehrte und liebte, der so rein und so makellos dastand in all seinen Handlungen; des Vaters, vor dem er sich, trotz aller Kühnheit seiner neuesten Lebensphilosophie, innerlich schämte. Wenn Hellmuth sich ausmalte, es könnte Jemand zu seinem Vater herantreten mit einer Bemerkung über Mathilde, so ward ihm schwül um das Herz, und vorbeugend suchte er schon nach Ausreden, zu welchen die fünf Cousinen Ottfrieds, die häufig genug vom Lande hereinkamen, das günstigste Material boten.

Jetzt rollte an einem der beiden Schaufenster der eiserne Laden herab. Im Hintergrunde des Magazins fing ein Bediensteter an, die Gasflammen auszudrehn.

Hellmuth faßte in einer schlecht beleuchteten Seitenstraße unter dem ersten Thorwege Posto. — Er nannte das ‚am Geschäft‘. — Nach fünf Minuten schwenkte Mathildchen, den modischen Hut auf dem Kopfe, ein kleines Paket unter dem Arm, rasch um die Ecke.

„Wie geht's?“ fragte sie eilfertig. „Schade, daß Du am Sonntag nicht konntest oder nicht wolltest! War das ein himmlischer Tag! Wir haben uns wundervoll amüsirt...“

„Wer denn: ‚wir‘?“

„Nun, ich und Helene und ihr Verlobter ... Und dann noch ein Freund von ihm.“

„Ein Freund von ihm? Nicht auch ein Freund von Dir?“

„Unsinn! Ich hab' ihn erst einmal gesehn.“

„Und doch so brillant mit ihm amüsirt?“

„Mit ihm und den Andern. Warum auch nicht? Soll ich vielleicht den Kopf hängen, wenn Du aus purer Laune mich sitzen läßt?“

„Ich schrieb Dir doch ...“

„Ach was! Ich glaube kein Wort davon.“

„Na, komm nur jetzt!“

„Gern, aber ich habe nur Zeit bis um neun. Hättest Du mir nicht strengstens verboten, Dir in die Wohnung zu schreiben, so hätt' ich Dir Nachricht gegeben und Dich auf morgen bestellt.“

„Das soll wohl die Strafe sein?“

„Nein, wahrhaftig nicht! Aber ich muß nun doch endlich mal meine Wintersachen in Stand setzen. Die

Mutter drängt schon seit vierzehn Tagen. Das eine Kleid wenigstens muß heut' Abend noch fertig werden."

Sie schritten die Gasse hinunter und traten nach fünf Minuten durch eine gardinenverhangene Thür in das einzige Zimmer einer kleinen Conditorei. Hellmuth bestellte für seine Begleiterin Chocolade und Biscuits, und für sich eine Tasse Kaffee.

„Eigentlich sollt' ich das gar nicht mehr von Dir annehmen," sagte sie schnippisch.

„Weshalb nicht?"

„Weil Du Dich meiner schämst . . ."

„Schämst! Was sind das für Redensarten!"

„Doch. Du versteckst Dich mit mir."

„So? Gehn wir nicht Arm in Arm?"

„Ja, wo's recht dunkel und einsam ist."

„Führ' ich Dich nicht in's Theater?"

„Ja, in's Marschalltheater! Dort in den Logen ist's beinahe ebenso finster, wie in den Gassen, wo Du mich einhaken läßt, — und von eurer Gesellschaft kommt ja Niemand dorthin, höchstens einmal so Einer, wie Du, und da kratzt denn natürlich eine Krähe der andern die Augen nicht aus."

„Du bist heute so eigentümlich, Mathilde. Hast Du mir's übel genommen, daß ich Dir offen und ehrlich gesagt habe . . .?"

„Ja wohl, offen und ehrlich! Das nennst Du offen und ehrlich, wenn Du mich wochenlang hintergehst, was? Und dann willst Du vor Angst und vor Ärger schier aus der Haut fahren, wenn ich von meiner Entdeckung Gebrauch mache! Übrigens hab' ich das nur Dir gegenüber gethan; denn siehst Du, ich bin viel zu anständig und zu

stolz, um vielleicht der Helene zu sagen: ‚der Herr, mit dem ich da gehe, ist ein Herr Doktor und der Sohn eines hohen Beamten‘... Da wär' ich schön dumm! So bildet sich die Helene doch ein, es würde noch was, obschon ich selber gar nicht daran gedacht habe."

„Nun also!" versetzte Hellmuth.

„Ich schrieb Dir's ja auch," fuhr sie mit einer spöttischen Achselbewegung fort. „Du — und Commis! Immer war ich Dir schon auf der Spur! Aber ich sagte mir: Gott, was thut's? Er gefällt Dir, und die Art, wie er spricht, ist so nett, hundertmal interessanter als das Geschwätz dieser wirklichen Bräutigams. Na, und da ging ich drauf ein. So einen Knopf, wie den von Helene zum Beispiel, möcht' ich ja nicht geschenkt!"

„Und doch war es am Sonntag mit diesem ‚Knopf‘ so außerordentlich amüsant?"

„Mit ihm nicht. Aber sein Freund — das ist ein recht artiger Mensch... Unteroffizier bei den Jägern."

„Der war natürlich dein Partner?"

„Das kannst Du wohl denken."

„Und Du hast mit ihm recht kokettirt?"

„Nicht die Idee! Ich bin Dir leider Gottes ja viel zu gut!"

Es klang so treuherzig, wie sie das sagte! Hellmuth preßte ihr unter dem Marmortischchen leise die Finger.

„Ich danke Dir!" sagte er freundlich.

Sie erwiderte seinen Händedruck, schmiegte sich etwas näher zu ihm heran und sah ihm mit einem reizenden Kindeslächeln in's Antlitz.

„Wo wart ihr denn?" frug Hellmuth nach einer Pause.

„In Oberlondorf, beim Kronenwirt.“

„Ach, da . . .“

„Ich schwärme für Oberlondorf. Der Garten ist großartig. Wir sind schon um elf Uhr dreißig hinaus gefahren, haben zu Mittag gegessen, beim herrlichsten Sonnenschein — Schinken und Rührei, und nachher zwei Hühner. Es war zu hübsch da unter den Weinlauben, die sich jetzt rot färben. Und so still war's im Garten . . .“

„Trotz des herrlichen Wetters?“

„Ja. Außer uns waren höchstens noch fünf oder sechs Leute da. Die Concertgäste kommen erst Nachmittags. — Ach, da muß ich Dir doch was erzählen! Ich weiß zwar nicht, ob Du am Ende nicht wieder denkst, ich sei zu kokett gewesen . . .“

Abermals warf sie ihm einen so rührenden Blick zu, daß Hellmuth ihr Händchen ergriff.

„Denke Dir,“ fuhr sie fort, „wie ich so dasaß neben Herrn Kühne . . .“

„Herrn Kühne?“

„So heißt der Unteroffizier von den Jägern . . .“

„Ach so! Entschuldige! Also: wie Du so dasaßest neben dem Unteroffizier . . .?“

„Da merkte ich, daß ein Herr, zwei Tische von uns entfernt, sehr auffallend nach mir hersah . . .“

„Nun ja!“ lachte Hellmuth gezwungen, denn seine Eitelkeit fing doch allmählich zu bluten an. „Ich dachte mir's schon, daß Du für meine unverzeihliche Absage vollen Ersatz finden würdest.“

„Nur nicht gleich das Kind mit dem Bade ausschütten!“ wehrte sie stolz. „Auf mich hat der Herr, von dem ich hier spreche, durchaus keinen sonderlichen Effekt gemacht.

Wohl aber auf Helene, und mehr noch auf mein sanftes Cousinchen."

„Hast Du hier eine Cousine?"

„Ja wohl, ein sehr niedliches Mädchen; Franziska Stelzner heißt sie. Herr Kühne behauptet, sie säh' mir ein bischen ähnlich."

„Aber ich denke, Ihr wart nur zu vieren?"

„Franziska ist nachgekommen. Erst von halb vier ab hatte sie Urlaub. Gerade am Sonntag nehmen sie's peinlich im Café Reichskanzler."

„Ach, das ist die?" fuhr Hellmuth heraus. „Die früh're Beschließerin im Kronheimer Herrenhaus?"

„Ja, die. Woher kennst Du sie?"

„Vor ein paar Tagen machte mich Jemand auf die kleine, verliebte Person aufmerksam. Sie ist jüngst in dem Lichert'schen Brandstiftungs-Prozeß als Zeugin verhört worden."

„Ja wohl! Das ist ja ihr Gram! Sie schämt sich jetzt, weil der Mensch, von dem sie sich damals hat küssen lassen, in's Zuchthaus kommt. Aber das hilft nun nichts. Und kurirt hat der ganze Jammer sie doch nicht. Sie schwärmt nach wie vor ganz rabiat für die Großen und Breitschultrigen. Den Maler Burckhardt hat sie da vorgestern angeschmachtet — geradezu toll . . .! Das war nämlich der Herr, der so auffällig nach mir herguckte."

„Fritz Burckhardt?"

„Ich glaube, ja. Kennst Du ihn denn?"

„Oberflächlich. Man trifft ihn zuweilen bei Großmann im Restaurant. Ein talentvoller Künstler, aber ein unsympathischer Mensch."

„So? Mag wohl sein. Etwas eingebildet sieht er schon aus ...“

„Na, und was wollte denn dieser Burckhardt?“

„Mich abzeichnen.“

„Und Du hast ihm das ohne Weitres erlaubt?“

„Nicht so ganz ohne Weitres, — aber es machte sich so. Er kommt häufig nach Oberlondorf und kehrt dann immer beim Kronenwirt ein. Er sagte, der Platz sei so stimmungsvoll, besonders im Herbst. Übrigens steht er auch gut mit der Wirtstochter. Er hat sie gemalt, — auf prächtigen Ölbildern, die er dann teuer verkauft hat. Vorgestern war nun das Mädchen verreist — bei Verwandten in Strehlberg —; und da saß er ganz ärgerlich da und trank so allein seinen Schoppen und blickte dann jedes Mal auf, wenn ich lachte.“

„Und da habt Ihr ihn eingeladen?“

„Bewahre! Was denkst Du? Ganz von selber trat er zu uns heran und bat um Entschuldigung. Aber offen gesagt, gar nicht wie Einer, der's ernstlich meint mit der Bitte, sondern recht großbrodig und von oben herab ... Die Herren waren zuerst verdutzt über die Art; besonders Herr Kühne, der gleich ein Gesicht machte, als wollte er einen Rekruten anschnauzen. Dann aber mögen ihm wohl die riesigen Schultern des Malers Respekt eingeflößt haben. Ich weiß nicht genau, was sie schwatzten; aber ich merkte doch bald, wo die Sache hinauswollte. Der Unteroffizier schnitt ein langes Gesicht. Da sagte ich kurz und bündig: ‚Weshalb nicht? Wenn mir ein Künstler die Ehre erweist und mich abzeichnen will — gut, es genirt mich ja nicht!‘ Na, und so kam's denn. Er setzte sich ein paar

Schritte abseits, und bat mich, ganz in Gemütsruhe weiter zu plaudern. Als er dann fertig war, standen sechs Köpfe auf seinem Blatt: der eine nach rechts, der andre nach links; der eine vergnügt, der andre wie lauschend; aber alle waren recht ähnlich, — besonders die Augen."

„Nun — und weiter?"

„So sind wir bekannt geworden. Später — um vier — kam Franziska. Herr Burckhardt saß dann noch bei uns bis gegen fünf, wo der Tanz losging."

„Hm, das kann ich ihm nicht verdenken. Deine Augen sind wirklich ein lockendes Thema für einen Künstler. Hat er auch mit euch getanzt?"

„Nein. Dazu hält er sich wohl zu gut. Franziska natürlich mit ihren Schmachtblicken hat ihn verführen wollen; aber umsonst. Er blieb standhaft und sah nur ein Stündchen mit zu."

Sie trank ihre Tasse aus und erhob sich.

„Nimm mir's nicht übel, aber ich muß jetzt nach Hause. Die Uhr da steht schon auf neun."

Mit allen Zeichen der Ungeduld schritt sie der Thüre zu, während Hellmuth bezahlte.

Draußen hing sich Mathilde in seinen Arm.

„Ein Stückchen darfst Du mich noch begleiten," sagte sie schmeichelnd; „bis zur Kastanienallee."

„Oh, ich bringe Dich weiter — bis an die Hausthüre."

„Ja nicht! Wir könnten gesehn werden."

„Und wenn auch — was thut's?" erwiderte Hellmuth.

Er wußte sehr wohl, daß die Strecke von der Kastanienallee bis an die Wohnung Mathildens weit ,ungefähr-

licher' war, als beispielsweise die Forststraße, in die sie jetzt einbogen.

Mathilde besann sich.

„Gut, wie Du willst."

Hellmuth hatte ihr vorsichtshalber das kleine Paket abgenommen. Wer ihn so sah, wie er den Ritter spielte, konnte seine Begleiterin für eine wirkliche Lady halten; denn Fräulein Mathilde, wenn sie nicht allzu lebendig wurde, hatte ganz gute Manieren und trug ein Straßenkostüm, das weder aufgetakelt, noch dürftig war. — Nach fünfzehn Minuten erreichten sie das fünfstöckige Haus in der Ziegelstraße. — Mathildchen hatte unter dem Wandern so reizend geplaudert und ihm so zärtlich den Arm gedrückt, daß er sich ernstlich die Frage vorlegte, ob er den Wert ihres Herzens nicht unterschätzt habe. — Nun bot sie ihm frank und freundlich die Hand, flüsterte süß und verheißungsvoll: ‚Schreib mir einmal! Aber, bitte, recht bald!' — gab ihm dann einen herzhaften Kuß auf die Wange und verschwand im Dunkel des Treppenbau's, während Hellmuth, eigentümlich bewegt, aus der Thür-Nische wieder in's Freie trat.

Planlos und instinktiv schritt er weiter, bis er bemerkte, daß dieser Weg nach dem Wall führte. Rechts und links zeigten sich schon die Vorläufer dieses verrufenen Stadtviertels, elende Kneipen, aus denen rohes Gebrüll erscholl, Höhlen des Lasters und der Verworfenheit. — Er stutzte. — Unwillkürlich tastete seine Hand nach dem Totschläger, den er links in der Brusttasche trug. — Dann machte er Kehrt. — Nach drei Minuten befand er sich wiederum in der Nähe des Hauses, wo er von seiner Mathilde

Abschied genommen. — Er glaubte zu träumen. — Dieselbe Mathilde, die es so eilig hatte mit der Instandsetzung ihrer Wintergarderobe, huschte in diesem Moment aus der Thüre und zwar in Begleitung eines Soldaten. — Beim Schimmer der nächsten Laterne erkannte Hellmuth die Uniform. Der nächtliche Cavalier war unstreitig identisch mit dem mehrfach genannten Herrn Kühne von der neulichen Sonntagspartie.

Hellmuth verspürte im ersten Moment einen unwiderstehlichen Drang, den Beiden eine Scene zu machen, bei der sein Totschläger vielleicht eine unerbauliche Rolle gespielt hätte. Dann überwog die Vernunft. Er sagte sich alles, was ihm ein unbeteiligter Freund hätte sagen können: erstens, daß hier nur seine Eitelkeit, nicht seine Liebe gekränkt war; denn er liebte ja nicht; zweitens, daß er's um Fräulein Mathilde nicht besser verdient hatte; drittens, daß es im Grunde ein Glück sei, diese Lektion da zu empfangen, wo sie nicht sonderlich schmerzte.

Je länger er's überlegte, um so entschiedener kam er zu der Erkenntnis, daß sich Mathilde um ihn verdient gemacht hatte. Die war nun so frisch und so kindlich offen gewesen, die hatte so treu blickende Augen und sah so ganz und gar wie die verkörperte Wahrheit aus —: und dennoch barg sich hinter dem reizenden Lärvchen die Lüge, der Leichtsinn, die schrankenlose Begierde! Ottfried Stegemann hatte Recht: sie taugten alle nichts, — von der blendenden Aristokratin herab bis zur Bettlerin!

Und welch' ein Ruhm, welch' ein Götterglück, diese Ladenmamsell da heimlich herumzuschleppen, während Stegemann sich in dem Prunksalon seiner Katka Raskonieff sonnte!

„Nein, Mathildchen," murmelte er, theatralisch die Hand ausstreckend, „das war ein Mißgriff! Sei Du glücklich mit sämmtlichen Unteroffizieren der Garnison! Ich grolle Dir nicht!"

Und weiter schreitend wiederholte er nochmals die These des welterfahrenen Ottfried Stegemann: ‚Sie taugen alle nichts!'

Neuntes Kapitel.

Planlos zurückschreitend, sah sich Hellmuth plötzlich vor den erleuchteten Fenstern des Großmann'schen Restaurants.

Nicht eben rosig gelaunt, trat er ein, um was zu essen. So schnell er sich auch mit dem Treubruch Mathildens zurecht gefunden, — immerhin blieb ihm eine gewisse Leere zurück, ein Gefühl der Enttäuschung, des Fehlschlags. Jedenfalls wär' es doch hundertmal amüsanter gewesen, die paar Stunden noch mit der unentlarvten Mathilde irgendwo fidel zu vertrödeln, als hier verwaist und gelangweilt sein Schnitzel zu würgen. — Nach Hause gehn wollte er nicht: das würde ihm die fatale Empfindung des Abgeblitztseins noch gesteigert haben. Auch war es bereits drei Viertel auf zehn ... Bis er den weiten Weg nach der Mathesiusstraße zurücklegte, traf er die Seinigen kaum noch beisammen. — Jetzt, wo die Schwurgerichtssitzungen ihn so lebhaft in Anspruch nahmen, ging Herr Gyskra oft schon um zehn Uhr zu Bette.

Hellmuth aß und trank ohne den mindesten Appetit. Keiner unter den Gästen, die da ringsher beim Rauenthaler oder Champagner saßen, war ihm bekannt; er dünkte

sich wie der Taucher unter den Larven des Abgrunds. Einmal sogar glaubte er wahrzunehmen, daß ihn der dicke, saftige Lebemann dort in der Nische, der so behäbig das immer von neuem gefüllte Glas schlürfte, ganz eigentümlich betrachte, ihn gleichsam verulke, als den Geprellten, der, ein zweiter Henricus Conradus, zum Liebchen gewollt und schmählich zu Fall gekommen.

Das war ja nun offenbar eine Täuschung; aber Hellmuth bemerkte, wie, aller Vernunft zum Trotz, der Wunsch in ihm aufstieg, den Herrn in der weißen Cravatte zu ohrfeigen.

Hastig erhob er sich, — nicht um diesen Wunsch zu verwirklichen, sondern um schleunigst das unangenehme Lokal zu verlassen, das ihm heute der Inbegriff alles Farblosen, Schalen und Schnöden erschien.

Auf dem Trottoir blieb er stehen.

Drüben von jenseits des Platzes strahlte im Glanz des elektrischen Lichtes das schwarz-weiß-rot dekorirte Schild mit der Aufschrift „Café Reichskanzler“.

Hellmuth, obschon er die heuchlerische Mathilde ja längst über Bord geworfen und selbst die Erinnerung mit dem letzten Glas Rüdesheimer hinabgespült hatte, wollte denn doch mal, der Wissenschaft halber, sich das Cousinchen der Treulosen gleichsam ad hoc besehn. Neulich, als er mit Ottfried Stegemann dort gesessen, hatte er kaum auf sie Acht gehabt und sich vor allem nicht träumen lassen, daß sie eine so nahe Verwandte, und, wie es schien, auch eine Gesinnungs- und Geistesverwandte Mathildchens war. Wirklich, sie interessierte ihn jetzt; rein theoretisch natürlich!

Er trat also ein.

Links nicht weit von der Thür saßen vier Herren, darunter ein Offizier, dessen vornehme Adlernase schneidig

und kühn zwischen den lebhaften Augen vibrierte. Es lag so viel sorglose Keckheit, so viel unbewußte Gleichgültigkeit gegen den Ernst des Lebens in dem hübschen Gesicht, daß Hellmuth angenehm überrascht ein paar Sekunden lang hinstarrte. Dann erst bemerkte er, daß der Nachbar des Offiziers ihn mit der augenscheinlichen Erwartung fixierte, von ihm erkannt und gegrüßt zu werden.

Hellmuth neigte den Kopf, während der Herr — ein blonder Koloß von stark gerötetem Antlitz — halb sich erhob und die Begrüßung erwiderte.

‚Ein drolliger Zufall‘, sagte sich Hellmuth, indem er vorbeischritt, ‚daß ich nun gerade dem hier begegnen muß!‘

Nun packte ihn das Gefühl, als habe auch in dem Blick dieses blonden, kraftstrotzenden Hünen — des Malers Fritz Burckhardt — ein spöttisches Mitleid gelegen ... Diesmal war die Sache ja ganz wohl möglich ... Sogar wahrscheinlich ...! Burckhardt konnte ihn irgendwo mit Mathilde gesehn haben. Und nun hatte doch dieser nämliche Burckhardt die Anbändelei mit Herrn Kühne beobachtet! Ja, er war vielleicht Zeuge einer recht weit entwickelten Intimität gewesen ... Hellmuth spielte dann in den Augen des Künstlers eine so klägliche Rolle, daß sich ein Lächeln von selbst ergab.

Umsonst suchte nun Hellmuth sich vorzustellen, die Sache sei gar nicht der Rede wert; Burckhardt, den er kaum drei- oder viermal gesehn hatte, werde sich schwerlich über dies Thema den Kopf zerbrechen, ganz gewiß aber nicht unterstellen, Hellmuth habe die kecke Ladenmamsell für eine Penelope oder Griseldis gehalten. Irgend etwas kochte in ihm, bis er sich plötzlich entschloß,

auf die heimlich blutende Wunde der Eitelkeit ein Pflaster zu legen, das er in diesem Moment für außerordentlich zweckmäßig hielt.

Er wollte beweisen, daß er Mathildchen nur als ein flüchtiges, höchst belangloses Spielzeug betrachtet; daß Fräulein Franziska zum Beispiel, die jetzt eben mit ihrer kleinen, geschickten Hand eine Apfeltorte zerschnitt, ihm ganz das gleiche banale Interesse einflöße, wie die flatterhafte Verkäuferin bei Otusch und Felgentreff.

Er wollte dies umsomehr, als er jetzt wahrnahm, daß Burckhardt mit Fräulein Franziska einen Blick des Verständnisses wechselte. Richtig! Mathilde Solf hatte ihm ja erzählt, ihre Cousine sei von der Riesengestalt des Malers „ganz weg" gewesen! Da Fräulein Mathilde den Unteroffizier von den Jägern vorzog, so nahm Herr Burckhardt — trotz seiner künstlerischen Begeisterung für die Augen Mathildchens — in praxi wahrscheinlich mit Fräulein Franziska fürlieb und würde sich schwarz ärgern, wenn sich ein Unberufner mit der ganzen Gewalt seiner Ritterlichkeit über Franziska herstürzte.

Fritz Burckhardt dachte nun allerdings nicht im Traum daran, mit Fräulein Franziska zu liebäugeln; der Blick, den er ihr zugeworfen, trug für jedes unbefangene Gemüt den Stempel absolutester Harmlosigkeit. Fritz Burckhardt war nichts weniger als ein Don Juan, sondern ein Mensch von ausgesprochenstem Ehrgeiz und brennendster Ruhmbegier, der vorläufig nur im Dienste seines Berufes die Augen aufthat, und so vor allem die schöne Wirtstochter von Oberlondorf mit einer Aufmerksamkeit beehrte, die von dem Mädchen selbst leider mißdeutet wurde, aber thatsächlich nur der Pracht ihres herrlichen Inkarnats und

dem Adel ihrer echt venezianischen Züge galt. — Bei Franziska interessierte ihn wohl die Familienähnlichkeit mit der Cousine; oder sein Blick war nur eine schwelgende Reminiscenz an den letzten Sonntag, der ihm so kostbare Skizzen für seine Mappe geliefert.

Hellmuth, der sich kaum erst gesetzt hatte, stand wieder auf, trat an's Büffet, und knüpfte — wie damals Ottfried — unter dem Vorwand, sich etwas auszusuchen, ein kleines Gespräch an.

Franziska, obwohl er nicht zu den ganz Kolossalen gehörte, auch weder ein Bauernknecht noch ein Maler war, nahm seine Redensarten mit einem halb schmachtenden, halb verschämten Lächeln entgegen. — Sie hatte wirklich eine nicht unbedeutende Ähnlichkeit mit Mathilde, nur daß sie kleiner war und eigentümlich geziert, — im Gegensatz zu der frischen Urwüchsigkeit der Cousine, die selbst dann noch natürlich blieb, wenn sie log.

Hellmuth sprach über die alltäglichsten Dinge; aber — er selbst mußte innerlich über seine Komödie lachen — mit so glühendem Eifer, so liebevoll in Geberde und Haltung, daß er sofort den Eindruck hervorrief, als mache er hier aus Leibeskräften den Hof.

Der Zufall wollte nun, daß Fritz Burckhardt, der, wie so viele robuste Persönlichkeiten, ein großer Freund von Kuchen und Torten war, gerade in diesem Moment auf den Gedanken verfiel, zu dem Portwein, den er da schlürfte, müsse ein gut behandeltes Trockengebäck, ein Stück Biscuit oder dergleichen, schön harmoniren.

So schritt er dann ganz ohne Arg, nur den Kuchen und seinen Portwein im Herzen, nach dem Büffet.

Erst suchte er links; dann schob er seine Titanengestalt

weiter nach rechts, eifrig prüfend, als handle es sich um die kritische Wahl einer Farbe.

Und wie er nun noch einen Schritt weiter that, passirte dem wenig gewandten Lohgerber-Sohne das Unglück, mit seinem wuchtigen Mammuthsfuße derb auf Hellmuths vierte und fünfte Zehe zu treten.

Hellmuth, dessen Blut bereits schäumte, denn er hielt das Ganze für eine dreiste Herausforderung, versetzte mit einem gedämpften „Herr, geben Sie Acht!" dem Künstler einen zwar gut bemäntelten aber doch sehr empfindlichen Stoß in die Rippen.

Burckhardt sah wütend auf. Die mächtige Faust zuckte ihm, wie zum Ausholen. „Flegel!" raunte er fast unhörbar. Dann schritt er nach seinem Platz.

Hellmuth, bleich vor Zorn, ging ihm nach, grüßte die übrigen Herren mit großer Verbindlichkeit, stellte sich vor und bat dann den Maler, dessen Adresse ihm nicht bekannt war, um seine Karte.

Der Ton, in dem er dies that, ließ keinen Zweifel über den Sinn seines Ersuchens. Stirnrunzelnd, mit einer Geberde maßloser Selbstüberhebung, griff Burckhardt in seine Tasche.

„Hier!" sagte er barsch.

„Danke!"

„Aber ich bitte euch, Kinder, was ist denn los?" fragte der älteste unter den Herren. „Nichts da, Burckhardt! Trinken Sie ein Glas Soda-Wasser! Herr Doktor Gyskra, ich habe die Ehre, Ihren Papa zu kennen ... Ach was! Diese Comment-Fragen sind mir gleichgültig! Leutnant von Affing, Sie werden bestätigen, daß es die Pflicht jedes wirklichen Cavaliers ist, vor Beschreitung des

letzten Auswegs an die Vermittlung ehrlicher Freunde zu appellieren. Mein Name ist Kretschmar. Ich bin Rechtsanwalt und schon als solcher zur Herbeiführung eines Ausgleichs berufen. Bitte, Herr Doktor, nehmen Sie Platz! Ja, mein Gott, Sie müssen mir's schon zu gut halten, daß ich so geradeaus bin: aber der Sohn eines Mannes, den ich so hochschätze, steht mir im ersten Moment bereits näher, als zwanzig Andre, mit denen ich ixmal gekneipt habe!"

Das Alles war in gedämpftem Tone gesprochen, so daß die Gäste an den benachbarten Tischen kaum von ihren Zeitungen auffahen.

„Sie sind außerordentlich freundlich," versetzte Hellmuth, „aber ich darf Ihre Güte nicht annehmen."

„Kommen Sie nur mal her!" fuhr Kretschmar fort und schob zwischen sich und den Leutnant von Alffing einen der kleinen Rohrstühle, die um den Pfeiler standen. „Sie, als der Sohn eines Staatsanwalts, werden doch nicht um einer Lappalie willen mit dem Reichs-Strafgesetz in Conflikt geraten? Nun, und was Burckhardt betrifft — ich bitte Sie, ein gefeierter Künstler, der sich für Defregger, Vautier und Makart in einer Person hält, — der steht doch viel zu hoch über dem Alltagsleben, um einen Sterblichen ohne Lorbeer im Haar kränken zu wollen."

Der Leutnant von Alffing hatte inzwischen heimlich mit Burckhardt verhandelt; nun kehrte er sein hübsches Gesicht mit vertrauenerweckendem Lächeln zu Hellmuth und sprach in dem gleichen gedämpften Tone wie Doktor Kretschmar.

„Herr Burckhardt erklärt sich bereit, seine ... Bemerkung zurückzunehmen, wenn Sie Ihrerseits die ...

etwas lebhafte Art bedauern, mit der Sie auf seine Ungeschicklichkeit reagiert haben."

Hellmuth, der sich inzwischen etwas beruhigt hatte, sagte nach kurzem Besinnen:

„Sobald mich Herr Burckhardt versichert, daß es in der That nur ein Zufall war . . ."

„Sie haben gehört, Burckhardt! Wollen Sie die gewünschte Versicherung erteilen?"

„Das kann ich," versetzte Burckhardt.

Hellmuth bedauerte nun ‚seine lebhafte Art', Burckhardt nahm seine . . . ‚Bemerkung' zurück, und versöhnt reichten sich beide Gegner die Hand. Dennoch fühlte sich Hellmuth nicht wohl bei der Sache. Die krampfhafte Schnelligkeit, mit der man den Ausgleich zu Stande gebracht, widerstrebte ihm. Hätte ein Tag nur dazwischen gelegen! Aber so unmittelbar nach der Beleidigung . . .! Kurz, Hellmuth hatte das unbestimmte Gefühl einer Niederlage. Unter dem Vorwand, daß er stark überarbeitet sei, brach er nach einer Viertelstunde schon auf.

„Habt Ihr denn früher mal was miteinander gehabt?" fragte Kretschmar den Künstler, als sich Hellmuth entfernt hatte.

„Nicht die Spur!"

„Na, na!" sagte der Rechtsanwalt. „Cherchez la femme!"

Burckhardt schaute ihn mitleidig an.

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, da drüben die sehnsucht-atmende Nymphe! Sie haben vorhin zwei-, dreimal hinübergeschaut, wie Troilus in der berühmten Mondnacht, — und Doktor Gyskra machte sich auffallend lang am Büffet zu schaffen."

Fritz Burckhardt lachte.

„Der Blick des Juristen!“ sagte er spöttisch. „Über Herrn Gyskra kann ich nicht urteilen. Was aber mich betrifft — Du lieber Gott!“

„Sie wollen doch nicht bestreiten . . .?“

„Alles bestreit' ich! Das Mädchen da hat eine hübsche Figur; besonders die Armlinien . . . Gut! Das gehört zum Metier: unwillkürlich schaut man da hin! Sonst aber fordre ich Bildung und Geist, gutgeschulte Intelligenzen, die fähig sind, mich zu begreifen! Ladenmamsells und Verkäuferinnen locken mich nicht.“

„Schön gesagt!“ meinte der Rechtsanwalt. „Beinahe monumental! Wahrhaftig, Burckhardt, wenn Sie nicht ein so großes Talent wären — privatim sind Sie manchmal geradezu unausstehlich!“

„Ich bin stolz auf diese Kritik,“ sagte der Maler. „Liebenswürdigkeit im alltäglichen Sinne ist Sache der Alltagsmenschen.“

Hellmuth Gyskra schlenderte unterdeß ziemlich verstimmt durch die Frankfurter Straße, deren Läden bereits sämmtlich geschlossen waren. — Alles schien ihm heut' quer zu gehn. — Er schämte sich jetzt seiner läppischen Heftigkeit, die ihn doch eigentlich vor den Herren im ‚Reichskanzler‘ schmählich blamiert hatte.

Ein Pech-Tag, wie er im Buche stand!

Grollend kam er so nach dem Postplatz.

Hier liefen zwei Hauptstraßen zusammen; die eine, links, führte auf Umwegen nach den südlichen Stadtteilen, wo Hellmuth wohnte; die zweite, rechts, schwang sich in mächtigem Bogen bis hinaus nach dem Gothengehölz und den Villen der Westvorstadt.

Hellmuth wandte sich rechts. Nach fünf Minuten erreichte er das ‚Neue Concerthaus', vor dessen Vestibulum eine Menge von Droschken und Equipagen harrte. Drüben, wo das Geleise der Pferdebahn sich in verschiedene Stränge zerlegte, standen sechs Pferdebahnwagen.

In diesem Moment erschienen die ersten Gruppen der heimwärts strebenden Gäste zwischen den Hauptsäulen; Rufe ertönten; einzelne Kutschen verließen die Reihe, um vorzufahren, — und gleich darnach ergoß sich ein dichtes Gewimmel über die Treppenstufen. Farbige Capuchons, Helme, Cylinder quirlten bunt durcheinander. — Strahlende Töchter und peinvoll gelangweilte Väter, courbeflissene Cavaliere und keuchende Schwiegermütter, Livreebediente, Zofen und Zöfchen, — Alles dies fügte sich zu einem bewegten Gesammtbild, das nach der schläfrigen Öde der Frankfurter Straße zwiefach lustig erschien.

Hellmuth stellte sich rechts an die unterste Treppenstufe und ließ die Gesellschaft Revue passiren.

‚Lauter banale Gesichter!' dachte er seufzend, als er so nach und nach ein Dutzend von jungen Damen gemustert hatte. — Wasserblond, durch die Hitze des Saales ein wenig gerötet, aber so matt, so charakterlos! — Oder brünett, ohne richtiges Incarnat! Hellmuth liebte nicht diesen gelblichen Ton, der gar kein Fleisch war, sondern gegerbte Haut! — Nun vollends die Schwarzen! Hier, die Kleine zum Beispiel! Die konnte kaum zwanzig sein, und hatte schon einen Schnurrbart wie ein Sekondeleutnant!

So kritisierte und schmälte er, und steigerte sich gewaltsam in seiner Verneinung, so daß Keine vor seinem Zorne mehr Gnade fand, selbst nicht die allbewunderte Gräfin

Thoß, die zwar schon hoch in den Dreißigen war, aber noch immer für eine der schönsten Frauen der Residenz galt.

Da plötzlich richteten sich zwei große blitzende Augen voll auf die seinen. Er sah in ein Mädchengesicht, das unbewußt über den krankhaften Mißmut des Spötters zu lachen schien. Licht war sie und rosig, — und doch nicht schläfrig und wasserblond, sondern sprühend von Leben und Glut; die Brauen so ausdrucksvoll, die Pupillen so groß unter den langen Wimpern, — eine leibhaftige Widerlegung des verbitterten Skeptikers, der denn auch wirklich unter dem staunenden Blick dieser Augen heimlich zusammenfuhr.

Oh, und das prächtige nachtschwarze Haar! Hellmuth hatte dergleichen niemals gesehn! In weichster Fülle quoll es ihr unter den Spitzen des crêmefarbenen Kaschmirtuches hervor und fiel ihr üppig wie reife Trauben über die Stirne.

Sie war ja nicht halb so schön wie die allgefeierte Gräfin, aber so unendlich viel eigenartiger, so ruhig-beweglich, so dunkel und sonnig, nicht südländisch, aber ebenso wenig nordisch im Typus, widerspruchsvoll und doch harmonisch, — kurz, das reizendste und liebenswürdigste Rätsel, dem Hellmuth jemals begegnet war.

Unwillkürlich folgte er ihr.

Ein paar Sekunden lang hatte er sie verloren; dann tauchte sie im Gewühl wieder auf. Er sah jetzt, wie sie mit einer älteren Dame sprach. Dabei zeigte sie ein Profil, das zwar nicht klassisch, aber berückend war, wie das einer Meernixe. Da sie nun schwieg, hielt sie noch immer ein wenig die Lippen geöffnet. Eine süße Schalkhaftigkeit spielte um ihre Wange; die herrlichen Zähne weckten

bei Hellmuth sofort den Wunsch, er möchte sie eine Frucht anbeißen sehen.

Alles, was ihn den Abend verdrossen hatte, ging jetzt in Rauch auf. Er drängte vorwärts. Er mußte sich dies reizende Antlitz noch einmal gönnen — so recht aus dem Vollen! Und gleichzeitig schwirrte es von ungeduldigen Fragen durch sein Gehirn: wer sie war? wo sie wohnte? mit wem sie verkehrte? Daß sie trotz der ungewöhnlichen Offenheit, mit der sie ihn angeschaut hatte, zur besten Gesellschaft zählte, schien ihm sofort unzweifelhaft. Nicht nur Haltung und Gang und ein unsagbares Etwas in ihrer Erscheinung verbürgte das: auch die Dame, die ihr zur Seite schritt, trug den Stempel wirklicher Vornehmheit. Solche Begleiterinnen — sagte sich Hellmuth — geben über die Stellung und Herkunft junger Mädchen oft deutlicher Aufschluß, als diese selbst; die Jugendlichkeit hat etwas Nivellierendes; in späteren Jahren treten die Rassen- und Klassenunterschiede schroffer hervor.

Die beiden Damen schritten quer über die Straße nach einem der Pferdebahnwagen, auf dessen Längsschild die Worte zu lesen standen: ‚Postplatz-Gothengehölz.‘ — Ein Bedienter oder dergleichen war nicht in Sicht. — Leicht wie ein Reh schwang sich das junge Mädchen auf's Trittbrett, während der Conducteur, dem die Damen bekannt schienen, der älteren mit ungewöhnlicher Artigkeit beim Aufstieg behülflich war, wofür er ein höfliches ‚Danke!‘ erntete.

Kurz entschlossen stieg Hellmuth in den nämlichen Wagen und setzte sich der jüngeren Dame breit gegenüber. Es schien ihm, als husche ein ganz flüchtiges Rot über die Wangen des Mädchens, ein Hauch des Wiedererkennens —:

‚Das ist ja der gelangweilte Herr von vorhin!‘ Doch hielt sie den Blick, mit dem er sie — nicht ohne Selbstüberwindung — anstarrte, ein paar Sekunden lang ruhig aus und wandte sich dann sehr vergnügt zu ihrer Begleiterin mit einer halblauten Rede über das eben genossene Symphonie-Concert.

Hellmuth, der sonst keineswegs schüchtern war, hatte sich in der That zu dieser Dreistigkeit zwingen müssen. — Er war gut erzogen, taktvoll und ritterlich. — Als ihn der Blick der tiefdunklen Augen jedoch nun abermals streifte, gar nicht befangen, sondern mit einer ganz unverkennbaren Heiterkeit, da fielen ihm plötzlich die guten Lehren seines mephistophelischen Freundes Stegemann ein, — die stets wiederholten Attacken auf die ‚thörichten Illusionen‘, das Schlagwort: ‚Sie taugen ja alle nichts!‘ — und zudem das eigne Erlebniß von heute Abend.

Mathilde Solf war ja natürlich mit der vornehmen jungen Dame hier nicht zu vergleichen; die hübsche Ladnerin verhielt sich, schon was die Bewegungen und die Art ihres Sprechens betraf, zu dieser herrlichen Unbekannten wie Talmi zu Gold. — Aber Mathilde hatte doch auch seine gute Meinung getäuscht; die kindliche Treuherzigkeit, mit der sie ihn angelacht, war Lüge und Trug gewesen.

Ferner: Auch Katka Raskonieff sah wie die vollendetste Lady aus; sie hatte sogar einen Zug von der typischen deutschen Frau, in deren Seele nach Bogumil Goltz die Engel traumreden, und Gott der Herr immer von neuem wieder Paradiese erschafft.

Und so in hundert und tausend Fällen ...

Übrigens, wenn er sich's vorurteilsfrei überlegte, wie stand es eigentlich hier mit der Unbekannten? Sah sie

denn wirklich unnahbar aus? Ihre Begleiterin hatte ja in der That etwas Puritanisches; gut! Aber der Schluß von vorhin war doch wohl zu voreilig. Strenge erzeugt zuweilen ihr Gegenteil. Der staunende, neugierig-flotte Blick an der Concerthaus-Treppe sprach doch eine sehr deutliche Sprache! — Und jetzt wieder . . .! Keine Spur von Verlegenheit! — Allerdings auch keine plumpe Herausforderung . . . aber trotzdem eine Art, wie sie bei Emmy zum Beispiel unmöglich gewesen wäre . . .!

Immer und immer wieder schaute er so, halb forschend, halb sehnsuchtsvoll, in die blitzenden Augen, die es zwar jetzt vermieden, ihm Stand zu halten, aber dennoch ein paar Mal wie zufällig an den seinen vorüberglitten.

Zum Glück merkte die ältere Dame, die außerordentlich kurzsichtig war, nicht das Geringste. — Ihr feines, aristokratisches Antlitz, dem man die Fähigkeit unerschrockenster Energie ansah, würde sich sonst wohl in Linien gelegt haben, die dem Taktvergeßnen die Lust zur Fortsetzung seiner Keckheit gründlich verleidet hätten.

Nach halbstündiger Fahrt erreichte der Wagen die Endstation. Die übrigen Insassen waren schon ausgestiegen. — Nun erhoben sich auch die Damen. — Nur Hellmuth verharrte noch ruhig auf seinem Platz, wo ihm der Abendmantel des jungen Mädchens schwer und faltig das Knie streifte. — Noch einmal sah er im Schein der Laterne die schön gerundete Wange und das tiefschwarze Haar, das so traubenschwer über die Stirn fiel.

„Ein wunderbares Geschöpf!“ dachte er seufzend.

Dann sprang auch er auf den Boden.

Draußen stand ein langbeiniger Mensch von einigen

zwanzig Jahren, die Tuchmütze in der Hand. Er folgte den beiden Damen in der Richtung der Landstraße.

Nach kurzem Zögern schlug Hellmuth den nämlichen Weg ein. Er wollte doch sehen, wo die bezaubernde Nixe ihr Heim hatte.

Fast zehn Minuten lang ging es so weiter. Die Chaussee teilte das Villenviertel in zwei ungleiche Teile; die Mehrzahl der Landhäuser mit dem Strom dahinter behielt man zur Rechten, das Gothengehölz mit dem kleineren Teile zur Linken.

Der Bursche rannte voraus, um die Pforte des Gartens, welcher die letzte der links gelegenen Villen umschloß, dienstfertig aufzustoßen. Man hatte das städtische Weichbild hier längst überschritten; die Beleuchtung war spärlich; in den Laternen brannte Petroleum.

Hellmuth konnte noch wahrnehmen, wie die Damen dem Hause zuschritten und ein paar Stufen hinanstiegen, während der junge Mensch um die Ecke verschwand. Die beiden Gestalten hoben sich scharf gegen den Hintergrund der erleuchteten Hausflur ab. Dann fiel die Thüre in's Schloß, und nur der gelbliche Schein zweier Fenster im oberen Stocke verriet, daß hier am äußersten Westen noch Leben herrschte.

In dieser Einsamkeit also wohnte sie! Nun, das Haus war ja leicht zu merken. Die Landstraße bog da nach rechts ab und folgte dem Strom. Vier-, fünfhundert Schritte zu Thal mußte ein kleines Dorf liegen — wie hieß es doch? — Neu-Buseck, wenn er nicht irrte. Und links dort türmte sich das Gothengehölz wie eine unheimlich schwarze Wand ...

Hellmuth ging langsam wieder stadteinwärts.

Er kam noch gerade zur rechten Zeit, um mit dem letzten Pferdebahnwagen zum Postplatz zu fahren.

Hellmuth war tief in Gedanken. Der Eindruck dieser berauschenden Blicke verließ ihn nicht. Ein Mund, wie geschaffen, um sich von leidenschaftlichen Küssen zermalmen zu lassen! Und — bei Allem, was himmlisch war und berückend! — wie würde die Meernixe wieder küssen! Das wäre noch eine Eroberung, die lohnte; mit der man vor seinem eignen Genius Staat machen könnte; bei der man wirklich für Augenblicke seinen weisheitsmüden Verstand verlöre!

Er malte sich die Glückseligkeit dieses Verlustes aus und bändigte dann die lodernde Phantasie, um ruhig zu überlegen. Der ahnungsvolle Instinkt des Familiensohnes, der eine Mutter, eine Schwester vor Augen hat, kam jetzt wieder zur Geltung.

„Schwer freilich wird's halten," sagte er zu sich selbst ... „Aber wer weiß? Katka Raskonieff machte ja auch den Eindruck ... Jedenfalls gilt es doch den Versuch! Ich muß sie kennen lernen! Ich muß ihr sagen, daß sie das wonnigste Weib von der Welt ist, und daß ich .... sie heirathen würde, wenn ich der gläubige Esel von einst wäre."

Zehntes Kapitel.

Zwei Tage später hatte sich Hellmuth wieder mit Ottfried verabredet. Kurz nach sechs betrat er die Wohnung des Freundes, die er heute zum ersten Mal bei Kerzenbeleuchtung erblickte. Ottfried nämlich brannte in seiner Wohnung nur Wachskerzen.

„Pompös!“ murmelte Hellmuth. „Wie, zum Teufel, bringen Sie's fertig, so die akademische Freiheit und Flottheit mit der üppigsten Eleganz, die Studentenbude mit dem aristokratischen Heim zu verbinden?“

„Je, nun,“ erwiderte Ottfried, „ich bin hier ja wirklich zu Hause. Vergessen Sie nicht, daß diese Möbel mein Eigentum sind; daß emsige Hände darüber wachen, weibliche Hände, die einer sehr pedantischen alten Dame gehören; daß diese Hände nirgends ein Stäubchen dulden und doch wieder nicht den Mut haben, die genialische Unordnung, wie sie dem Lebenskünstler behagt, meuchlerisch anzutasten. Ich bin hier so gut wie vereh'licht!“

„Wahrhaftig,“ lächelte Hellmut, „es macht vollkommen den Eindruck, als walte hier eine junge Gemahlin.“

Nach einer Pause setzte er — in Verfolgung eines

Gedankens, der sich auf die reizende Unbekannte von vorgestern bezog — etwas zaghaft hinzu:

„Sie haben doch so viel häuslichen Sinn, Stegemann! Wirklich, Sie hätten Katka Raskonieff zu Ihrer Frau machen sollen!“

„Kleiner Schäker!“

„Nun, Sie brauchen nicht so ironisch zu lächeln! Ich kenne ja Ihre Ansicht; und offen gestanden — (er stotterte jetzt ein wenig) — je mehr ich die Menschheit betrachte, um so entschiedner bin ich geneigt, Ihnen zuzustimmen.“

„Nicht wahr?“ näselte Ottfried mit dem Ausdruck souveränster Blasiertheit. „Nur verstehe ich nicht, weshalb Sie Ihre Erkenntnis auf die Erfahrung zurückführen. A priori muß doch jeder vernünftige Mensch einsehen, daß der Philosoph des Jahrhunderts Recht hat, wenn er behauptet: Heiraten heißt für den Mann: seine Rechte halbieren und seine Pflichten verdoppeln. Na, und da mir die Pflicht überhaupt etwas Lästiges ist, — ich thu' sie ja hin und wieder aus Angewohnheit, — so seh' ich nicht ein, weshalb ich unsrer lebensmüden Gesellschaft diese alberne Concession machen soll. Ein zwanzigjähriger Knabe, der sich blindlings verknallt, kommt naturgemäß auf den Gedanken: Du fügst dich. Er gleicht dem Bezechten, der sich widerstandslos zur Polizeiwache schleppen läßt. Wir aber — proh pudor! — Ich weiß zwar nicht, wie Sie als glücklicher Bräutigam sich ausnehmen würden: daß ich aber, den Ring am Finger und das Myrtensträußchen im Knopfloch, eine groteske Figur wäre, über die sämmtliche Teufel der Hölle sich krank

lachen müßten, davon bin ich so fest überzeugt wie von der Wahrheit des Causalitätsgesetzes."

Er sah auf die Uhr.

„Wir haben noch Zeit," sagte er. „Nehmen Sie Platz! Rauchen wir eine Papiros!"

Er reichte dem Freund die grellrot bemalte Schachtel mit russischen Cigaretten, drückte dann auf die elektrische Klingel und hieß den Bedienten ein Glas Valdepeñas auftischen.

„Wissen Sie," fuhr er fort, „wenn ich das Wort ‚heiraten' höre, so fallen mir immer die Verse ein:

Und ist das Weib; dies Wesen ohne Seele,
Dies ew'ge Kind, ein solches Opfer wert?
Das girrt so dumm aus honigsüßer Kehle,
Das gibt so gern, was lächelnd man begehrt.
Der Garten, den ich tausendfach bestehle,
Wird nie vom Gärtner grollend mir verwehrt...

Ich kann nicht dafür einstehn, daß mein Citat genau ist; aber ich schwöre Ihnen, daß es den Nagel meisterlich auf den Kopf trifft."

„Es scheint so," murmelte Hellmuth.

Ottfried stieß mit ihm an.

„Es lebe die Freiheit! Wie schmeckt Ihnen dieser Tropfen? Ich meinesteils schwärme dafür, denn er gemahnt mich an überschäumende Abenteuer in Valladolid. Diese Spanierinnen ...! Ich bin sonst ja ein leidlicher Patriot: nur was die Frauen betrifft... Die Cigarette da scheint nicht zu brennen. Wollen Sie lieber eine mit Mundstück? — So! — So hab' ich's gern! Wenn der Rauch so in dichten Wolken emporkräuselt, fühl' ich mich Eins mit mir selbst! Wir Beide sind auf dem Stand-

punkte angekommen, wo uns die ganze Erscheinungswelt nicht halb so viel gilt, wie eine gute, rauchbare Cigarette; ich meine: als wissenschaftliches Wertobjekt! Natürlich, als Gegenstand der Betrachtung — im ulkhaften Sinne — hat sie noch ihren Reiz. Was?"

„Ich fürchte nur," sagte Hellmuth, der seinen Meister vielleicht übertrumpfen wollte, „auch diesen Reiz wird sie nach und nach einbüßen!"

„Pah, ihre Combinationen sind zu mannigfach. Das Schachbrett hat nur zweiunddreißig Figuren, und dennoch giebt es nicht zwei Partien, die vollständig gleich wären. Zudem: bei aller Erkenntnis von der Nichtigkeit dieses Daseins im Allgemeinen, bin ich doch ein genußfroher Mensch, sobald es sich um die Details handelt. So ziemlich die meisten Dinge halten uns, was sie versprechen, wenn wir nicht blödsinnig überspannte Erwartungen hegen."

In diesem Tone, bald geistreich und klar, bald rätselhaft und verworren, ging's eine Weile fort, bis man wieder auf das Concrete verfiel. Ottfried erzählte, daß er am Tage zuvor eine vielversprechende neue Bekanntschaft gemacht habe, die berauschendste Ungarin, die jemals ein Bassama teremtete geflucht, derb, stramm, resolut, aber kaum siebzehnjährig und schon die Gattin eines schwer betagten Bankiers, der in seiner schmunzelnden Stupidität nicht ahne, welch ein Unheilsgeschenk ihm die Götter in's Haus gesendet.

Hellmuth war nahe daran, auch seinerseits etwas aus dieser Tonart zum Besten zu geben, — die interessante Begegnung nämlich am Portal des Concerthauses. Ein unbestimmtes Gefühl aber hielt ihn zurück, zumal er ja gestern und heute nicht das Geringste gethan hatte, um

seine Angelegenheit weiter zu bringen. Vielleicht auch besorgte er von den Lippen Ottfrieds einen Cynismus zu hören, der ihn verletzt haben würde.

Der Diener öffnet leise die Thür:

„Der Wagen ist vorgefahren!“

Es war ein hoch-elegantes Coupé, mit zwei Vollblutfüchsen bespannt, in welches die beiden Freunde nun einstiegen. — Die sausende Fahrt ging nach der Oper.

Stegemann liebte solche Contraste.

„Neulich die Launhofer Pauke und die Alhambra, heute der Musentempel hier mit dem Schwanenritter und der Crême der Gesellschaft. Der Grundsatz ‚variatio delectat‘ ist von erstaunlichem Wert — leiblich sowohl wie geistig. Strenggenommen bleibt sich die Sache ja gleich; ich meine: der Kern; die Form nur wechselt; aber das reicht schon aus, um uns frisch zu erhalten.“

Sie betraten die Loge. Das glänzend erleuchtete Haus war schon beinah' gefüllt.

„Der Blick in das Publikum,“ flüsterte Stegemann, das Opernglas hebend, „lockt mich eigentlich mehr, als der Zauber da auf der Bühne. Ich mache mir nicht viel aus den Wagner'schen Opern, nicht einmal aus dem Lohengrin. Das Stück ist innerlich unwahr; es klingt wie ein Hohn auf die erbärmliche Wirklichkeit. Die Kunst soll uns vom Jammer des Lebens befreien, nicht aber durch ihre Phantasmen zum Widerspruch reizen. Wo immer ein Telramund die schuldlose Elsa anklagt, wird sie verurteilt. Es kommt kein deus ex machina, der sie verteidigt, sondern ein Scherge, der sie in Ketten wirft. Überall triumphiert die Gemeinheit, die Lüge, die Niedertracht. Malt uns der Dichter nun eine Welt, wo die Tugend

siegt, so erzeugt er durch dies erschwindelte Himmelblau als Nachwirkung auf der Netzhaut ein sehr verdrießliches Gelb. Die Naturalisten dagegen — das sind meine Leute! Die malen so schwarz, daß unser geistiges Auge zur Ruhe gelangt. Man sagt sich: ganz so lumpenmäßig und schurkisch ist die Menschheit denn doch nicht — und ethisch gehoben geht man zum Sekt über."

Hellmuth Gyskra machte ein etwas verblüfftes Gesicht.

„Der Standpunkt ist neu," bemerkte er zögernd. „Sie raten uns also Galle zu trinken, damit uns nachher der Essig wie Wein schmeckt?"

„Ungefähr so. Aber, was ich bemerken wollte . . . 'S ist geradezu lachhaft, wie die Gedanken auf mich hereinstürzen! Schade, daß ich nur ein verpfuschter Philosoph und kein Dichter bin . . .! Also der Lohengrin macht mir bei all seinen Vorzügen, die ich ja theoretisch nicht leugne, den Eindruck der Puppenkomödie. Wenn ich ihn trotzdem heut auf's Programm setzte, so hat dies seinen Grund nur in dem Reiz, den gerade das Publikum dieser Wagner-Vorstellungen auf meinen Humor übt. Ich denke, Sie sollen das mitfühlen. Überhaupt, Gyskra, so jung Sie sind, — ich meine: so jung an Erfahrung — so viel Talent haben Sie, dereinst meine geistige Erbschaft anzutreten, wenn ich mich über kurz oder lang mal zum ewigen Schlaf bette. Na, das wissen Sie ja! — Jetzt aber schauen Sie sich einmal um! Sehen Sie da gegenüber in der Prosceniumsloge den dicken Herrn mit dem Biedermeier-Gesicht, — links an der Säule? Haben Sie ihn?"

„Den mit den roten Bäckchen?"

„Ja wohl! Bitte, betrachten Sie den mal genau! Für was halten Sie ihn?"

„Keine Ahnung.“

„Den Namen haben Sie schon gehört: Balduin Teutschenthal.“

„Ach, der Geheime Commissionsrat?“

„Der allgefeierte Wohlthätigkeits-Mann! Die ganze Stadt, bis auf einige Querköpfe, die ihm gelegentlich in die Karten sehn, glaubt an die Selbstlosigkeit seiner Bestrebungen. Er gilt für einen Charakter, beinah' für einen Helden. Wo etwas Großes und Edles vom Stapel läuft — eine Sammlung für Abgebrannte, für Überschwemmte; ein Denkmal; eine gleichviel wie geartete Stiftung —: überall ist Balduin Teutschenthal Mitglied des Comitees, ja, die Seele des Unternehmens! Auch spendet er Summen aus seiner eignen Tasche, die trotz seines Reichtums phänomenal sind. Die Kunst — natürlich die ernste — findet in Balduin Teutschenthal einen begeisterten Förderer. Kurz, er wandelt, nach der Meinung des Publikums, auf den Höhen der Menschheit! Ich aber sage Ihnen, Balduin Teutschenthal ist ein öder Hanswurst, ein kindischer Narr, kaum der Ohrfeige würdig, die mir beim Anblick seiner schmunzelnden Physiognomie in der Hand zuckt.“

„Sie urteilen ja außerordentlich schroff,“ entgegnete Hellmuth.

„Aber gerecht. Zufällig kenn' ich die Triebfedern dieses Volksbeglückers genau. Er sieht aus wie das verkörperte Wohlwollen: aber er denkt nur an sich. Daß sein rastloser Egoismus nicht auf das Positive gerichtet ist, sondern auf etwas rein Imaginäres, auf ein Hirngespinnst kleinlichster Art, — das macht den ‚Liebling der Armuth‘ in meinen Augen nur um so läppischer. Denken Sie sich, der Mann will geadelt werden! Geadelt in unserm Jahr-

hundert! Geadelt im Zeitalter Schopenhauers und Darwins! Um dies Ziel zu erreichen, setzt er all' jene Thaten als Hebel an! Er, der vor einigen Jahren noch ein sehr tüchtiger Kaufmann war und ein derb-jovialer Genußmensch, geht nun vollständig auf in dieser fixen Idee und schmeißt sich, zum behuf ihrer Verwirklichung, überall 'ran, wo er auf Protektion hofft. So in der letzten Zeit ganz besonders bei einer frommen, übrigens geistreichen Aristokratin, von der er, nach so mancher Enttäuschung, endlich das Heil erwartet. Sie ist die Gattin eines ausländischen Diplomaten und soll bedeutenden Einfluß bei Hof besitzen. Ihr zu Liebe heuchelt er neuerdings auch eine kirchliche Strenge, die ihm früher nicht eigen war. Da, sehen Sie nur, wie er jetzt mit den Augen zwinkert und hinab in's Parkett grüßt! Steht ihm die Lächerlichkeit seiner Komödie nicht auf der Stirn geschrieben?"

„Nun da ich's weiß," erwiderte Hellmuth, das Glas noch immer auf die Loge gerichtet, „macht er mir allerdings ja den Eindruck einer gewissen Geschraubtheit . . ."

„Ich halte ihn für dreiviertels verrückt. Um seiner Gönnerin das Werk zu erleichtern, hat er vor Kurzem die ‚Entdeckung' gemacht, daß er streng genommen gar nicht geadelt, sondern nur wiedergeadelt zu werden braucht. Die Teutschenthal's wären dieser ‚Entdeckung' zufolge ein uraltes Freiherrngeschlecht, das vor dem dreißigjährigen Kriege irgendwo geblüht und regiert hat . . . Er glaubt jetzt schon selber an diese Mähr . . ."

„Ich staune, wie eingehend Sie unterrichtet sind."

„Mich amüsiert die Geschichte. Sie ist doch ein ganz niedliches Bruchstück unsrer commedia umana: mit dem Behagen des Feinschmeckers, wenn auch zuweilen ethisch

verbittert, folg' ich ihrer Entwicklung. Die Quelle, aus der ich schöpfe, ist Katka Raskonieff."

„Katka?"

„Ist sehr befreundet mit jener Dame, wenigstens was man so nennt."

„Aber Sie sagten doch . . ."

„Was denn?"

„Nun," stammelte Hellmuth, „die Gönnerin Teutschenthal's sei außerordentlich . . . streng —"

„Gewiß. Ich glaube sogar — ausnahmsweise — daß sie's mit ihrer Strenge und Frömmigkeit ernst nimmt; denn sie ist bereits hoch in den vierzigen. Aber das hindert doch nicht, daß sie mit Katka Raskonieff verkehrt. Niemand auf Gottes Welt hat ja die leiseste Ahnung . . . Sie, mein Freund, sind der Einzige . . ."

„Und darf man den Namen wissen . . .? Den Namen der Gönnerin, mein' ich . . .?"

„Die Gräfin Rödbroge."

„Ach, die Dänin?"

„Die Frau des Gesandten. Sie selber ist eine Deutsche."

Es entstand eine Pause. Die beiden Freunde durchmusterten die Parkettreihen.

„Da sitzt auch der Landgerichtsrat von Grolmann," murmelte Ottfried, — „wenn ich nicht irre, ein guter Freund Ihres Papa's."

„Er verkehrt nicht bei uns; aber Papa steht sehr collegialisch mit ihm. Die junge Dame, die sich jetzt umdreht, muß seine Frau sein."

„Ja wol, sein Püppchen, wie er sie nennt. Die Beiden sind Wagner-verrückt. Wann und wo irgend etwas von Wagner in Scene geht, sieht man die leuchtende

Glatze und daneben die Pony-Fransen. Während der Vorstellung wiegen sie beide den Kopf; sie ein wenig zur Seite, er ein wenig nach vorn. Zuweilen hebt er die Hand, als ob er den Taktstock eines Kapellmeisters führe; sie stampft mit den Füßchen. Dabei ist der Mann unfähig, einen Moll-Akkord von einem Dur-Akkorde zu unterscheiden, und sie ergeht sich in haarsträubenden Coloraturen. Passen Sie nur nachher einmal auf, wie regelmäßig diese Doppelbewegung von Statten geht. Zu bestimmten Momenten schau'n sie einander in's Antlitz, nicken sich zu und werfen dann einen Blick nach dem Kronleuchter. Ich denke dabei an die drolligen Porzellan-Türken, die ein Uhrwerk im Leib haben und jedesmal nach dem dreißigsten Pendelschlag ihre Zunge herausstrecken."

„Sie kennen das Ehepaar näher?"

„Ich treffe sie oft in Gesellschaft. Sobald — wie dies leider ja unvermeidlich ist — das Lied von den Winterstürmen oder der Pilgerchor intoniert wird, fallen sie in die üblichen Zuckungen."

„Sonderbar! Herr von Grolmann soll ein hochbegabter Jurist sein."

„Weshalb auch nicht? Er hat seinen Sparren wie jeder Andre. Darum kann er in seinem Fache doch excellieren wie Papinianus."

Auf der Balkonreihe neben der Loge Balduin Teutschenthal's erschien jetzt ein auffallend sympathisches Ehepaar: der Gemahl ein stattlicher Vierziger, kühn, elegant; die Frau ein sanftes, rosiges, mädchenhaftes Geschöpf, sehr bescheiden und distinguiert. Die Art, wie sie den Kopf hielt, erinnerte an die Unbekannte von vorgestern; nur daß

sie die Augen besser im Zaum hatte und überhaupt ein ruhigeres Temperament verriet.

Hellmuth sagte mit großer Bestimmtheit:

„Sehen Sie dort! Die Dame da mit der Nelke im Haar! Die rettet den Idealismus!“

„Meinen Sie?“

„Ja, das mein' ich? Alle Physiognomik wäre die platteste Narretei, wenn dieses Madonnen-Antlitz mich täuschen sollte!“

Ottfried Stegemann zog die Brauen ein wenig hoch, wie ein Docent, der im Verlauf seines Vortrags an die gewichtigste Stelle kommt.

„Und dennoch: es täuscht! Zufällig kann ich diese Behauptung erhärten.“

Hellmuth warf ihm einen staunenden Blick zu.

„Lieber Gyskra,“ fuhr Stegemann fort, „ich habe mir fest geschworen, nichts, aber auch gar nichts, vor Ihnen geheim zu halten. Das löst mich; das thut mir wohl! Ich nenne Ihnen sogar den Helden des märchenhaften Romans: ein gewisser Leutnant von Alffing . . .“

„Alffing?“

„Kennen Sie ihn?“

„Seit wenigen Tagen,“ stammelte Hellmuth.

„Ein schneidiger, flotter Kerl, nicht wahr? Und der Mensch hat ein Glück bei den Weibern! . . . Na, also hören Sie! Ich erzähle das nicht etwa aus Freude am Klatsch, — sondern lediglich als Ihr Mentor, um Sie vom Irrwahn der Phantasterei zu heilen.“

Drunten begann jetzt eben die Ouvertüre. Ottfried rückte mit einem häßlichen Zug um die Lippen zu Hell-

muth heran und legte ihm leise flüsternd die Hand auf die Schulter.

Hellmuth lauschte ihm atemlos.

„Na, was sagen Sie nun zu Ihrer Madonna?“ frug Ottfried, als er zu Ende war. „Hab’ ich den Weibern etwa zu viel gethan? Vorurteilslos wie die Römerinnen des Juvenal! Man müßte nach solchen Erfahrungen doch der completeste Narr sein, wollte man je daran denken, sich das Ehejoch auf den Nacken zu laden!“

Der Vorhang ging auf. In künstlerischer Vollendung spielte sich Scene um Scene ab. Das sanfte Madonnengesicht verwandte keinen Blick von der Bühne; Balduin Teutschenthal zerklatschte sich bald die Handschuhe; der Landgerichtsrat von Grolmann und sein zierliches Frauchen führten zum größten Ergötzen der beiden Freunde die Wiege- und Wackel-Komödie auf; Elsa von Brabant ließ ihr flehendes Lied erschallen; in effektvoller Haltung kam ihr Befreier daher gefahren; — kurz, der Akt verlief in allen Punkten programmgemäß.

Als sich der Vorhang wieder gesenkt hatte, strömte das Publikum in’s Foyer.

Ottfried hatte bei Hellmuth sich eingehängt. Den Klemmer auf der energisch gemodelten Nase, fixierte er jetzt hier die vorüberkommenden Damen mit ganz der gleichen akademischen Ungeniertheit, wie neulich die Arbeiterinnen im Saal der Alhambra. Auch Hellmuth, dem die Erzählung Ottfrieds noch auf den Nerven lag, folgte ein wenig dem Beispiel seines Mephisto.

Plötzlich erschrak er.

In dem Gewühl tauchte ein lachendes Mädchengesicht auf: — die reizende Unbekannte vom Portal des Concert-

hauses. Neben ihr ging der Leutnant von Affing und schwatzte und scherzte mit ihr wie ein alter Bekannter. Unmittelbar hinter den Zweien schritt ein älterer Herr, dem man trotz seiner Civilkleidung alsbald den ehemaligen Stabsoffizier ansah, und neben diesem, fast um Hauptes-länge ihn überragend, die blonde Hünengestalt des Genre-malers Fritz Burckhardt.

Ottfried Stegemann grüßte. Der alte Herr stellte ihn.

„Sie machen sich ja verteufelt rar in der letzten Zeit,“ sagte er freundschaftlich.

„Herr Oberst sind außerordentlich gütig, das zu bemerken ... Gestatten Sie ... Mein Freund, Doktor Gyskra, — Herr Oberst von Rheuß.“

„Hellmuth Gyskra? Aber was frage ich noch! Die Aehnlichkeit ist ja unverkennbar. Freut mich ganz außer-ordentlich! Donnerwetter, ja, wie doch die Zeit vergeht! Als Ihr Papa mir neulich von seinem Hellmuth erzählte, dachte ich unwillkürlich an so ein Bürschchen im ersten Semester! Man vergißt, daß man alt wird!“

Hellmuth, der noch immer ein wenig beklommen war, stammelte ein paar Worte der Höflichkeit.

Der Leutnant von Affing mit seiner Begleiterin hatte jetzt Kehrt gemacht.

„Sascha,“ rief der Oberst, als die Beiden wieder vorüber wollten, „komm einmal her, Kind! Das ist Herr Gyskra, — Doktor Hellmuth Gyskra, — der Sohn meines alten Freundes!“

Dann, mit unverkennbarem Stolz ihre Hand fassend und die Vorstellung etwas formeller, als sie begonnen hatte, zu Ende führend:

„Meine Tochter Alexandrine!“

„Sascha geheißen," ergänzte die junge Dame mit einer Verbeugung, die nach der Ansicht Hellmuth's etwas Ironisches hatte.

Dabei strahlten die großen, dunklen Augen so schalkhaft, daß Hellmuth sofort darüber im Klaren war: Fräulein Sascha hatte ihn auf den ersten Blick wiedererkannt.

Sein dreistes Benehmen von vorgestern Abend fiel ihm schwer auf das Herz. Sascha jedoch schien ihm das gar nicht verübelt zu haben. Sie sprach ganz unbefangen mit ihm, fragte ihn, ob er ein Freund der modernen Musik sei, schwärmte für Lohengrin und berührte sogar wie zufällig die Symphonien des Großen Concerthauses. Der Leutnant warf gelegentlich eine Bemerkung dazwischen, während der Genremaler Fritz Burckhardt etwas hochnäsig dastand, in Erinnerung vermutlich an jene unerquickliche Kaffeehaus-Scene. Hellmuth, der ihn flüchtig begrüßt hatte, nahm denn auch keine weitre Notiz von ihm, zumal jetzt der Oberst, als wisse er den Sohn seines Jugendfreundes in besten Händen, sich während der folgenden fünf Minuten fast ausschließlich an Burckhardt wandte.

Die Erwähnung der Symphonien hatte auf Hellmuth einen befremdlichen Eindruck gemacht. Das klang ja fast wie ein Bravo für seine Keckheit, — wie ein Zuruf: ‚Ich bin das gewöhnt!' — wie die halb verblümte Ermunterung: ‚Fahren Sie fort!' Und nun der freie, kameradschaftlich-burschikose Ton im Verkehr mit dem Leutnant! Sie gebrauchte zweimal das Wort ‚famos', nannte ihn schlechtweg ‚Alffing', wollte sich totlachen, als er von seinem letzten Ritte nach Oberlondorf erzählte, wo seine Fuchsstute Marka, vor dem Anblick einer betagten Milchfrau scheuend kerzengrad' in die Höhe gegangen war — und

fragte dann, — ihren hochroten Fächer wie eine Gerte schwenkend:

„Reiten Sie auch, Herr Doktor?“

Hellmuth bejahte.

„Sehn Sie, das lob' ich mir! Die Gelehrten von heute sind in der Regel so hölzern, so ganz und gar ohne Schwung! Ich kann diese Sorte nicht ausstehen. Ein Mann muß fesch sein, elastisch und wagemutig! Je toller, je besser! Nicht wahr, Alfsing?“

„Ganz mein Prinzip, Fräulein Sascha!“

„Na, Sie stehen ja nun besonders im Ruf, Alles im Sturm zu nehmen! Die Herzen sogar! Ich sage Ihnen, Herr Doktor, ein schrecklicher Mensch, dieser Alfsing! In Strehlberg hat er Tod und Verderben gesä't. Alle Damen des Regiments haben ihm nachgeweint, — vom Civil ganz zu geschweigen!“

„Aber Fräulein Alexandrine ...“

„Na, ist's etwa gelogen? Thu'n Sie nicht so! Die heilige Miene, die Sie jetzt aufsetzen, kleidet Sie nicht! Uebrigens — kein Mensch verdenkt's Ihnen ja! Weshalb soll man sich in der Jugend nicht amüsieren, noch dazu, wenn man Leutnant ist? Auf eine Handvoll Dummheiten mehr oder weniger kommt's da nicht an. Sagen Sie selbst, Herr Doktor.“

„Natürlich,“ stammelte Hellmuth verwirrt.

Nun scholl die Klingel.

Burckhardt und der Oberst von Rheuß traten heran.

„Ich hoffe, Herr Doktor, wir sehen Sie bald einmal bei uns,“ sagte der Oberst zu Hellmuth und bot ihm die Hand.

„Wenn Sie gestatten, mache ich ehestens meine Aufwartung. Gnädiges Fräulein — auf Wiedersehn!“

So trennte man sich.

Hellmuth bemerkte mit sehr gemischten Gefühlen, wie Sascha beim Abgang nach der entgegengesetzten Foyerseite den Arm des Leutnants von Alffing ergriff und lächelnd zu ihm hinaufsah. Die üppige Haarlocke wallte ihr voll über die Stirn. Sie war jetzt ganz wieder die phantastische Meernixe vom Vestibulum des Concerthauses! Und Leutnant Alffing lächelte gleichfalls und nickte, als wollte er sagen: ‚Wir Beiden verstehen uns, wir sind wahlverwandte Naturen!‘

Wie dem auch sein mochte: jedenfalls trug der Anblick dieses stark verdächtigen Cavaliers, dessen ‚Glück bei den Weibern‘ Ottfried Stegemann erst vorhin so drastisch betont hatte, nicht dazu bei, die Meinung Hellmuths von der Feinfühligkeit Sascha's zu steigern. Sie hätte doch ahnen, sie hätte doch spüren müssen, weß Geistes Kind sie da vor sich hatte! Freilich, nach außen hin wahrte er trotz der ... Ungezwungenheit dieses Verkehrs immer noch eine gewisse Form. Seine Frivolität — so sagte sich Hellmuth — hüllte sich in den Schleier des Uebermuthes. Ja zuweilen klang etwas durch, was wie der Hauch einer respektvollen Ritterlichkeit berührte. Aber das war wohl nur die instinktive Rücksichtsnahme auf den Herrn Oberst, die alt-eingefleischte Subordination, die aus der Zeit herrührte, wo er in Strehlberg beim Regiment gestanden.

Hellmuth Gyskra blieb den ganzen Abend hindurch nachdenklich. Unausgesetzt beschäftigte sich seine Einbildungskraft mit der zaubrischen Nixe, ihren wonnigen, rotblühenden Lippen und ihren seltsamen Reden.

Elftes Kapitel.

Im ganzen Gyskra'schen Hause gab es wohl kaum einen Raum, der den Charakter des Inhabers so vollständig abspiegelte, wie das reizende kleine Zimmer der Haustochter.

Zwischen der Arbeitsstube des Vaters und dem Laboratorium des Bruders gelegen, von dem ersteren durch eine unverschlossene Thür, von dem letzteren durch eine Wand getrennt, wob es gleichsam in die Strenge männlichen Schaffens den versöhnenden Zauber weiblicher Poesie und fröhlicher Kindlichkeit. — Es hatte nur ein Fenster: aber dies eine Fenster glich einem Blumengarten. — Die zartblaue Tapete; die zierlich mit Ranken und Arabesken bemalte Decke; der Schreibtisch aus Nußbaumholz, auf dem sich so viele unnennbare Kleinigkeiten in zwangloser Buntheit aufbauten; der mustergültig in Ordnung gehaltene Nähtisch; die Bücher, die Bilder, die reizenden Marmor- und Porzellanfiguren: — alles war wie umflossen von der Atmosphäre des Glücks und der Reinheit. Kein blendender Geist konnte hier hausen, kein fieberndes Streben nach ungewöhnlichen Leistungen: aber ein Herz — man sah das gleich auf den ersten Blick — ein Herz,

das kein Falsch kannte, das sich gerne beschied im engen Kreis seiner Pflichten und Rechte und nichts Besseres verlangte, als daß ihm der Himmel erhalten möge, was er bis dahin gütig beschert hatte.

Während der Nachmittagsstunden saß Emmy Gyskra hier häufig allein, mit einer der Handarbeiten beschäftigt, die Hellmuth ihr bei Gelegenheit als die Kriterien einer prosaischen Lebensauffassung zum Vorwurf machte. Aber wenn sie so stickte, oder Masche an Masche reihte, wob ihr Gemüt oft Träume, die den süßesten Versen der Dichter da auf dem Büchergestell an Glut und Innigkeit schwerlich nachstanden. Sie war ein rechtes Kind der Familie: mit gleicher tiefgründiger Liebe umfaßte sie alle, wenn's ihr auch nicht immer so über die Lippen wollte, und sie mitunter — ein Erbteil des Vaters — ihre weichsten Gefühle in das Gewand eines Scherzes kleidete. Nur in Gedanken gab sie ihr Herz völlig dahin. Es kam wohl vor, daß ihr dann plötzlich, und scheinbar ganz ohne Ursache, heiße Thränen ins Auge stiegen; einmal sogar, als sie den Vater bei seiner Arbeit wußte, war sie ganz leise aufgestanden, hatte den Atemzügen des teuren Mannes und dem Rascheln der Feder lange gelauscht, und dann, wie in stiller Verzückung, die Thüre geküßt.

Am Tage nach jener Lohengrin-Vorstellung saß sie wieder vor ihrem Nähtisch und schaffte emsig an dem Geburtstagsgeschenk für ihren Verlobten. Von Zeit zu Zeit hielt sie inne, warf einen Blick auf die roten Azalien, die ihr zur Seite blühten, oder auf das olivengeschnitzte Photographiegestell vor ihr, das vier Bilder enthielt: die der Eltern, des Bruders und ihres Bräutigams.

Da kam Hellmuth vom Korridor her leise ins Zimmer.

„Störe ich, Schwester?“ fragte er mit gedämpfter Stimme. „Papa schläft; ich denke, wir plaudern ein wenig.“

„Gern,“ sagte sie freundlich.

Sie wollte schon ihre Arbeit weglegen, denn sie fürchtete eine Bemerkung Hellmuths über dies endlose Geburtstagsgeschenk, das nun seit Monaten schon bei jeder Gelegenheit auftauchte. Hellmuth jedoch schien heute besonders gnädig gestimmt.

„Genir' Dich nicht,“ sagte er lächelnd; „ich weiß ja doch: jede freie Minute gehört ihm, dem Herrlichsten; und was ich Dich fragen möchte, das läßt sich auch so erörtern.“

„Schön. Was giebt's?“

Hellmuth setzte sich auf die Sophakante, kreuzte die Hände über dem Knie und hub an:

„Sag' mal, Emmy — Du hast doch bei Tisch gehört, daß ich gestern den Oberst von Rheuß und seine Tochter zufällig in der Oper traf?“

„Ja wohl. Dein Herr Stegemann hat Dich vorgestellt.“

„Ich habe mir nun zwar prima vista mein Urteil über die Leute gebildet; aber es würde mich doch interessiren, auch von Dir zu erfahren, was Du von den Herrschaften hältst. Du warst ja zugegen, wie sie Besuch machten.“

„Nun, ich finde den Oberst nicht unsympathisch. Was Frau von Beresow anlangt . . .“

„Wer ist Frau von Beresow?“

„Die Schwester des Herrn von Rheuß, mit der er zusammenwohnt.“

‚Aha,‘ dachte Hellmuth, ‚die Begleiterin Sascha's im

Pferdebahnwagen!' — „Die kenn' ich noch nicht," sagte er laut.

„Sie wird Dich auch schwerlich interessiren. Eine Witwe, hoch in den Vierzigen; zwar noch gut conservirt und recht liebenswürdig . . ."

„Und Fräulein Sascha?"

Emmy zuckte die Achseln.

„Ich kenne sie noch so wenig," sprach sie zurückhaltend.

„Das heißt: sie mißfällt Dir?"

„Ganz und gar nicht. In gewisser Beziehung hab' ich sogar ein Faible für sie . . . und doch wieder . . . Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll."

„Sprich nur ganz ohne Umschweif!"

„Nun, Sascha ist reizend; sie ist mir entgegengekommen wie eine Schwester; sie hat eine so liebe, herzige Art —— aber ich glaube, wir passen nicht zueinander. Sie ist zu unruhig, zu stürmisch . . ."

„Wie so?"

„Nun, ‚stürmisch' ist auch vielleicht nicht der richtige Ausdruck. Du wirst mich am besten verstehn, wenn ich Dir sage, was sie zum Beispiel über die Thätigkeit meines Franz bemerkt hat. Franz war doch gerade bei uns, als die Herrschaften vorsprachen. Denke Dir nun, wie sie erfährt, mein Bräutigam sei Professor der Mathematik, da platzt sie mit der jedenfalls eigentümlichen Phrase heraus: ‚Mathematiker sein — das denk' ich mir scheußlich' . . ."

„Dabei ist doch nichts Schlimmes," versetzte Hellmuth. „Fräulein Sascha wird auf der Schule im Rechnen traurig gewesen sein, wie die Mehrzahl der jungen Damen."

„Ja, sie fügte das auch hinzu; aber die Wendung war doch wohl zu brüsk. Franz schien auch peinlich berührt,

bis er dann merkte, daß sie von der Art seines Berufs, wie vom Universitäts-Leben überhaupt, keine Ahnung hat."

„Woher sollte sie auch? Sie ist eine echte Soldatentochter, aufgewachsen in unbedeutenden Garnisonstädten."

„Nun, so viel könnte die Tochter eines ehemaligen Regimentskommandeurs doch wissen, daß akademische Vorlesungen keine Lektionen sind! Sie fand es zu drollig, daß die Studenten mit ihren Kanonenstiefeln acht geben und still auf der Bank sitzen müßten wie kleine Buben. Dann sagte sie wieder kurzweg: ‚Die Studenten — das ist meine Leidenschaft! Wenn sie so paarweise durch die Straßen bummeln, sind sie beinahe so fesch wie die Leutnants!' — Ich bitte Dich, Hellmuth: was für Ausdrücke im Mund eines Mädchens! Ich muß mich an diesen Ton erst gewöhnen!"

Hellmuth nickte. Es war also, wie er vorausgesetzt. Emmy, für deren kindliche Reinheit er die Hand ins Feuer gelegt hätte, fühlte vor Sascha die heimliche Antipathie der Unschuld gegen die Leichtfertigkeit. Er konnte oder wollte nicht einsehn, daß in diesem Moment bei der sonst so milden und gütigen Schwester ein wenig die gekränkte Eitelkeit mit sprach. Wer ihrem Franz den vollen Respekt verweigerte, schlug die empfindlichste Saite ihres Gemüts an: so vollständig ging sie auf in bewundernder Liebe zu diesem wackern, etwas nüchternen Mann, der seinerseits, außer der sphärischen Trigonometrie, der Analysis und der Differential- und Integral-Rechnung, nur seine Emmy kannte.

„Sag' mal," hub Hellmuth nach einer Pause an, „ist der Professor Lehr — wirklich, und die Hand auf das Herz gelegt — deine erste Liebe?"

Sie schaute ihn groß an.

„Selbstverständlich," sagte sie ruhig.

„Nun, so selbstverständlich ist das wohl gerade nicht! Ich zum Beispiel war schon mit sechzehn Jahren . . ."

Sie lachte.

„Du meinst doch nicht die Geschichte mit deiner Olga? Wie kannst Du so was mit einer echten, wahrhaftigen Liebe vergleichen!"

„Hast Du denn vielleicht ‚so was' gehabt, eh' Du zu deiner echten, wahrhaftigen Liebe kamst? Eine Schulschwärmerei mein' ich?"

„Bewahre! Wie sollte ich wohl! Denkst Du, ein Mädchenherz ist wie ein Gasthaus?"

Die offene, ruhige Klarheit, mit der sie das sagte, entzückte ihn, aber verstärkte auch den Kontrast zwischen ihr und dem Bilde, das er sich nachgerade von Sascha zurechtgelegt hatte.

Jetzt öffnete Herr Gyskra die Thüre und blieb mit einem freundlichen Blick auf der Schwelle stehn.

„Nun, Kinder, was habt ihr denn mit so lebhaftem Eifer hier zu verhandeln?"

„Verzeih', Papa! Wir haben Dich aufgeweckt . . ."

„Nein, Hellmuth. Euer leises Gemurmel hätte mich wohl im Gegenteil eingeschläfert, wenn ich nicht etwas erregt wäre. Der Fall, der heute früh zur Verhandlung kam, will mir nicht aus dem Kopf. Ein Fall von Meineid. Der Angeklagte ist hart verurteilt worden; nun liegt mir's wie ein heimlicher Druck auf dem Herzen: wenn ich geirrt hätte . . .!"

„Aber Papa," sagte das junge Mädchen, „Du hast doch nur deine Pflicht gethan!"

„Freilich, freilich ... Seit einiger Zeit aber kömmt mir öfters einmal diese Anwandlung ...“

„Du bist überarbeitet,“ meinte Hellmuth.

„Diese Schwurgerichts-Epoche nimmt uns gewaltig mit, das ist wahr ... Aber was hilft's?“

Er zog seine Uhr.

„Ich habe jetzt gerade noch Zeit, mich in die Droschke zu werfen. Punkt halb vier beginnt eine neue Verhandlung.“

„Nimmst Du nicht erst noch den Kaffee?“

„Unmöglich!“

Mit einem strahlenden Blick auf Emmy und Hellmuth nahm der Ober-Staatsanwalt Abschied.

Hellmuth hatte jetzt eben wieder begonnen, das Thema ‚Sascha von Rheuß‘ zu erörtern, als man ihn plötzlich hinausrief.

„Altenhöfer,“ murmelte er, die Karte besehend. „Der fehlte mir noch! Daß man doch nie seine Ruhe hat!“

Ärgerlich trat er in den Salon, wo der Chemiker, in der Rechten ein großes Fascikel, am Fenster stand.

Hellmuth war halb schon gewillt, den unerwünschten Besuch abzuschütteln; aber die milde Freundlichkeit dieses Angesichts rührte ihn. Es lag etwas Heiliges, Ehrfurcht-Gebietendes in der Art dieses Mannes: die Kraft des Propheten, die auch den Glaubenslosen erschüttert.

„Ich komme,“ sagte Herr Altenhöfer, „um Sie kurz mit den Grundzügen meiner Projekte bekannt zu machen. Ich habe hier in klärlicher Übersicht meine bisherigen Arbeiten zusammengestellt. Sie werden sich leicht zurechtfinden. Trotzdem wollte ich, wenn Sie Zeit haben, Einiges persönlich mit Ihnen durchgehn, da mir an mehreren

Punkten Erwägungen aufgestoßen sind, die vielleicht fruchtbar wären."

„Ich bin äußerst gespannt," sagte Hellmuth. „Darf ich Sie bitten, mir in mein Zimmer zu folgen? Drüben sind wir doch ungestörter."

Im Studirgemach angelangt, setzte sich Hellmuth in seinen Lehnstuhl, während Herr Altenhöfer, tief schon im Eifer sich mitzuteilen, die höfliche Einladung Hellmuths, der ihm die Ecke des Sophas anbot, ganz übersah und sich den nächsten Rohrstuhl heranschob.

Mit heimlich bebender Hand schnürte er sein Fascikel auf, blätterte hin und her und sagte dann halblaut:

„Einige meiner ersten Versuche kann ich wohl übergehen. Die meiste Hoffnung hab' ich auf eine Arbeit gesetzt, — hier —, die von einem längst schon bekannten Experiment ausging. — Sie wissen, daß sich die Cellulose unter dem Einfluß der mit einem halben Volumen Wasser verdünnten Schwefelsäure in Amyloid verwandelt. Dieses Amyloid genauer zu untersuchen, die Bedingungen zu studiren, unter denen es sich in seinen physikalischen Eigenschaften dem Stärkemehl nähern würde, war die Aufgabe langer Monate. Vor allem jedoch forschte ich nach einer Methode, dies Amyloid einfacher und billiger zu erzeugen . ."

Er nahm ein Heft aus dem Pack und schob es dem jungen Berufsgenossen über den Tisch.

„Hier können Sie sehen," fuhr er fort, „wie ich Himmel und Erde in Bewegung gesetzt habe, um ans Ziel zu gelangen. Einmal glaubte ich ‚Heureka' rufen zu dürfen: doch da ereignete sich der drollige Fall, daß der Niederschlag meiner Lösung, den ich bereits für ein modificiertes

Amyloid hielt, einfach wiederum Cellulose war. Also das Mißgeschick des Prairie-Reiters in dem bekannten Sealsfield'schen Roman! Sie erinnern sich doch? Der Mann reitet fast einen Tag lang in der Irre umher, und wie es nun Abend wird, merkt er an einer weggeworfenen Zeitung, daß er sich trostlos im Kreise gedreht hat. Selten hat mich ein Mißerfolg so niedergedrückt."

„Ich fühle Ihnen das nach," erwiderte Hellmuth, „und zwar um so mehr, als diese Arbeit hier gleich auf den ersten Blick durch ihre geistvolle Zielbewußtheit frappiert."

„Sehr gütig! Ob Geist darin steckt, weiß ich nicht zu beurteilen; aber Zielbewußtheit — allerdings, Herr Gyskra! Nun, die Erfahrung des schwer enttäuschten Prairie-Reiters hat mich nicht abgeschreckt. Nach fünf weiteren Experimenten, die ebenso fruchtlos blieben, knüpfte ich an die Thatsache an, daß man aus Holz wirklich bereits Zucker und Spiritus fabricirt hat . . ."

Er holte ein anderes Heft aus dem Bündel.

„Sehen Sie hier! Und gerade bei dieser Arbeit kam ich auf einige, wie mir scheint, sehr beachtungswürdige Punkte, wo Ihre noch unermüdete Kraft einsetzen kann."

Er stand auf.

„Gestatten Sie mir zunächst die Vorführung eines Experiments, das meines Wissens noch nirgends gemacht worden ist."

„Ich bitte darum!"

Trotz seiner öden Zerfahrenheit begann sich jetzt Hellmuth ernstlich für die Sache zu interessieren.

Die beiden Herren betraten das Laboratorium.

Doktor Altenhöfer ging mit der ruhigen Sicherheit des

bewährten Praktikers und doch mit einem inneren Eifer ans Werk, der ihm die Wangen rötete.

Nachdem er die Koch- und Digestions-Apparate hergerichtet und die zu verwendende Schwefelsäure entsprechend verdünnt hatte, nahm er ein größeres Quantum von Cellulose, die er in Form von Sägspähnen mitgebracht hatte, schüttete sie in ein verschließbares Metallgefäß, das einen starken Druck aushalten konnte, goß die Säure darüber und kochte die Mischung fast eine Stunde lang über der Weingeistflamme. Gleichzeitig behandelte er in einem mächtigen Kolben ein anderes Quantum von Cellulose mit verdünnter Salpetersäure.

Nach Vollendung des Koch-Prozesses ließ er die beiden Produkte unter bestimmten Quantitäts- und Temperaturverhältnissen aufeinander einwirken und kühlte dann ab...

Das Experiment war mißglückt. Der Ausdruck in den Gesichtszügen Hellmuths mochte für Doktor Altenhöfer etwas Beklemmendes haben.

„Wirklich fatal," sagte er nachdenklich, „daß ich hier gleich mit einem so augenscheinlichen Fiasko mich einführe. Die Spannung der Dämpfe war vielleicht zu beträchtlich, oder die Mischung der Säuren mit einem Fehler behaftet. Ich wollte Ihnen ad oculos demonstrieren, daß ich auf diesem Wege gleichfalls Amyloid gewinne, und zwar in weit größeren Massen, als bei der Herstellung des Pergamentpapiers. Nun, wie gesagt, ich lasse Ihnen das hier. Vielleicht machen Sie alle von mir beschriebenen Versuche buchstäblich nach und kommen so, an den bezeichneten Punkten, auf neue und fruchtbare Perspektiven. Sie haben das contemplative Auge des Forschers; Sie bringen's weiter als ich, der ich jahraus jahrein tief in der Praxis stecke. . ."

„Sie unterschätzen sich . . .“

„Nein, nein! Es ist ja unglaublich, was so im Lauf der Woche an mich herantritt! Behörden, Vereine, Privatpersonen — alle wollen womöglich im Handumdrehen bedient sein. Was ich allein schon mit den beschlagnahmten Objekten der Marktrevision zu thun habe, würde einen bequemeren Herrn vollauf beschäftigen. Trotzdem — ich stehe zur Disposition. Wenn Sie irgend was haben, was Ihnen halbwege scheint, so melden Sie mir's. Vielleicht ist dann der Moment gekommen, wo meine größre Erfahrung fördernd mit eingreifen kann. Ich behalte ja das ganze Problem natürlich im Auge . . .“

Hellmuth schwankte. Die warme Begeisterung des Siebzigjährigen hatte ihn doppelt empfinden lassen, wie arm seine Jugend war im Vergleich mit diesem hoffnungsfreudigen Alter. Aber er konnte die Krankhaftigkeit seines Zustandes nicht durch den bloßen Entschluß aus der Welt schaffen. So gab er denn eine halbe Zusage, wobei er betonte, daß er „offen gestanden“ etwas ermüdet sei; die übermäßige Anstrengung seiner Studienzeit räche sich jetzt.

„Nun, es brennt ja nicht auf dem Nagel,“ versetzte Altenhöfer. „Hab' ich so lange gewartet, so mag's auch noch eine Weile dauern: wenn ich nur überhaupt noch etwas erlebe, was wie ein Resultat aussieht.“

Die letzten Worte verklangen in einem Hustenanfall.

„Es ist wohl ein wenig kühl hier,“ bemerkte Hellmuth. „Ich bin ein unaufmerksamer Wirt. Nehmen Sie ein Glas Grog oder so was?“

Der Chemiker dankte.

„Ich muß in die neue Papierfabrik am Johannisthore. Der Direktor erwartet mich.“

Als Doktor Altenhöfer gegangen war, streckte sich Hellmuth wie erschöpft auf sein breites, bequemes Sopha, legte die Hände unter den Kopf und starrte zur Decke empor.

Ein wacher Traum überkam ihn.

Einmal noch trat sein vergangenes Leben und der gläubige Fleiß, die Liebe zu seiner Wissenschaft, die ruhige Stätigkeit alles Empfindens in Gestalt Doktor Altenhöfers vor seine Seele.

Drinnen im Laboratorium schien sich beim Sinken der Dunkelheit ein Heer flüsternder Geister zu regen, die webend und schwebend zu ihm hereinquollen wie die rachedrohenden Genien der Blumen in dem berühmten Gedicht Ferdinand Freiligraths.

Er malte sich diese Analogie mit sonderbarer Lebendigkeit aus und mochte darüber wirklich entschlummert sein...

Der steinöl-gefüllten Flasche links auf dem Eckschrank entstieg das Kalium als olivenfarbiger Orientale, der sich vor Hellmuth verneigte und ihn mit Weihwasser besprengte. Jeder Tropfen entzündete eine raschverlöschende violette Flamme. Um den Besprenger geschart, wehten blaß und mondscheinartig die Geister des Schwefels, des Broms, des Iridiums, des Antimons und des Siliciums; dazwischen, wie eine Wolke mikroskopischer Engelsköpfchen, die zahlreichen Verbindungen des Kohlenstoffs und des Wasserstoffs . . .

Und nun verschwand plötzlich dieser ganze abenteuernde Spuk vor einer sonnigen Frühlingslandschaft. Üppige Rasenflächen, weithin schattende Bäume, murmelnde Quellen . . Aus dem blütenbedeckten Jasmingebüsch hob sich ein schlankes, weißes Geschöpf, das näher und näher

kam; ein lachendes Mädchenantlitz mit großen, liebeglühenden Augen: Sascha. Nein, sie war keine Heilige, sondern ein schönes, schwaches, zärtliches Weib, eine der Himmlischen aus Muhameds Paradies, die nur küssen und kosen, aber nicht beten; die nur Lieder haben und Wonnen, aber kein Herz in der Brust und keine Thränen im Auge.

Als sich Hellmuth wieder erhob, war sein Schicksal unwiderruflich besiegelt. Zum letzten Mal vor die Frage gestellt:

Du grauer Denker, folge ich Dir?
Folge ich Dir, Frau Minne? —

hatte er sich mit aller Kraft seines Wollens für die Straße entschieden, die einst Tannhäuser eingeschlagen — und was er bei Sascha zu finden hoffte, war ebenso irdisch und heidnisch, wie der gemütslose Rausch des Ritters im Hörselberg.

Zwölftes Kapitel.

Durch das Gothengehölz ging der Novembersturm. Er trug klagende Töne bis in die Korridore der Villa und rüttelte an den Doppelfenstern des Speisegemachs, wo Frau von Beresow, die Schwester des Obersts, mit Sascha die Vorbereitungen für den heutigen Abend traf.

In dem vornehm gehaltenen Raum war eine stattliche Tafel gedeckt. Drei silberne Aufsätze mit Blumen und Früchten hoben sich reich über das blinkende Chaos von Gläsern, Kristallschalen, Tellern, Bestecken und Löffeln.

Sascha von Rheuß, in der Hand einen Zettel und einen Stoß Tischkarten, verteilte die Plätze. Nachdem sie die letzte der Karten mit der stilvoll umschnörkelten Aufschrift „Herr Kommissionsrat Balduin Teutschenthal“ auf den gelbgrünen Römer gelegt hatte, blickte sie auf die Uhr, die gerade halb vier zeigte.

„Heute sind wir doch pünktlich genug, Tante? Lob' mich einmal! Was nun noch fehlt, das besorgst Du wohl ohne mich? Das Wetter hat sich so leidlich geklärt; der Sturm läßt nach: ich muß noch ein bischen ins Freie.“

„Was hast Du vor?“

„Gar nichts Besondres. Aber wenn ich so denke, daß ich den ganzen Abend hier stillsitzen muß, dann packt's mich wie Ungeduld. Ich lauf' noch ein Stündchen."

„Es windet aber noch stark. Und jetzt umzieht es sich auch ..."

„Was thut's? Ich hänge den Mantel über — den alten, weißt Du — und nehme den Schirm."

Nach zwei Minuten erschien sie gerüstet.

„Adieu, Tante! Vor Dunkelheit bin ich natürlich zurück."

„Willst Du nicht erst mal hinüber?" fragte die Tante mit einer Bewegung nach dem Zimmer des Obersts.

„Nicht für die Welt! Papa ist ja heute in einer Laune ... Sag' nur, ich hätte noch Luft schnappen müssen nach all diesen Anstrengungen. Selbst in der Küche geholfen, selbst die Bouquets arrangirt, selbst hier die Karten geschrieben — es ist ja großartig!"

Leicht wie ein Reh huschte Sascha die Treppe hinab und glitt aus dem Hause. Wer sie gewahrte, mußte den Eindruck gewinnen: dies reizende, junge Mädchen will nicht bemerkt werden. Nach dem Zimmer des Vaters warf sie einen recht ängstlichen Blick hinauf. Dann bog sie nach links ab, folgte dem Fluß und erreichte so, ins Gehölz dringend, eine versteckte Hütte, niedrig, mit Schindeln gedeckt, an das romantische „Häuschen" der Märchenwelt, vielleicht auch an jenes lauschige Heim erinnernd, wo, dem Dichter zufolge, trotz aller Beschränktheit Raum für ein glückliches Paar ist ...

Sascha von Rheuß hatte in vollem Ernst ein süßes Geheimnis. Zagend verbarg sie's vor ihrer Tante, und mehr noch vor ihrem Vater Auch trug sie sich mit dem

dunkeln Gefühl, daß sie ein Unrecht beging: aber die Lust am Verbotenen überwog die eifrigsten Einwände ihres Gewissens . . .

Besagtes Geheimnis war allerdings nicht von der Art derer, wie sie Hellmuth gewittert hätte, wenn er die glutäugige Nixe mit dem küßlichen Mund so heimlich hinter den Baumstämmen hätte verschwinden sehen.

Hellmuth vergriff sich in der Beurteilung Sascha's vollkommen, denn er kannte nicht die Entstehungsgeschichte ihres frischen, flotten, übermütigen Wesens.

Sascha von Rheuß war in Strehlberg der Mittelpunkt der Geselligkeit, der Abgott der Leutnants gewesen, die auch den Vater trotz seiner Strenge und Rauhheit liebten, vor allem jedoch respektirten und fürchteten. Völlig naiv, hatte sich Sascha inmitten der Offiziere ihres Papas wie unter Brüdern bewegt. Keiner von ihnen hatte Eindruck auf sie gemacht; aber mit allen fast stand sie auf dem Fuße einer Vertraulichkeit, die oft etwas Ungebundenes, ja Keckes hatte. Niemals war selbst dem unbesonnensten dieser Leutnants der Einfall gekommen, die Tochter eines so schroff imponierenden Vaters zum Gegenstand oberflächlicher Tändeleien zu machen, geschweige denn zu was Schlimmerem. Zwei oder drei der feurigsten Regimentslöwen hatten sich sterblich in Sascha verliebt, ohne jedoch die Gefahr eines Korbes auf sich zu nehmen: so deutlich klang aus dem Wesen des jungen Mädchens die vollendete Gleichgültigkeit.

Nur ein junger Mann von so wenig geschulter Lebenserfahrung wie Hellmuth konnte diese Naivetät mißdeuten: der Kenner, sobald er mit Muße in Sascha's leuchtende Augen sah, las hinter dem schalkhaften Blitzen des Über-

muts die Reinheit und Wärme eines echt weiblichen Herzens.

Nein, das Geheimnis, das Fräulein Sascha vor ihrem Papa mit so wohlig-grausender Ängstlichkeit hütete, war im Grunde sehr harmloser Art und bekam nur dadurch eine gewisse Bedeutung, daß der Oberst von Rheuß in gewissen Punkten ein Sonderling war, und dazu ein Charakter, mit dessen Zornesausbrüchen nicht eben gespaßt werden durfte.

Sascha von Rheuß begab sich an jenem Nachmittage zu ihrem „Herzensjungen“.

Dieser Schatz, wie sie ihn auch bei Gelegenheit nannte, war ein allerliebster fünfjähriger Knabe, dessen Bekanntschaft sie im vorigen Sommer beim Erdbeersuchen gemacht hatte. Lutz Marguth hieß der kleine, reizende Bursch, ein Blondkopf mit großen, blauschimmernden Augen, gar nicht scheu, sondern so klug und so zuthunlich, daß sie den Buben gleich auf den Schoß genommen, ihn stürmisch geliebkost, ihn nach Vater und Mutter gefragt hatte. Der kleine Lutz plauderte zum Entzücken. Einen Papa hatte er nicht; nur eine Mutter, die tagsüber auf Arbeit ging, und eine liebe, alte, runzlige Großmama, die Kaffee kochte und strickte und ihn des Morgens wusch und des Abends ihm Geschichten erzählte — vom Wolf und vom Rotkäppchen, vom guten Schneewittchen und der bösen Frau Stiefmutter, von der Prinzessin, die nicht in die Kirche wollte . . . Am besten aber gefiel ihm das Rotkäppchen, weil das auch eine so liebe Großmutter hatte, die gerne Wein trank und Kuchen aß.

Sascha, die schon mit zehn Jahren ihre Mutter verloren hatte und trotz der herzlichen Güte, die ihr zu

teil ward, bei Frau von Beresow keinen Ersatz fand, fühlte auf einmal, wie sich in ihrem Herzen was regte, was mit den Wonnen und Träumen ihrer frühesten Kindheit verwandt war. Sie liebte ja ihren Vater, trotz der Furcht, die er ihr manchmal einflößte, leidenschaftlich; aber der Oberst war doch ein Mann, der sich nicht auf den Schoß nehmen ließ, wie der Lutz, und überhaupt solches „Gethue" von Seiten der Frauenzimmer sentimental fand. Da ergab es sich denn von selbst, daß sie, einmal gerührt, mit dem entzückenden Lutz eine dauernde Freundschaft schloß.

Lutz Marguth hatte die „gute Fee", wie er Sascha von Rheuß nannte, zu seiner Großmama in die Hütte geführt, und hier erschloß sich für Sascha denn abermals ein Gebiet für die Bethätigung eines Herzensbedürfnisses, das bis zur Stunde halb noch geschlummert hatte. Frau Suse Marguth lebte in trüben Verhältnissen. Sie selber konnte nichts mehr verdienen, da ihre Gesundheit durch übermäßige Anstrengungen geschwächt war. Ihre Tochter, die Mutter des kleinen Lutz, brachte am Sonnabend, wenn sie aus der Papierfabrik heimkehrte, nur das Allernotwendigste mit. Jeder Pfennig ward hier zu Rate gehalten. Der kleine Lutz sogar mußte schon verdienen — durch Beeren- und Blumensammeln.

Da hatte denn Sascha von Rheuß die Mission in sich gespürt, dieser Großmama, die einen so herzigen Enkel besaß, heimlich zu helfen. Mehr als drei Viertel ihres nicht allzu reichlichen Taschengeldes trug sie den Leuten zu — unter der einen Bedingung, daß Frau Marguth nie was darüber verlauten ließe.

Dem Vater hätte Sascha um keinen Preis von dieser „Albernheit" etwas mitteilen mögen. Der Oberst schwärmte

nicht für den Verkehr mit dem Pöbel. Er war überhaupt ein Freund des Normalen und Regelrechten. Er zahlte prompt seine Beiträge zu mehreren Wohlthätigkeitsvereinen, wies aber grundsätzlich jeden Bettler zurück, kaufte von keinem Hausirer und spöttelte über die Krankenbesuche der vornehmen Damen, „die sich mit solchem geheuchelten Samaritertum nur öffentlich aufspielen wollten“.

Sascha von Rheuß hatte sich dieser Bemerkung jetzt wieder erinnert, da sie vom Hauptweg in das Gehölz bog. Ihr Papa war doch von Herzen so gut! Warum gab er sich nur so schroff und so mitleidslos, wenn sich die Dinge einmal nicht in seine Schablone fügten?

Sie seufzte, zuckte die Achseln und schlüpfte dann durchs Gehölz nach der Waldhütte.

Suse Marguth war keine Almosenjägerin. Unterstützungen von Behörden nahm sie nicht an; sie hatte da ihren Stolz. Von Sascha jedoch — in Gottes Namen! Das war auch ganz etwas Anderes! Die hatte den Kleinen so lieb, und was sie brachte, das war für den Lutz bestimmt! Da durfte Frau Marguth „Schön Dank“ sagen und die schweren Fünf-Mark-Stücke ohne Kopfzerbrechen in ihre Kiste verschließen!

Nachdem Sascha die Alte freundlich begrüßt und ihren blondlockigen „Schatz“ eine Minute lang auf den Arm genommen, packte sie aus: ein Bilderbuch und ein eigenhändig gestricktes Jäckchen für Lutz, gebrannten Kaffee und Zucker für Großmama, und dazu etwas Geld; sehr wenig diesmal; denn sie hatte noch Schulden vom letzten Monat, und dann brauchte man jetzt zum Beginn der Saison leider Gottes so entsetzlich viel Handschuhe!

Suse Marguth erschöpfte sich in Dankesbeteuerungen,

küßte dem „lieben, lieben Fräulein“ die Fingerspitzen und weinte die hellen Tropfen, denn sie war in den letzten Jahren etwas rührselig geworden und konnte weder Gutes noch Schlimmes erfahren, ohne in Thränen zu schwimmen.

Während das Kind sich mit den grellbemalten Tigern und Klapperschlangen beschäftigte, trat Sascha zum Herd, wo nur noch wenige Kohlen unter dem Dreifuß glommen.

„Sie haben's recht kalt hier, Großmutter!“

„Ja, du lieber Gott,“ meinte die Alte, „wenn man nicht recht mehr fort kann, und das alles so teuer ist! Vierzehn Tage lang bin ich jetzt nicht vor die Thür gekommen. Sonst hätt' ich wohl Holz gesammelt; wir haben ja die Erlaubnis von dem Herrn Oberförster. Aber das Reißen bringt mich noch um. Da in der Schulter spukt's wieder jämmerlich. Allemal im November geht's los . . .“

„Kein Wunder,“ sagte das junge Mädchen. „Hier frier' ich ja selber, trotz meiner achtzehn Jahre, und dazu noch im Mantel! Sie müssen sich Kohlen kaufen! Da — drei, vier Mark hab' ich zur Not noch übrig. Der Lutz ist wohl noch zu schwach und zu klein zum Holzschleppen?“

Frau Marguth weinte von neuem.

„Gott, zur Winterszeit, wenn's hier im Walde so einsam ist, lass' ich den Buben nicht gern hinaus. Aber das ist nun wirklich zu viel —! Nein, Fräulein, bestimmt, Sie sollen doch unserthalben nicht in Verlegenheit kommen!“

Sascha beruhigte sie, packte die Schaufel, warf etwas Kohlengries auf die halb schon erlöschende Glut und fachte sie an, daß die Funken sprühten.

„Nicht doch, nicht doch!“ wehrte die Alte. „Ein Fräu-

lein wie eine Königstochter — mit so vornehmen Händen — und Feuer machen! Pfui, der Schande, wenn ich das zugäbe!"

„Sehn Sie, es brennt schon!" lachte Sascha vergnügt. „Und wissen Sie was, Großmutter? Während ich jetzt mit dem Lutz spiele, kochen Sie uns einen recht tüchtigen Kaffee — da von dem frischen, den ich mit hergebracht habe! Ein Stündchen hab' ich wohl Zeit; das verplaudern wir dann bei der dampfenden Tasse!"

Frau Marguth strahlte. Der freundschaftlich-warme Ton Sascha's ging ihr fast mehr noch zu Herzen als die handgreiflichen Wohlthaten, die sie mit ihrem Lutz doch so nötig hatte. Sie vergaß ihren quälenden Rheumatismus und ging eifrig ans Werk. Nach zehn Minuten schon kochte das Wasser. Nun goß sie hübsch sorgsam auf und holte dann aus dem Schubfach der alten Kommode eine zwar oft geflickte aber schneeweiße Decke.

Da saßen die Drei seelenvergnügt um den Tisch herum. Milch gab es allerdings nicht, und die Tasse des kleinen Lutz wurde deshalb zu zwei Dritteln mit Wasser gefüllt, denn „starker Kaffee ist nichts für Kinder", sagte die Suse — und der Kaffee war stark, wie sie ihn kaum selbst auf ihrer Hochzeit getrunken hatte. Auch fehlte der Kuchen; an seiner Stelle servirte Frau Marguth Schwarzbrotschnitten — „die Butter," meinte sie, „muß sich das Fräulein hinzudenken." Trotzdem lag über der ganzen Scene ein Schimmer von Festlichkeit. Lutz plapperte von den Giraffen, Tigern und Elefanten, (deren Leben und Treiben Sascha ihm zwar nicht vollständig sachgemäß, aber doch kraftvoll und malerisch auseinandergesetzt hatte), während die Großmutter leuchtenden Blicks an dem kirsch-

roten Munde des Knaben hing, der zwischendurch mit seinen blanken Zähnchen so scharf in das Brot biß und immer noch Zucker wollte.

„Gott," fuhr Sascha plötzlich heraus, „wenn mich Papa hier sähe!"

Frau Marguth nickte.

„Das ist's ja, was mir so manchmal am Herzen frißt! Ich komme mir vor, als thät' ich Gott weiß was Böses, wenn so das Fräulein heimlich vor dem Herrn Vater . . ."

„Das verstehen Sie nicht, Großmama! Jeder nach seiner Art. Mein Papa ist so seelensgut: aber was ihm nicht in den Kram paßt, das giebt er nicht zu, und wenn man sich auf den Kopf stellt."

„Da sollten Sie ihm halt lieber gehorchen . . ."

„Unsinn. Ich will auch mal was haben, was mir Vergnügen macht — und vor Gott ist's doch hoffentlich keine Sünde. . ."

„Nein, gewiß nicht! Der liebe Gott wird Sie segnen! Aber trotzdem — was wär' denn gewesen, wenn Sie jetzt Ihrem Herrn Vater gesagt hätten: ‚Lieber Papa, ich geh' da zu einer armen, bedürftigen Frau und bring' ihr ein Päckchen Kaffee — (sie weinte schon wieder) — und Zucker dazu — (sie weinte noch stärker) — und etwas Geld, damit sie sich wärmen kann, sich und den kleinen Lutz!' . . .?"

„Du meine Güte!" rief Sascha, „da wär' ich ihm recht gekommen! Seit einigen Tagen ist rauhes Wetter bei uns. Papa zankt über jede Kleinigkeit. Alles macht ihn nervös."

„Ja, was hat er denn nur?"

„Er ist für die nächste Periode des Schwurgerichts zum Geschwornen gelost.“

„Was heißt das?“

„Gute Großmama, wie soll ich Ihnen das gleich erklären? Wenn einer gestohlen hat oder gemordet, dann kommt er doch vor's Gericht . . .“

„Natürlich,“ versetzte die Alte unruhig.

„Da wird die Geschichte nun breitgetreten. Der Richter befragt den Angeklagten, die Zeugen . . . Der Staatsanwalt ruft: ‚Der Kerl muß verurteilt werden!‘ Dann ruft der Verteidiger: ‚Ganz im Gegenteil: das Gericht muß ihn freisprechen!‘ Na, und da sitzen nun Männer aus den verschiedensten Klassen, arme und reiche, kluge und dumme: das sind die Geschworenen. Die hören mit zu, und wenn alles zu Ende ist, geben sie ihre Meinung ab. Sie sagen: ‚Der Angeklagte ist schuldig‘ oder: ‚Der Angeklagte ist nicht schuldig‘ — und darnach wird das Urteil gefällt.“

„Gräßlich!“ murmelte Suse Marguth. „Da hätt' ich doch gleich den Tod davon!“

„Weshalb denn?“

„Puh! Mit den Herren vom Gericht möcht' ich halt nichts zu verzapfen haben — nicht um die Welt! Schon der Gedanke, daß mich da einer was fragen könnte . . . Gott behüt' mich in Gnaden!“

„Unsinn! Wenn der Richter Sie fragt, thut er Ihnen doch nichts!“

„Kann man nicht wissen, kann man nicht wissen . . .! Ich kenne ein Beispiel, da haben sie Einen auch erst gefragt, bloß so als Zeugen, und wie die Sache dann fertig war, ist er verhaftet worden. Das war ein Verwandter vom

jetzigen Waldhüter Storck. Nachher hat er sitzen müssen, wohl an die drei Jahre!“

„Das wird wohl noch anders gewesen sein, Großmama! Der Mensch hat vielleicht einen Meineid geleistet. Übrigens, was die Geschworenen betrifft, so werden sie gar nicht einzeln gefragt, sondern alle zusammen und nur so am Schluß ...“

„Nun, Ihr Herr Vater scheint doch auch keinen Spaß zu finden an der Geschichte.“

„Das hat seinen Grund für sich. Papa ist so ängstlich, so peinvoll gewissenhaft! Wenn er denn so ein Amt einmal übernimmt, so will er's auch ehrlich verwalten, und nicht halb duseln während der Sitzung, wie das mitunter wohl vorkommt. Das lange Aufmerken aber strengt ihn natürlich an.“

„Ja, kann er denn da nicht sagen: ‚Ich mag nicht...‘?“

„Ich glaube kaum. Und wenn er's auch könnte, er thäte es doch nicht! Der Gedanke würde ihn quälen: wer weiß, was für ein gewissenloser Patron deine Stelle dort einnimmt, und ob dieser Tausch nicht dem Angeklagten zum Nachteil gereicht.“

Großmutter Suse nickte still vor sich hin.

„Das ist sehr schön von Ihrem Papa, aber — Sie nehmen's nicht übel, Fräulein — ich bliebe trotzdem zu Hause! Es geht eine Rede bei uns: wer einmal den Richter erblickt, der ist ihm verfallen! Ich thät's nicht um alles auf dieser Welt! Man soll dem Teufel niemals die Hand bieten! Sehen Sie, Fräulein, vor dritthalb Jahren starb eine Base von mir; da hatt' ich etwas zu erben. Und gar nicht wenig: so einige fünfzig Mark

und allerlei Bettzeug. Nun sollt' ich schwören — ich weiß nicht genau mehr was, aber mit gutem Gewissen hätt' ich's gekonnt. Drei Nächte hab' ich damals kein Auge geschlossen. Wir hatten das Geld so nötig, und der Eid, den ich schwören sollte, wäre vor Gott dem Allwissenden wahr und gerecht gewesen! Aber da hin zu laufen in das Gerichtsgebäude, wo man doch keinen Augenblick sicher ist, daß man aus purem Unverstand nicht was Strafbares thut — nein! Dann lieber gleich an den Galgen! Ich bin also weg geblieben und habe die fünfzig Mark und das Bettzeug verscherzt!"

„Das war thöricht genug!"

„Thut mir leid, Fräulein, aber ich bin nun mal so darin aufgewachsen! Und ich lass' es mir auch nicht nehmen: Ihr Herr Vater denkt ebenso — und just deshalb ist er verstimmt und möcht' aus der Haut fahren, weil er's nicht ändern kann! Wenn er's nur gerade jetzt nicht merkt, daß uns das Fräulein besucht! Er ließe wohl gar seinen Ärger an uns aus!"

„Nein, Großmutter, dazu ist Papa viel zu gerecht. Ich allerdings könnte mich auf ein Donnerwetter gefaßt machen. Am meisten, glaub' ich, nähm' er die Heimlichkeit krumm! Aber so geht's: wenn die Eltern so streng sind, verfallen die Kinder auf Durchsteckereien! Seit ich dem Handwerksburschen am Gartenthor das Zehnpfennigstück reichte, hab' ich die offene Teilnahme für die Armen mir abgewöhnt. Das war eine Scene! Mein guter Papa, der mich sonst auf den Händen trägt, hätte ums Haar mich geohrfeigt. Denken Sie, Großmutter! Mich, die erwachsene Tochter! Das war doch ein bischen stark!"

„Freilich, freilich! Und doppelt hoch muß ich's drum anrechnen, daß Sie hier ab und zu bei uns vorsprechen. Wär's mir nicht um den Jungen, und weil wir's doch leider Gottes so nötig haben — ich würde Ihnen ja selbst davon abraten.“

„Narrheit! Ich weiß, was ich thue. Jetzt aber muß ich heim. Wir haben heut' Abend Gesellschaft — dreißig Personen. Da giebt's noch hier und da was zu ordnen. Auch muß ich mich erst frisieren und anziehen.“

„Ich möchte das Fräulein wohl einmal sehn so im Ballstaat . . .“

„Na, das wäre was Rechtes! Ganz einfach und schlicht geh' ich — nur eine Blume im Haar. Leben Sie wohl! Es fängt schon an dunkel zu werden. Jetzt, wo der Winter kommt, wird's mir noch schwerer fallen, mich unbemerkt fortzuschleichen. Es ist zu dumm! Aber wissen Sie was? Schicken Sie doch mal den Lutz! Ich werde die Köchin mit ins Geheimnis ziehen; die ist eine gute Person, die verrät uns nicht. Wir essen um Eins. Wenn sich der Junge dann kurz vor halb zwei in der Küche zeigt, kann er sich eine Suppe holen oder was sonst — nicht?“

Sie schlüpfte in ihren stahlblauen Regenmantel, küßte das Kind auf die Stirn und reichte der Alten, die wieder in Thränen zerfloß, energisch die Hand.

„Adieu! Adieu, Lutz! Sei hübsch brav! Großmama, Sie sind doch die reine Dachtraufe! Was wollen Sie nur? Ich thu' doch das alles nur mir zuliebe!“

So schritt sie hinaus.

Frau Marguth aber nahm ihren Enkelsohn auf das Knie, ohne sich um sein Schreien zu kümmern, drückte

ihn fest an sich und strich ihm dann zärtlich über den lockigen Blondkopf.

„Nicht wahr, Kind," raunte sie schluchzend, „sie ist wie ein Engel?"

Dann füllte sie sich nochmals die große Henkeltasse und leerte sie, hoffnungsfreudig gen oben schauend, bis auf den letzten Tropfen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Villa des Obersts von Rheuß war in allen Geschossen festlich erleuchtet. Es fehlte noch ein Viertel an acht.

Sascha von Rheuß stand in lachsfarbener Surah vor dem kleinen Kristallspiegel ihres Zimmers und warf einen letzten Blick auf die beiden Dijon-Rosen, die sich vornehm und einfach zugleich von ihrem schwarzem Gelock abhoben.

Dann griff sie bedächtig nach ihren Handschuhen, die neben dem Fächer lagen.

Unter dem Zuknöpfen trat sie an das Fenster der Schmalseite, das nach dem Gothengehölz sah. Rechts über den halb schon entlaubten Bäumen stand die Mondsichel, einige Tage alt, gelb, unheimlich. Von dem kerzenbesteckten Kronleuchter fiel eine breite Lichtfläche auf die Mauer hinaus, die, kaum zehn Fuß von der Villa entfernt, das Grundstück umfriedigte. Hinter der Mauer ragte allerlei Strauchwerk und Kleingehölz auf, das sich im Sturm raschelnd und rauschend bewegte und so beim Schimmer der Kerzen den Eindruck sonderbarer Gestalten hervorrief, die sich erfolglos anstrengten, herüber zu

klettern. Hundert Schritte weiter nach Süden stand der Hochwald, schwarz, undurchdringlich, trotz der fahlen Beleuchtung, die der sinkende Mond über die Wipfel goß.

Sascha beugte ihr Antlitz dicht an die Scheibe. Rechts und links von dem unwirtlichen Nachtbild da draußen erblickte sie — vom Fenster gespiegelt — ihr trauliches Zimmer: links auf der Mauer den Schreibtisch, rechts im bewegten Strauchwerk den zierlichen Toilettentisch, von rosigen Falten umwogt — ein sonderbarer Kontrast.

Sie seufzte ein wenig. Die schöne Zeit, da sie hier morgens, wenn sie die Jalousie aufzog, ins thauige Grün blickte, war nun vorüber. Der Sommer hier draußen glich ja einem Idyll; man lebte wie auf dem Lande. Die Sträucher, die jetzt dürr und kläglich über die Mauer nickten, waren ihr so vertraut gewesen, als hätte sie jeden einzelnen gehegt und gepflegt.

Und das Gothengehölz mit seinen herrlichen Buchenkronen! Jetzt hatte die Nähe der toten Bäume, deren Äste im Sturm knackten, etwas Schauriges, Trostloses. Wie mochte es hier erst im Winter einsam und öde werden! Das hatte man von den Vorstadtwohnungen! Strehlberg war ja freilich nur ein sehr winziges Nest: aber man kauerte da so behaglich mitten unter den guten Freunden, und die Geselligkeit war so leicht und so ungezwungen! Selbst die großen amtlichen Regimentsbälle dünkten ihr netter und harmloser als die feierlichen Soupers in der Hauptstadt, wo ein ganz anderer Geist in den Leuten zu atmen schien, ein Hauch von Fremdheit und Förmlichkeit, der ihr nicht recht zu Gemüt ging.

Nun fielen ihr plötzlich die Platen'schen Verse ein, die

ihr der Leutnant von Alffing damals in Strehlberg so kunstvoll kalligraphiert ins Album geschrieben:

> Ich gab mich stets mit ganzer Seele hin
> Dem Wechsel, welchen die Natur befiehlt,
> Die bald auf eis'gem Thron als Königin,
> Und bald als Braut auf Rosen sitzt und spielt.

An diese Strophe mußte sie jedesmal denken, wenn's Herbst wurde.

Und das war nun bereits der dritte Herbst, seitdem er dies eingeschrieben! Wie doch die Zeit verging!

Sie war nun fertig mit ihren vielknöpfigen Handschuhen.

Ob's heute Abend wohl hübsch ward? Ein leises Rot stieg ihr ins Antlitz. Warum nicht?

Einige von den Herren waren doch recht amüsant, vor allem der Leutnant Alffing, der noch ein Stück ihrer Strehlberger Vergangenheit repräsentierte. Sie mochte ihn zu gern mit seiner stets sich gleichbleibenden Ritterlichkeit, seiner lustigen Art, seinem reizvollen Conversations-Talent. „Brillanter Gesellschafter!" Wie oft hatte sie diese Worte aus dem Munde ihres Papas gehört, wenn von dem Leutnant die Rede war!

Interessant war auch Herr Stegemann, der freilich mit ihrem Papa nicht so gut stand wie Alffing. Sie hatte ihn häufig in Schutz genommen, wenn die jungen Damen in Strehlberg über ihn zischelten und allerlei sonderbare Bemerkungen machten. Was wollten die nur? Ottfried Stegemann war eine ganz aparte Persönlichkeit, etwas blasiert — nun ja; aber so klug, und in jeder Beziehung ein Gentleman. Sie zum wenigsten hatte sich stets vortrefflich mit ihm unterhalten und auch niemals bemerkt,

daß er dreist wurde, wie die Tochter des Bürgermeisters und die Frau Leutnant Franke behaupteten ...

Ferner: Fritz Burckhardt ... Nun, der war freilich ein merkwürdig aufgeblasener, wortkarger Herr; aber wenn er auf seine Bilder zu sprechen kam und die Kunst überhaupt, dann merkte man doch, man hatte da eine originelle Persönlichkeit vor sich; und der Ruhm, selbst wo er noch in den Anfängen steckt, verbreitet ein ganz besonderes Arom.

Auch der Rechtsanwalt Doktor Kretschmar konnte für einen recht beachtungswürdigen Cavalier gelten. Er war allerdings ja verheiratet; aber Sascha hatte niemals begreifen können, weshalb ein Herr so jedes Interesse einbüßen sollte, nur weil er eine hübsche, artige Frau mitbrachte. Nicht mal vom Standpunkt einer Verlobungslustigen aus schien das verständlich; denn verloben konnte man sich ja nur mit Einem, und war dieser Eine nun zufällig in der Gesellschaft nicht anwesend, so blieb es doch unerfindlich, was denn die Unverheirateten vor den oft weit amüsanteren Ehemännern voraus hatten.

Die lebendigste Sympathie aber fühlte sie doch für Hellmuth Gyskra. Das war ein höchst eigentümlicher Mensch, bald ernst und gedankenvoll wie ein gereifter Mann, bald wieder so frisch und so keck — man ward nicht klug aus der Sache. Es klang in seiner Stimme etwas Geheimnisvolles, was ihr ans Herz faßte, wie das Rauschen des Meeres, — so traut und melodisch, und doch nicht in Worte zu kleiden. Es war ihr, als hätte sie ihn vor langen Jahren bereits gekannt und nur das Wo und das Wie vergessen ...

Nun versank sie in tiefes Träumen. Sie sah ihn noch einmal hell beleuchtet am Portal des Concerthauses, wo

er so bleich und verbittert erschien und doch so teilnahmewürdig, daß sie voll plötzlicher Neugier ihn anschauen mußte. In ihrer Verwirrung hatte sie damals gelächelt, zu ihrem größten Verdruß; aber das war nicht zu ändern; es fehlte ihr leider an Schulung und Selbstbeherrschung, und selten traf sie in solchen Momenten das Richtige. Später hatte der junge Mann ihr's dann im Pferdebahnwagen heimgezahlt, stärker als nötig, aber doch ganz gerecht ... Dann im Foyer ...! Sie hätte ja gleich in die Erde versinken mögen, wie er mit Ottfried an ihr vorbeischritt, und vollends, wie sie dann wahrnahm, daß ihr Papa ihm die Hand reichte und sich ganz behaglich mit ihm unterhielt! Auch hier war die scheinbare Zuversicht ihres Auftretens nur ein Deckmantel ihrer Beklommenheit ...

Die Wanduhr draußen im Treppenhause schlug acht. Jeden Augenblick konnten die Gäste kommen. Sascha strich sich noch einmal mit den Fingerspitzen über die Stirnlocken, nahm den Fächer mit den zierlich gemalten schwarzblauen Schwalben, faßte sorglich die Schleppe ihres Surah-Gewandes und eilte die Treppe hinauf.

Droben am Eingang stand schon Friedrich, der Gärtnerbursche, der neulich die Damen vom Pferdebahnwagen abgeholt hatte. Er trug eine schwarze Livree mit Goldlitzen und benahm sich in seiner Rolle als „herrschaftlicher Bedienter“ ganz gewandt und manierlich.

Nach einer kunstgerechten Verbeugung öffnete er dem gnädigen Fräulein die Flügelthüre, und Sascha, die Schleppe fallen lassend, rauschte in den großen Empfangssalon.

Die Tante, Frau Gertrud von Beresow, Excellenz, war

bereits auf dem Posten. Sie trug eine kostbare tiefschwarze Robe aus schwerster Seide mit echten Alençonspitzen. Ihre vornehm-schweigsamen Züge waren noch ernster und schmäler als sonst. Beim Anblick Sascha's jedoch glitt ihr ein Sonnenstrahl über das Antlitz; die klösterlich-verschleierten Augen leuchteten auf.

„Wie hübsch Du bist!“ sagte sie warm. „Diese Lachsfarbe kleidet Dich reizend.“

„Nicht wahr, Tantchen? Das finde ich auch! Und da wollte die dumme Pute von Schneiderin mir absolut Scharlachrot aufschwatzen.“

Draußen regte sich was. Gleich darnach traten die ersten Gäste ein — Leutnant von Alffing und die rotblonde Hünengestalt des Genremalers Fritz Burckhardt. In demselben Moment erschien auf der Schwelle der Seitenthüre Sascha's Papa.

Bei der Begrüßung drückte Sascha den beiden Herren mit einer Art militärischer Flottheit und Straffheit die Hand. Fritz Burckhardt warf ihr einen leidenschaftlichen Blick zu, den sie, nach Alffing schauend, glücklicherweise nicht wahrnahm. Der Künstler nagte die Lippen, warf das Lockenhaupt mit einer hoheitsvollen Geberde zurück und wandte sich dann, genialisch lächelnd, zu Frau von Beresow, die sich in einen der großen Fauteuils setzte, während der Oberst und Sascha sich von dem Leutnant ein paar unbedeutende Stadtneuigkeiten erzählen ließen, die von den Lippen dieses gewandten Plauderers hochamüsant klangen.

Der Salon füllte sich rasch.

Zunächst erschien die leuchtende Glatze des Landgerichtsrats von Grolmann und das niedliche Puppengesicht seiner acht- oder neunundzwanzigjährigen Frau.

Die lebhafte junge Dame hüpfte gleichsam über die Schwelle — mit einem Ausdruck, als wollte sie sagen: „Da bin ich! Nun schaut mich an!“ — Sie machte vor Frau von Beresow, Excellenz, ein schneidiges, fast übertriebenes Hofkompliment, reichte dem Hausherrn die Rechte, wie eine Fürstin ihrem Generalissimus, nickte der ziemlich gleichgültig dastehenden Sascha liebevoll zu, als sei das Fräulein ihre vertrauteste Freundin, sagte dem Genremaler ein paar huldvolle Worte über sein letztes Bild — das ihr nie zu Gesicht gekommen — und hatte plötzlich, ohne daß man recht wußte, wie sie es fertig gebracht, den Leutnant festgenagelt, plaudernd und plappernd und das Köpfchen mit dem wackelnden Schmetterling hin und her bewegend, als akkompagniere sie eine besonders packende Stelle aus Wagners Götterdämmerung.

Herr von Grolmann dagegen war die Ruhe und Förmlichkeit in Person. Sein kluges Gesicht mit den hellgrauen, spärlich bewimperten Augen hatte ein wohlwollend diplomatisches Lächeln. In wohlgesetzter, etwas tonloser Rede erkundigte er sich gehorsamst nach dem Befinden der gnädigen Frau, war lebhaft befriedigt, das gnädige Fräulein so wohl zu finden, und bot dann — als feinfühliger Psychologe, der da sofort erkennt, wie er die Freunde verpflichten kann — dem Oberst von Rheuß die erwünschte Gelegenheit, über das Resultat der letzten Geschworenen-Auslosung kräftig zu raisonnieren.

Der Oberst hielt überhaupt nichts von dem Zwölfmännergericht. Was wußten die Bauern und Gutsbesitzer und Schlossermeister u. s. w., u. s. w. von den Finessen der Jurisprudenz? Wozu entlohnte der Staat seine

Richter, wenn sich die Steuerzahler noch obendrein mit dem Aburteilen der Gauner befassen sollten?

Herr von Grolmann gab ihm in mancher Beziehung Recht. Wenn die Geschworenen ja auch nur über die Schuldfrage zu entscheiden hatten, so lag es doch in der Natur der Sache, daß ein geübter Richter selbst hier tausendmal klarer blickte als diese Laien, die vielfach eine sehr mangelhafte Erfahrung und eine noch mangelhaftere Bildung besaßen. — Indes, gerade mit Rücksicht auf diese Thatsache ging es nicht an, Leute wie den Herrn Oberst zu dispensieren . . .

Das Gespräch wurde durch das Erscheinen weiterer Gäste gestört.

Es waren indifferente Leute, die jetzt, fünf oder sechs zugleich, das stereotype Lächeln auf den zarten oder schnurrbart-geschmückten Lippen, im Rahmen der weitgeöffneten Flügelthür auftauchten.

Gleich darnach kamen die Gyskras, und mit ihnen Professor Doktor Franz Lehr, Emmy's Bräutigam.

Emmy zog aller Blicke auf sich. Ohne eigentlich hübsch zu sein, hatte ihr Antlitz einen so holdweiblichen Ausdruck, und ihre ganze Erscheinung in dem himmelblauen Satinkleide etwas so Gretchenhaftes, daß selbst ein Skeptiker, wenn er sie so an der Seite ihres Verlobten sah, diesen Mathematik-Professor beneiden mußte.

Herr von Rheuß und der Ober-Staatsanwalt schüttelten sich mit einem Anflug der Rührung die Hände.

„Labuntur anni!“ sagte der Hausherr. „Wir knüpfen hier wieder an, was Jahrzehnte lang in der Schwebe hing. In der Zwischenzeit sind wir alt geworden.“

„Ich fühle das nicht,“ sagte der Ober-Staatsanwalt

lächelnd. „Freilich, wenn man auf seine Kinder schaut, wenn man, wie ich, einen Jungen besitzt, der jeden Tag das Katheder besteigen und seine Bergpredigt halten kann, so erschrickt man gelegentlich vor der Fülle der Jahre, die sich so unvermerkt aufgetürmt."

„Nicht wahr? Ich sag's ja! Die Ballvaterschaft mag ihre heimlichen Reize haben: ich für mein Teil bin nicht sonderlich enthusiasmiert davon."

„Ich begreife das. Gerade die Ballvaterschaft, wie Sie sich ausdrücken, hat ja ihr Unbequemes. Im übrigen halte ich's mit der Anschauung, daß man in seinen Kindern von neuem jung wird. Soweit mein Beruf mir Zeit läßt, nehme ich teil an Dingen, die ich längst überwunden glaubte. Meine Frau weiht mich in Ausstattungsfragen ein; ich muß mein Urteil abgeben über Eßzimmer-Einrichtungen, über Salongarnituren, Servietten und Tischläufer. Sogar den Bädeker hab' ich studiert: man verlangt von mir kurzgefaßte Entwürfe zur Hochzeitsreise . . .!"

„Das würde mir fehlen!" lachte der Oberst.

Hellmuth, der die Damen des Hauses nur flüchtig begrüßt hatte — er wollte nicht merken lassen, wie sehr er auf Sascha's nähere Bekanntschaft brannte — kam jetzt langsam heran, augenscheinlich bemüht, dem Oberst, den er als den natürlichen Schirmherrn Sascha's in Sicherheit wiegen mußte, den Eindruck vollendeter Biederkeit und Korrektheit zu machen. Er sprach sogar — natürlich in Allgemeinheiten — über das ‚neue Problem', das ihn beschäftige; denn Herr von Rheuß, dem der Ober-Staatsanwalt neulich schon anvertraut hatte, was Doktor Altenhöfer mit Hellmuth plante, war fest überzeugt, dem jungen

Gelehrten kein lebhafteres Vergnügen bereiten zu können, als wenn er die ‚große Entdeckung‘, die ja selbstverständlich ‚nur eine Frage der Zeit war‘, gleich aufs Tapet brachte.

Nun waren die Gäste beinahe vollzählig.

Der Rechtsanwalt Doktor Kretschmar erschien mit seiner kleinen, drallen, krapprotwangigen Frau, deren hochgelbe Sammetrobe auf den aristokratischen Lippen der Frau von Veresow ein flüchtiges Lächeln hervorrief.

Der Rechtsanwalt grüßte studentisch flott, mit einem erquicklichen Hauch geistiger Überlegenheit, die nur dem Ober-Staatsanwalt gegenüber die Segel strich, während die junge Frau etwas Ländlich-Geräuschvolles hatte. Nachdem sie ihrer gesellschaftlichen Verpflichtung bei Frau von Veresow, dem Oberst und der Gesammtheit nachgekommen, stürzte sie feurig auf Sascha los, umarmte und küßte sie und wies ihr mit theatralischem Pathos ein kostbares Armband, dessen perlengeschmückter Goldreif sich tief in ihr schneeiges Fleisch grub.

„Er hat den Prozeß gewonnen," raunte sie überglücklich, „— und das ist mein Honorar!"

„Ach? Den Prozeß gegen die Neue Papierfabrik?"

Frau Doktor Kretschmar zog ein wenig die linke Schulter hoch.

„Er gewinnt ja fast alle," sagte sie wie von oben herab. „Millionenmal unberufen! Aber ist's denn ein Wunder? Sehn Sie einmal diese Stirn, diese Augen! Diesmal übrigens war die Sache doch recht verwickelt. Er hat sich gehörig ins Zeug legen müssen. Und diese Akten! Die Schreiber wurden nicht fertig und wurden nicht fertig, bis ich dann endlich sagte: ‚Her damit!‘ Sechs Tage

lang hab' ich von zwei bis neun stramm darüber gesessen — und ich habe ihm Glück gebracht!"

„Das war ja reizend von Ihnen! Aber der Herr Gemahl hat sich auch wundervoll revanchiert! Wirklich — ein Prachtstück!"

Der Vorletzte, der in den Saal trat, war Balduin Teutschenthal. Seine Beziehungen zu der Familie Rheuß waren nicht sehr intim, sondern mehr offiziell. Sie beruhten auf dem stark ausgeprägten Wohlthätigkeitssinn der Frau von Beresow, die sich, wie die Mehrzahl der älteren Damen, durch das Weihevolle und Milde im Wesen Balduins imponieren ließ.

Balduin schmunzelte heute noch rosiger als gewöhnlich. Schon im ersten Moment witterte er eine Fülle von Huldigungen, die in der Luft lagen.

Fräulein von Duvernois, eine weitläufige Verwandte des Hausherrn, beglückwünschte ihn sofort wegen der tausend Mark, die er unter der Chiffre ‚Ungenannt' für die Opfer der neulichen Bergwerks-Katastrophe gespendet hatte.

Balduin Teutschenthal lehnte zwar ab — er begriff nicht . . . ganz gewiß, Fräulein von Duvernois befand sich im Irrtum! Aber man wußte das besser. So eifrig auch der große Menschenfreund sich bemühte, veilchenhaft im Verborgnen zu blühn: Fama trug dennoch den Ruf seiner Herzensgüte weit über Land und Meer, dank den kleinen Indiskretionen der Redakteure, die selbst den dringlichsten Bitten Teutschenthals den Gehorsam verweigerten.

Auf Fräulein Duvernois folgte in etwas ruhigerer Form, aber nicht minder herzlich, Frau von Beresow, die sich als Mitglied des Frauenvereins für eine namhafte Zuwendung an Waren der verschiedensten Art zu bedanken

hatte. Heute Vormittag erst war ihr die freudige Nachricht geworden: sonst hätte sie dem unermüdlichen Gönner den Dank persönlich in seine Wohnung gebracht. Es gehörte das eben auch zu den Feinfühligkeiten Teuschenthals, daß er auf diese Manier jede Weiterung abschnitt. Wenn sich sein Füllhorn ergoß, so geschah dies allemal da, wo er am Abend so ganz en passant die mündliche Quittung dafür in Empfang nehmen konnte.

Und nun flatterte noch eine dritte Schwärmerin auf den Gefeierten los: die Gattin des Landgerichtsrats von Grolmann, die ihm die Hand zu schütteln gedachte für seine neuerlichen Bemühungen im Interesse der Wagnerfestspiele zu Bayreuth.

„Das ist zu reizend von Ihnen," sagte sie mit begeistertem Augenaufschlag, und wippte dabei graziös mit dem wackelnden Schmetterling, der ihr hellbraunes Haar überragte. „Auch das Schöne ist heutzutage ja hilfsbedürftig! Ach, dieser Wagner! Ein halber Akkord aus dem ‚Rheingold' wiegt mir die ganze deutsche Litteratur auf! Beim Klang des Walkürenritts möchte ich sterben!"

„Ja, ja, er ist ein gewaltiger Genius," nickte Herr Teutschenthal.

„Ach, und die Götterdämmerung! Oh, die Geigen! La, lâ — la, la, lâ — la, la, lâ, la — das Motiv geht durch den ganzen Akt."

„Ja wohl, gnädige Frau," sagte jetzt eine absichtlich näselnde Stimme unmittelbar hinter ihr. „Und das Motiv ist bekannt. Es ist der abgeleierte Gassenhauer: ‚Du hast ja die schönsten Augen', den hier der Meister zu neuer, unfaßlicher Wirkung emporgetondichtet hat."

Frau von Grolmann wandte sich um. Vor ihr stand

Ottfried Stegemann, der sich tief und ehrfurchtsvoll neigte und dann mit dem Klemmer spielte, ohne sich um Herrn Teutschenthal weiter zu kümmern.

„Nein, wie Sie mich erschreckt haben!“ schmollte die junge Frau. „Was verstehen Sie denn von Wagner?“

„Enorm viel. Auch ich möchte bei den rauschenden Klängen dieser Musik begraben sein.“

Der Oberst von Rheuß unterbrach die kleine Debatte, die sich hier anspinnen wollte. Er nannte dem übermütigen Spötter die Dame, die er zu Tisch führen sollte.

Die ersten Paare schritten bereits durch die weit geöffnete Seitenthür nach dem Eßzimmer.

Hellmuth Gyskra führte die Tochter des Hauses. Diese Bevorzugung überraschte ihn jetzt nicht mehr; dennoch erfüllte es ihn mit bebender Wonne, wie er die Hand Sascha's auf seinem Arm fühlte und seitwärts einen verstohlenen Blick auf ihre leuchtende Schulter warf.

Die Gesellschaft war, dem ausdrücklichen Wunsch des Hausherrn zufolge, bunt durcheinander gewürfelt, nicht etwa so, daß die eine Hälfte der Tafel den Junggesellen und Jungfrauen, die andere den Eheleuten zugeteilt worden wäre. In der Nähe von Hellmuth und Sascha jedoch häufte sich viel Jugend. — Sascha zur Rechten saß der Leutnant von Alffing mit Frau von Grolmann; ihr gegenüber, zwischen dem Maler Burckhardt und dem Rechtsanwalt Kretschmar, eine häßliche, aber für klug verschrieene aschblonde Engländerin.

Das Mahl begann. Sascha war außergewöhnlich aufgeräumt, und, wie Hellmuth zu seinem Verdruß constatierte, von brennender Liebenswürdigkeit gegen sämmtliche Herren, die im Bereiche ihrer Conversation saßen. Mit Leutnant

von Affing, dem Tischherrn der schmetterlings-wippenden Wagner-Freundin, schwatzte sie ganz in dem leichtfertig-flotten Tone von damals, feierte Strehlberger Reminiscenzen und zeigte eine erstaunliche Kenntnis der Rangliste. Auch mit dem Genremaler Fritz Burckhardt und dem Rechtsanwalt Kretschmar unterhielt sie sich wiederholt, obgleich zwischen ihr und dem Maler ein riesiger Tafelaufsatz emporragte, der sie nötigte, sich ein wenig nach links zu beugen, so daß ihre Schulter ein paarmal den Arm Hellmuths berührte.

Wenn Hellmuth es recht erwog, so befaßte sich Fräulein Sascha eigentlich mehr mit den Andern, als mit ihm selber, der doch von Rechtswegen ihr zugeteilt war.

Sollte er sich getäuscht haben, wenn er sich vorsprach, sie sei ihm nicht abhold?

Nein! Jetzt traf ihn, da sie emporsah, aus ihren tiefschwarzen Nixenaugen ein so leuchtender Blick, daß sich sein wankender Mut sofort wieder festigte. Diesem Mädchen war er nicht gleichgültig — oder es gab überhaupt keine Symptome mehr, aus denen sich die erwachende Neigung bestimmen ließ. Und wenn sie ihn liebte, oder zu lieben anfing, dann war alles Übrige nur berechnende Koketterie! Besonders ihre Freundlichkeit gegen den Maler! Daß dieser äußerst fatale Mensch, trotz der unechten Hoheit und Gleichmütigkeit, die er sich aufklebte, in Sascha vernarrt war, und zwar nicht etwa künstlerisch, sondern als Mann, wild, blödsinnig, bis in die Haarspitzen seiner blonden Perrücke — das mußte sie merken. Schürte sie also die Flamme, so konnte das nur den Zweck verfolgen, ihn, Hellmuth, den Zuschauer bei diesem lächerlichen Getändel, zu reizen ... War das nicht ganz genau so wie bei der

letzten Affaire, die Gottfried Stegemann ihm erzählt hatte? Falsch wie die Schlangen und pfiffig sind sie ja alle!

Er nagte die Lippen.

Verwünscht! Dieser Burckhardt scheint ihr trotz alledem nicht zu mißfallen. Riesengestalten wie der haben ja Glück ... Vielleicht denkt sie im Stillen: ‚Wenn der Eine nicht zugreift, so belohn' ich den plumpen, dünkelhaften Koloß da!‘ Extravagant ist sie genug, um den Tölpel ins Herz zu schließen, nur seines Ruhmes wegen, oder auf Grund einer plötzlichen Laune, weil er die Lippen so aufwirft: ‚Pah, was kostet die Welt?‘ oder aus Achtung vor seinem Wergkopf! ... Nun, mein Täubchen, ich werde zugreifen! Warte nur, warte nur!

Vierzehntes Kapitel.

Nach aufgehobener Tafel begab sich die Gesellschaft wieder in den Salon. Verschiedene Herren wurden vom Oberst alsbald in das Rauchzimmer geführt. Auch Hellmuth folgte. Er spürte den Drang, eine contemplative Cigarette zu rauchen. Er wollte sich sammeln.

Die Raucher verteilten sich in zwanglosen Gruppen. Eine derselben bestand aus Balduin Teutschenthal, Ottfried Stegemann und dem Leutnant von Alffing. Aus den Gesichtszügen Stegemanns sprach die augenscheinliche Absicht, den sehr gesprächig gewordenen Teutschenthal etwas zu hänseln. Hellmuth setzte sich abseits, ohne jedoch dem Eindruck des Übermuts, den Ottfried zum Besten gab, lang widerstehen zu können; auch zog ihn Ottfried unmittelbar ins Gespräch.

„Nun, mein wertgeschätzter Herr Commissionsrat," näselte Stegemann, „kömmt man endlich einmal dazu, ein erbauliches Wort mit Ihnen zu reden? Ich bin stets von Bedauern erfüllt, wenn ich bei Tafel so weit von Ihnen entfernt sitze. Man versäumt da so manches ..."

„Bitte,“ entgegnete Teutschenthal, „das Bedauern ist völlig auf meiner Seite.“

Hellmuth Gyskra war sofort durch die Eigenart dieses Organs frappiert. Eine ganz merkwürdige, halb verschleierte und doch äußerst vernehmliche Stimme, — nicht unsympathisch, bei gewissen Modulationen sogar einschmeichelnd, aber in ihrer Klangfarbe fremd und wie aus der Ferne tönend!

Nach einem kurzen Geplänkel, bei welchem Teutschenthal wiederholt zwischen einer gewissen Bonhomie und der Erkenntnis, daß er gefoppt wurde, hin und her schwankte, ging Ottfried Stegemann direkt auf sein Ziel los.

„Herr Commissionsrat, ich habe eine recht dringende Bitte an Sie . . .“

„Wenn es in meinen Kräften steht . . .“

„Es handelt sich um ein großes gemeinnütziges Projekt . . .“

Teutschenthal setzte ein bittersüßes, angstvolles Lächeln auf.

„Kenne das! Wahrscheinlich wieder ein Hilfsverein für schuldlos verarmte Sekt-Trinker . . .“

„Nein, nein!“ sagte Ottfried bedeutsam. „Etwas vollständig Ernsthaftes! Ich höre, Sie planen mit Ihrer geistvollen Gönnerin Gräfin Rödbroge ein Asyl — oder wie Sie es nennen — für sittlich gefährdete Mädchen. Könnte ich da nicht Mitglied des Comité's werden?“

Alffing und Hellmuth lachten. Ottfried dagegen bewahrte unerschütterlich seinen Ernst.

„Ich verstehe nicht Ihre Heiterkeit,“ wandte er sich strafend zu Hellmuth. „Oder glauben Sie, ich sei dieser Aufgabe nicht gewachsen? Auch Sie, Herr Leutnant, scheinen die Wichtigkeit des von mir angestrebten Ehrenamtes zu unterschätzen! Sie wissen wohl nicht, daß ich

trotz meiner Jugend Erfahrungen habe, die mich für eine derartige Comité-Wirksamkeit ausgezeichnet befähigen."

„Herr Stegemann," sagte der Commissionsrat, „ich glaube, Sie sollten Ihr großes Talent für die Komik auf einem Gebiet verwerten, das sich mehr zur Verulkung eignet, als die philanthropischen Pläne meiner verehrten Freundin, der Gräfin Rödbroge."

„Merkwürdig!" rief Ottfried, in seinen gewöhnlichen Ton zurückfallend. „Ich dachte nun, weil Sie doch selbst früher ein flottes, fideles Haus waren, und erst im Zustand höchster Bemoostheit Ihr neues Banner entfalteten, würden Sie auch bei mir eine solche Wandlung erklärlich finden."

„Treiben Sie's nicht zu bunt!" flüsterte Alffing gutmütig.

„Ich leg' ihm sofort ein Pflaster auf seine Wunde," gab Ottfried leise zurück.

Dann mit lauter Stimme zu Teutschenthal:

„Sie sind wirklich etwas zu mißtrauisch. Nein, ich rede jetzt ohne Bezug auf mich selbst, — ganz objektiv. — Auch dem Herrn Oberst und Fräulein Sascha ist das schon aufgefallen. Nun, der Mensch kann leider aus seiner Haut nicht heraus! Vorsicht und Skepticismus scheinen das uralte Erbteil derer von Teutschenthal ... Als Eberhard Ulrich von Teutschenthal auf dem Reichstag zu Worms von dem Kaiser gefragt wurde: ‚Quid cences, Ulrice, de monacho illo haeretico?' —, da gab er ihm ja die häufig citierte Antwort ..."

„Welche Antwort?" stammelte Teutschenthal, purpurrot vor Erregung.

„Buchstäblich weiß ich sie nicht; aber sie findet sich

in der Chronik des Ulpius Nequam und ganz gewiß auch in Ihrem Familien-Archiv . . ."

„Leider sind unsere Archive während des dreißigjährigen Krieges ein Raub der Flammen geworden."

„Das begreift sich . . . Burg Teutschenthal wurde ja damals nach heldenmütiger Gegenwehr von Tilly erobert. Und damals begab es sich auch, wenn ich nicht irre, daß Kunz oder Kunibert, der regierende Freiherr, den Schild zerbrach und in mannhaftem Trotz auf die Freiherrnwürde verzichtete; ‚denn ein Fürst ohne Land ist ein Arm ohne Hand', sagte er zu dem achtzehnjährigen Karl, der nun einfach Teutschenthal hieß."

Balduin flammte.

„Woher wissen Sie das?" fragte er heimlich erbebend.

„Nun, man hat doch seine historischen Kenntnisse. Aber was machen Sie denn? Ihre Hand tremuliert ja, wie ein italienischer Primo Tenore."

„Die Angelegenheit interessiert mich," stotterte Balduin. „Ich stamme höchst wahrscheinlich direkt von diesem schildzerbrechenden Freiherrn ab. Und wenn mich was interessiert — Sie kennen ja mein lebhaftes Temperament, lebhaft trotz aller Ruhe, die ich im Lauf der Jahrzehnte mir angeeignet!"

Sobald sich der Commissionsrat mit diesem Thema befaßte, schien er wie auf den Kopf geschlagen. Er hatte für die tollkühnsten Späße kein Ohr mehr. Seine Zurechnungsfähigkeit ging in die Brüche. Er nahm sich vor, Herrn Stegemann, der ihm plötzlich glaubwürdig erschien, wie ein Evangelium, bei nächster Gelegenheit auszuforschen und alles dokumentarisch zu ordnen. Er ahnte ja nicht,

welch' ein höhnisches Epigramm der grausame Schalk für den vermeintlichen Urenkel Kuniberts in Bereitschaft hielt!

Um seine zitternde Aufregung zu verdecken, musterte Balduin mit erheucheltem Kennerblick das große Ölgemälde über dem Schreibtisch.

Seit er zum letztenmal hier gewesen, hatte die Anordnung dieser Wand sich verändert.

Ein rundes, wenig gelungenes Pastellbild, den Bruder des Herrn von Rheuß darstellend, das früher dort in der Mitte gehangen, war drüben, rechts von dem Ofen, untergebracht. An seiner Stelle befand sich jetzt, meisterhaft ausgeführt, ein stattlicher Offizier in jener altertümlichen preußischen Uniform, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts üblich war.

Das Bild zeigte im ganzen Schnitt der energischen Züge, namentlich aber im Ausdruck der graubraunen, wie von heimlichem Feuer durchglühten Augen eine so überraschende Ähnlichkeit mit dem Oberst von Rheuß, daß man es, flüchtig hinblickend, für sein Porträt halten konnte.

„Schau, schau," murmelte Balduin, „das hab' ich noch gar nicht gesehn! Wohl der Großvater des Herrn Oberst?"

„Sein Urgroßvater," sagte der Leutnant von Alffing.

„Wie kommt das auf einmal hierher?"

„Das Geschenk einer Cousine," belehrte der Offizier. „Die Dame — ich weiß nicht, ob Sie den Namen gehört haben: eine Gräfin Hoyer; sie wohnt auf ihrem Witwensitze in Schlesien — hat das schöne Porträt renovieren lassen und dem Herrn Oberst neulich zu seinem Geburtstag geschenkt."

Balduin erhob sich und trat, mächtige Wolken zu dem Bilde empor blasend, vor den Schreibtisch.

Er nickte ein paar Mal und setzte sich dann wieder neben den Leutnant.

„Ein neuer Beweis dafür," sprach er mit einem leuchtenden Seitenblicke auf Ottfried, „wie überraschend sich manchmal gewisse Charakterzüge und Eigenschaften durch Generationen hindurch vererben. Der Urgroßvater dort in der altpreußischen Uniform ist doch unser Herr Oberst, wie er da leibt und lebt; nur eine Schattierung weicher und biegsamer."

„Das sagen Sie nicht!" meinte der Leutnant. „Ich kenne zufällig die Familien-Annalen sehr genau. Man erzählt sich von diesem Konrad von Rheuß gar wunderbare Geschichten, die nicht auf eine sonderlich weiche Gemütsart hindeuten."

Aller Blicke richteten sich unwillkürlich auf das Gemälde.

In diesem Moment kam der Oberst heran.

„Na, lieber Alffing, Sie geben da wohl die Erläuterung zu dem Texte dort oben? Was? Nur heraus mit der Sprache! Ich bin's ja gewohnt, daß mein Stammbaum bis ins Jahrhundert der Reformation hinauf mit allerlei krausen Geschichten behängt wird!"

„Herr Oberst," stammelte Leutnant von Alffing, „ich bitte Sie, glauben zu wollen . . ."

„Ach was! Klatschmäuler seid Ihr alle ein bischen, — vorab Ihr Leutnants! Nichts für ungut, mein Lieber! Sie nehm' ich am ersten noch aus, aber doch nur bedingungsweise. Was haben Sie ausgeplaudert von meinem Ahnherrn? Ohne Umschweife!"

„Der Herr Commissionsrat machte allerlei physiognomische Studien, und da erlaubte ich mir . . ."

„Aha, ich verstehe! Herr Teutschenthal war der An-

sicht, der Mann da droben schaue so in die Welt, als sei gegebenen Falles nicht gut mit ihm Kirschen essen. Und nun haben Sie zum Beleg dafür jene Historie erzählt, die ich so oft hinter den süß-verlegenen Frätzchen der jungen Damen gewittert habe, mit denen ihr Cotillon tanztet. Na, Teutschenthal, Sie brauchen nicht ein so überfrommes Gesicht zu schneiden! Was euch der Leutnant erzählt hat, wird der Hauptsache nach ja wohl wahr sein."

„Ich habe gar nichts erzählt."

„Nicht? Gut. So will ich's denn erzählen! Wenn Sie dann wieder mal hören, wie Einer zusammenhanglos oder in falscher Beleuchtung darüber schwatzt, so fallen Sie ihm wohl gütigst in die Parade."

Der Leutnant, den Arno von Rheuß bei diesen etwas unwirsch betonten Worten freundschaftlich auf die Schulter geklopft hatte, lehnte sich etwas erleichtert in seinen Sessel zurück.

„Also," begann der Oberst, „es ist buchstäblich wahr, daß mein Urgroßvater, der königlich preußische Major Konrad von Rheuß, seine zweite Gemahlin, eine geborne von Pleß, mit der Reiterpistole über den Haufen geschossen hat."

Tiefe Stille folgte dieser Erklärung, die übrigens nur für Teutschenthal und Hellmuth Gyskra eine Neuigkeit war. Auch die Herren, die abseits von der Gruppe des Commissionsrats ihre Cigarren rauchten, wurden jetzt aufmerksam.

Arno von Rheuß schien sich an dem beklemmenden Eindruck, den er hervorgerufen, heimlich zu weiden.

„Und nun, meine Herren," fuhr er nach langer Pause fort, „wird Ihr Erstaunen noch wachsen, wenn ich Ihnen

erkläre, daß ich diese gewaltsame That meines Vorfahren zwar schmerzlich beklage, aber durchaus nicht verdamme."

Die Herren, die an den Seitentischen gesessen, kamen heran. Auch die Thüre nach dem Salon hatte sich plötzlich mit Zuhörern angefüllt, — darunter Fritz Burckhardt, Doktor Kretschmar, Sascha und Emmy.

„Mein Ahnherr," so erzählte der Oberst, „war damals auf Urlaub und wohnte mit seiner jungen Frau — er selbst stand bereits in den Vierzigen — auf seinem ostpreußischen Rittergut. Im Herrenhause zu Troßdorf — so hieß das Gut — herrschte ein lebhafter, ungezwungener Verkehr. Trotz seiner drei- oder vierundvierzig Jahre sah der Major neben seiner kaum neunzehnjährigen Frau keineswegs deplaciert aus. Er war kernig, blühend und lebenslustig wie Einer. Von Eifersucht, oder nur von einem Talent hierzu, keine Spur! Da begab sich nun Folgendes. Er stand eines Tages seelenvergnügt im Parterre-Saal und spielte mit seinen Hunden, während die Frau an dem Fenster saß und zuweilen, wie in Gedanken, hinausstarrte. Plötzlich kommt ein gewisser Graf Lantzau vorbeigeritten; er grüßt, und wirft ihr dann mit dem Ausdruck höchster Verliebtheit zwei Kußhände zu. Der Major taumelte. Eine Sekunde lang sah und hörte er nichts. Dann stürzte er nach der Wand, riß die Pistole herunter und feuerte. Die Getroffene brach lautlos zusammen."

Das frostige Schweigen, das in dem Rauchzimmer herrschte, hatte sich jetzt bis weit hinein in den großen Salon verbreitet.

„Eine schreckliche That, nicht wahr?" fuhr Arno von Rheuß fort. „Die Aufzeichnungen meines Urgroßvaters lassen mir keinen Zweifel darüber, daß auch er

im ersten Moment von der Grausenhaftigkeit der Situation übermannt war. Mit dem zweiten Lauf der Pistole — die Gewehre da an der Wand waren beständig geladen, der polnischen Einbrecher wegen — wollte er sich alsbald den Schädel zerschmettern. Das leise Stöhnen der jungen Frau aber, die er wahnsinnig liebte, gab ihm rasch die Besinnung zurück. — Nun, ich will Sie nicht länger hinhalten: die Frau ist nicht an ihrer Verwundung gestorben, sondern langsam genesen. Die Sache ist auch niemals zur Kenntnis der Behörde gelangt. Die Dienerschaft sowohl wie die Ärzte unterstellten ein Unglück. Nur Graf Lantzau, den der Major forderte und für ein paar Wochen lang kalt stellte, ahnte den wahren Zusammenhang, und von ihm gingen dann später, nachdem mein Urgroßvater längst bei Jena gefallen war, jene Gerüchte aus ... Die Kugel war der unglücklichen Frau von der Seite her in die Schulter gedrungen. Sie litt furchtbar: da sie jedoch ihren Mann so verzweifelt sah, so vergab sie ihm stillschweigend. — Nun aber kommt die Hauptsache. — Wie alles dann wieder gut war, nahm der Major die Genesene eines Tags bei der Hand und sagte mit freundlichem Ernst: ‚Ich habe nach menschlichem Rechte gefrevelt; Du aber, Elfriede, bist Schuld daran! Rede kein Wort! Du weißt, was ich sah! Du hast allerdings keine Sünde begangen, welche den Tod verdiente: aber strafbar, liebste Elfriede, warst Du trotz alledem! Eine Frau, die compromittiert wird — gleichviel wie und durch wen — hat immer gegen den Codex der Sittsamkeit oder des Taktes gefehlt; sie ist mißverstanden worden, — und dieses Mißverständnis hat sie zu büßen!‘ So ungefähr lautete wohl die Standrede nach den Aufzeichnungen des Tagebuchs."

„Hm," brummte Herr Teutschenthal, und wiegte den weingeröteten Kopf; „alle Achtung vor der Feinfühligkeit eines preußischen Offiziers, — aber das scheint mir denn doch ein bischen zu schroff!"

„Zu schroff?" wiederholte der Oberst. Auch ihm stieg jetzt das helle Blut in die Stirn. „Zu schroff? Es gibt Dinge, wo jeder Mangel an Schroffheit elende Paktiererei mit der Schmach ist! Niemand wird mir im gesellschaftlichen Verkehr Puritanismus, Engherzigkeit und Formelkram vorwerfen. Ich rede, wie mir der Schnabel gewachsen ist, und verlange auch nicht von den Frauenzimmern, daß sie albern und zimperlich thun und etwa denken, ein Scherz und ein fröhliches Lachen möchte sie umbringen. Sascha, komm einmal her! Sag' mal da dem Herrn Commissionsrat, was für ein frischer, lustiger Vogel Du bist; wie ich mich freue, wenn Du Dich flott amüsierst, Dir gelegentlich auch die Cour schneiden läßt — na, Alffing, Sie wissen das doch! — Aber dann gibt's einen Punkt, lieber Teutschenthal ... Sascha, Du kannst wieder hinausgehn! Überhaupt, ihr Mädels, was horcht ihr da, wenn ein alter Soldat von Geschichten erzählt, die euch den Teufel nichts angehn? — Also, verehrter Herr Commissionsrat, dann plötzlich kommt eine Grenze, wo ich absolut keinen Spaß verstehe. Eine Frauensperson, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, fühlt auch genau, wenn irgend ein lockrer Fant dieser Grenze sich nähert — und dann heißt's Holla! Die Ehre ist ein gar kitzliches Ding! Tippt mir da Einer mit dem Finger so unter die Achsel, so schlag' ich aus, daß nur so die Funken fliegen."

„Herr Vetter," sagte das ältliche Fräulein Duvernois,

„Sie reden wie ein eiserner Kriegsheld, nicht wie ein Christ.“

Der Oberst zuckte die Achseln.

„Jeder spricht und handelt, wie er's versteht.“

Arno von Rheuß war augenscheinlich ein Mann von lebhafter Phantasie. Die Adern an seiner Stirn hatten sich stark gefüllt; die Brauen, die über der Nase zusammengingen, vibrierten; sein Mund schloß sich fest.

Sascha blickte auf ihren Vater mit stiller Beklemmung. Die Heimlichkeiten, die sie mit Suse Marguth im Gothengehölz hatte, so harmlos sie waren, fielen ihr schwer auf die Seele.

Ihr Vater schenkte ihr ein so unbegrenztes Vertrauen — und nun mißbrauchte sie dies Vertrauen in einer Art ... Sie kam sich wirklich ein bischen schlecht vor. Die Argumente, mit denen sie ihre kleinen Gewissensregungen sonst wohl beschwichtigt hatte, verfingen nicht mehr. Der Gedanke ergriff sie: Wenn Papa das entdeckte! Wenn er erführe, daß sie ein Haus betrat, von dessen Existenz er nichts wußte! ...

Wahrhaftig, er sah dem Urgroßvater über dem Schreibtisch entsetzlich ähnlich, nur noch strenger und zornfähiger. Einmal nur hatte sie diese Augen wirklich in heißem Zorne gesehn — vor sechs Jahren, als sie dem Hauslehrer aus Ärger über die vielen Aufgaben das neue Sonntagskleid mit Tinte bespritzt hatte. Damals war es ihr eiskalt über den Rücken gelaufen; sie hatte sich schaudernd gesagt: ‚Wie gut, daß er nicht oft so dreinschaut; ich könnte sonst in seiner Nähe nicht atmen!‘ Mit einem Mal stand ihr jener furchtbare Anblick wieder klar im Gedächtnis. Sie

nahm sich vor, wirklich nur ausnahmsweise und mit der größten Vorsicht den blonden Lutz zu besuchen, obschon die Nachmittagsstunden im Zimmer der alten Suse einen ganz eigentümlichen Reiz hatten.

Nun schlich sie abseits in die Balkon-Nische. Die Erinnerungen an ihre Kindheit stürmten entfesselt auf sie herein. Im Ohre klang ihr ein Wort, das der Vater in noch weit früherer Zeit zu ihrer Mutter gesprochen: ‚Ich bitte Dich, laß dem Kind nicht so alles durchgehen! Gib ihr die Peitsche, wenn sie nicht Ordre pariert, sonst erlebst Du noch Schlimmes! Ich selber mag sie nicht strafen: wie ich mal bin, könnt' ich ihr leicht einen Schaden thun.' — Und die Mutter hatte ihr Kind fest an sich gedrückt, als ob sie den Liebling beschützen müsse . . .

Sascha's Beklommenheit ging jetzt in Rührung und Wehmut über. Im Fluge des Augenblicks lebte sie Dutzende kleiner Scenen durch, deren Mittelpunkt das sanfte, treue Antlitz der Verstorbenen war: den Frühlingsmorgen, da sie, im Garten entschlummert, von der Mutter geweckt und nach der Moosbank in der Geißblattlaube getragen wurde; die Winternacht, wo der Sturm so entsetzlich heulte und die Mutter tröstend an ihrem Bettchen kniete; den ersten Weihnachtsabend in Strehlberg, wo sie den großen Kochherd bekam; — die Schlittenfahrt über die weiten Felder nach Kronheim, wo die Mama sie so warm in den großen Pelz mit einschlüpfen ließ . . .

Wie Sascha's Gemüt so in Weichheit und milder Trauer dahinschmolz, stand plötzlich der Sohn des Ober-Staatsanwalts vor ihr . . .

Er sprach halblaut, mit jener Eindringlichkeit, die der

lodernden Leidenschaft eigen ist, sei sie nun edler Natur oder nicht ...

Und Sascha war jetzt so dankbar für jedes freundliche Wort, so empfänglich für jede Teilnahme! Sie hörte aus dem Klang dieser Stimme etwas heraus, was ihr einen Ersatz verhieß für das Ewig-Verlorne, eine machtvolle Sympathie, eine Ehrlichkeit der Gesinnung, der sie furchtlos entgegenkam.

Vielleicht war es ja unvorsichtig, daß sie im Lauf dieses Gesprächs betonte, wie sehr sie sich der erneuten Beziehungen zwischen den beiden Familien freue; wie sehr sie für Emmy schwärme, und wie sehr es ihr heißester Wunsch sei, recht, recht nahe mit ihr zu kommen ... Sie hatte auch ganz übersehn, daß es in der abseits gelegnen Balkon-Nische hinter den wallenden Draperien war, wo Hellmuth sie ansprach ... Ja, es erschreckte sie nicht einmal, als er mit plötzlicher Lebhaftigkeit ihre Hand ergriff. Es war, als müsse das alles so sein; als weile der Geist ihrer abgeschiednen Mama in der Nähe, der diese unverhoffte Vertraulichkeit billige. Hätte der Händedruck eine Sekunde länger gedauert, so würde Sascha wohl instinktiv ihre Finger gelöst haben ... So aber war er schon längst vorüber, eh' sie noch recht zur Besinnung kam.

Nun erst trat sie, ein wenig verwirrt, aus der Blende heraus und mischte sich unter die Gäste, während Hellmuth, vom Hochgefühl seines vermeintlichen Sieges berauscht, das Antlitz wider die Scheiben lehnte und lang hinausstarrte in die klare Novembernacht.

Ebenso regungslos und versunken stand noch ein Anderer, der, scheinbar auf das Gespräch einer Dame lauschend, die kleine Scene in der Balkon-Nische beobachtet

hatte. Dieser Andere war der Maler Fritz Burckhardt. Sein Herz krampfte. Er war unfähig, einen zusammenhängenden Satz über die Lippen zu bringen. Mit Ja und Nein übertäubte er den Sturm seiner Gefühle, die Qual seiner Eifersucht, das brennende Weh seines verwundeten Dünkels, der sich so göttlich erhaben geglaubt über den ‚Stubengelehrten', den ‚Mann der Retorte', den ‚öden, prosaischen Giftmischer' ...

Fünfzehntes Kapitel.

Christian Lichert hatte seine Verurteilung wegen vorsätzlicher Brandstiftung scheinbar gefaßt aufgenommen.

Die Strafe war hart, aber — wie sein Verteidiger, Doktor Kretschmar, ihm auseinandersetzte — gerecht.

Lichert hatte noch Glück gehabt. Das bedauernswürdige Mädchen schwebte sechs Wochen lang in äußerster Lebensgefahr; nur der Kraft ihrer widerstandsfähigen Jugend, unterstützt durch die hingebungsvollste Pflege, gelang es allmählich, der schauderhaften Verwundungen Herr zu werden; doch blieb sie zeitlebens entstellt.

Daß Lichert diesen Erfolg nicht gewollt hatte, auch die That ehrlich und tief bereute, — das war bei der Strafzumessung genügend berücksichtigt worden. Trotzdem machte der Rechtsanwalt im Interesse Licherts einen letzten Versuch und legte auf Grund eines unbedeutenden Formfehlers Revision ein. Er glaubte freilich mit großer Bestimmtheit prophezeien zu können, daß diese Mühe umsonst sein würde.

Mehrere Wochen waren indes vergangen. Tag für Tag hatte Lichert in seiner Zelle gesessen, jedem Schritt lauschend, der über den Korridor klang, durch jedes Geräusch zu atem-

loser Hoffnung emporgestachelt, und immer wieder enttäuscht.

Mit ihm zugleich in der nämlichen Zelle hauste ein kleiner, geschmeidiger Mensch, zahlreicher Unterschlagungen angeklagt: der Kassenbeamte Ferdinand Lewald.

Der Bursche war acht Tage nach Licherts Verurteilung eingebracht worden.

Angesichts des erdrückenden Beweismaterials, das gegen ihn vorlag, machte er Lichert gegenüber aus seinen Missethaten kein Hehl, äußerte sich sehr pessimistisch über den vermutlichen Ausgang seines Prozesses und lachte den Bauernknecht aus, wenn er sich trotz der Abmahnung seines Verteidigers thörichten Illusionen hingab.

„Und wenn selbst die Revision durchgeht,“ sagte er wiederholt, „was hilft's Ihnen? Glauben Sie, eine andere Strafkammer schlüge ein andres Gesetzbuch auf? Sie können sogar noch tiefer ins Pech geraten.“

Diese und ähnliche Reden blieben nicht ohne Einfluß auf Lichert. Seine Resignation schwand vollständig; an ihre Stelle trat eine dumpf nagende Wut, die sich zuweilen in brüllender Raserei Luft schaffte, dergestalt, daß der Gefängniswärter ihn mehrfach zur Ordnung verwies und ihn zuletzt mit der Anzeige bei dem Direktor behufs disciplinarischer Ahndung bedrohte.

Nun endlich war Lewald mit einem Plane herausgerückt, der sofort bei ihm aufgetaucht war, als er die Zelle betrat und der herkulischen Riesengestalt seines Mitgefangenen ansichtig wurde.

Dieser Mensch, der da Muskeln besaß wie ein Gaul; dieser Koloß, der einen Stier bei den Hörnern packen und spielend ins Joch zwingen konnte: der war — trotz der

Beschränktheit, die aus den gutmütig-breiten Gesichtszügen sprach — der geborne Kampfgenosse eines so findigen Kopfes wie Ferdinand Lewald! Auf diese knorrigen Fäuste da konnte man zählen; diese klammerähnlichen Finger waren zuverlässig, wie ein Naturgesetz!

Bei seinen Vorführungen, die sich häufig genug wiederholten, hatte sich Lewald alles und jedes gemerkt, was seinen Plan fördern konnte: die Topographie der Gänge und Korridore, die Lage der Treppen, die Gepflogenheiten des Dienstpersonals.

Manches erfuhr er auch durch den Gefängniswärter, mit dem er bei jeder Gelegenheit ein Gespräch anknüpfte, wobei er die äußerste Unterwürfigkeit und einen Respekt zeigte, der dem Beamten, so unwirsch er auch zuweilen that, innerlich schmeichelte.

Was diesen Ferdinand Lewald in den Augen des braven Gefängniswärters vorteilhaft auszeichnete, war auch die Thatsache, daß unter sämmtlichen Untersuchungsgefangenen Lewald der einzige war, der nicht fortwährend seine Unschuld beteuerte, sondern im Gegenteil eine tiefe Zerknirschung zur Schau trug.

„Sie glauben gar nicht, Herr Wendeborn," sagte er manchmal, die Blicke zu Boden gesenkt, „wie dankbar ich Ihnen für jedes Wort bin, das Sie mir zukommen lassen! Ihre Freundlichkeit gibt mir die Hoffnung, daß noch nicht alles an mir verloren ist! Ich bin ein Verbrecher, das weiß ich; aber wenn ich gebüßt habe, werd' ich mit Gottes Hilfe ja vielleicht doch noch ein ehrlicher Mensch! Und dann will ich an Sie denken, lieber Herr Wendeborn, und daß Sie mich hier in der Haft so milde be-

handelt und nicht in schnöder Verachtung von sich gestoßen haben, wie einen Pestkranken!"

Lichert stand bei solchen pharisäischen Phrasen mürrisch im Winkel und biß sich fest auf die Lippen.

Der Plan, den Lewald ihm in die Seele geträuft, gohr schon zu mächtig, als daß er gewagt hätte, sich ins Gespräch zu mischen. Er konnte nicht heucheln, wie dieser dreifach durchtriebene Gauner; er hätte sich bei der ersten Silbe verraten.

Dann fuhr ihn der ahnungslose, ehrliche Wendeborn wohl ungnädig an und brummte im Ton eines Mahners, der leider ja weiß, daß er hier tauben Ohren predigt:

„An dem hier sollten Sie sich ein Beispiel nehmen! Hören Sie, Lichert? Jeder Mensch kann einmal einen Fehltritt begehen — dafür sind wir allzumal Sünder —: aber so heillos verstockt thun und blöd' vor sich hinstarren wie ein Verrückter, oder mit gräulichen Flüchen die Wände bebrüllen: das beweist eben . . . Na, ich will weiter nichts sagen!"

Ferdinand Lewald bat auch Herrn Wendeborn um ein recht schönes Erbauungsbuch. Er wollte sich nicht direkt an den Geistlichen wenden, der die Anstaltsbibliothek unter sich hatte; das sähe so aus, als möchte sich Einer lieb Kind machen und etwa den Frommen und Christlichen spielen. Ihm sei's einzig darum zu thun, von seinen trüben Gedanken abgeleitet zu werden und Trost zu finden. Seit er hier im Gefängnis zur Überlegung gekommen, wisse er ganz genau, daß auch für ihn ein Erlöser lebe; die innere Stimme, die er bis jetzt in Laster und Sünde erstickt habe, klinge nun frei an sein Ohr und quäle ihn Tag und Nacht . . .

Wendeborn murmelte was in den Bart, meinte, das gehe nicht, brachte ihm aber doch drei Tage nachher eine Flugschrift, die der ‚Verein zur Unterstützung entlassener Sträflinge‘ — Vorsitzender: Herr Balduin Teutschenthal — unentgeltlich an Jedermann abgab. Das Heftchen führte den Titel: ‚Neues Leben‘, rührte aus der gewandten Feder eines Kandidaten der Theologie her und war ‚dem großmütigen Gönner und Wohlthäter‘, der dem Verein präsidierte, ‚in Dankbarkeit und Ehrfurcht‘ gewidmet.

Christian Lichert verspürte zwar anfänglich eine starke Antipathie gegen den blaßgelben Schleicher, der sich hinter dem Rücken Wendeborns über die ‚klobige Dummheit des uniformierten Kameels‘ lustig machte und die wohlgemeinte Broschüre des Kandidaten auf die unflätigste Art persiflierte: der Plan jedoch, einmal dargelegt, hielt ihn fest; denn der Plan war ein Fluchtplan.

In schlauster Berechnung hatte Lewald seinen Mitgefangenen durch die Vorspiegelung, bei einer etwaigen Wiederaufnahme des Prozesses fahre er möglicherweise schlechter als jetzt, tief in den Abgrund der Trostlosigkeit und Verzweiflung geschleudert, um dann plötzlich mit einem kühnen, kräftigen Ruck ihm den Ausblick in die Freiheit zu öffnen.

Der Plan war so einfach — und Lichert hatte vorläufig gar nichts zu thun, als zu warten; Lewald übernahm die Festsetzung aller Einzelheiten; er wiegte vorab den biedren Gefängniswärter systematisch in Sicherheit; er spähte und spürte nach allem, was nötig war; Lichert sollte nur im gegebnen Moment eingreifen mit der ganzen Unwiderstehlichkeit seiner Muskelkraft.

Es galt kein neues Verbrechen — bewahre! Lichert

konnte hierüber völlig beruhigt sein; obschon Lewald nicht einsah, weshalb man, um sich vor langjähriger Zuchthausstrafe zu retten, nicht jedem, der einem den Weg verlegte, den Hals umdrehen durfte. Lichert indes war ja nun doch ein so beschränktes Gemüt; er ‚hatte einmal gesündigt und wollte nicht wieder sündigen', wie er sich ausdrückte. Gut denn; sein Zartgefühl, so kindisch es war, mochte geschont werden. Soviel aber besaß er doch wohl an Selbstbewußtsein und Zorn wider die Machthaber, daß er gewillt war, den Herren am Richtertisch einen gründlichen Streich zu spielen und diesem Wendeborn, der sich für Geld dazu hergab, seine Mitmenschen hinter Schloß und Riegel zu halten, etwas Gehöriges hinter die Löffel zu geben.

Lichert sträubte sich nicht. Das Wort ‚Freiheit' betäubte ihn fast.

Den ganzen herrlichen Frühling hindurch, den Sommer, den Herbst hatte er jetzt geschmachtet, er, der sonst nur Gottes blauen Himmel gesehn und das weite grünende oder gelb-wogende Feld! Wenn er an die Tage von Kronheim zurückdachte, so schien ihm das alles wie ein glückseliger Traum. Gern, ach, so gern hätte er wieder geschafft wie ein Hund, wenn's nur da draußen war, wo jetzt die Luft so frisch und so frostig über die Stoppeln strich! Einmal während der langen Haft — Ende August — hatte ihn die Stallmagd Eudoxia in seiner Zelle besucht und bitterlich bei ihm geweint und ihm Grüße gebracht von den Braunen, die der neue Knecht, Peter geheißen, lang nicht so gut hielt wie seiner Zeit Christian ... Die ‚feiste Doxel' hatte ihm Kuchen mitbringen wollen, — Kirmeß-Kuchen; aber das war ja gegen die Ordnung; sie mußte das ganze große Packet drunten ins Vorzimmer

legen und Gott danken, daß man sie überhaupt einließ. Sonst hatte Lichert das halbe Jahr lang nicht das Geringste von seiner Heimat gehört. Niemand schrieb ihm; die Einzige, die's wohl gethan hätte, Doxel nämlich, war des Schreibens nicht kundig ... Und nun sollte dieser entsetzliche Zustand aufhören! Lewald beteuerte ja, daß es gelingen würde! Christian sollte wieder ein Mensch sein unter Menschen — wenn auch nicht hier, so doch jenseits der Grenze, in irgend einem der fremden Länder, von denen er nur die Vorstellung hatte, daß sie ganz außerordentlich fruchtbar und erst nach unendlicher Fahrt zu erreichen wären ... Wie 's dann weiter ginge, — darüber dachte der Aufgeregte nicht nach. Nur fort von hier, nur fort aus dieser entsetzlichen Zelle, wo man nichts von der schönen Gotteswelt wahrnahm, als das kleine viereckige Stück Tageslicht, das hoch unter der Decke durch das vergitterte Fenster sah!

Der siebzehnte November war so herangekommen. Lewald hatte sich diesen Tag für die Ausführung seines Plans festgesetzt. Übrigens war es die höchste Zeit. Jeden Augenblick konnte vom Reichsgericht die Verwerfung der Revision eintreffen; Licherts Verurteilung war alsdann rechtskräftig, und er wurde zur Verbüßung der Strafe nach Traunsberg abgeführt.

Es schlug elf. Durch das Gitter des Hochfensters lugte ein blaßblauer Himmel herein. Das Wetter hatte sich seit dem letzten Sturm wieder geklärt; die Luft war so mild geworden, daß man früh schon die Heizung abstellte.

Christian Lichert saß mit gerötetem Angesicht auf der Kante der Bettstatt; ihm gegenüber am Tisch, den Rücken zur Thüre gekehrt, Lewald, scheinbar ins Lesen vertieft.

Beide rührten sich nicht; beide sprachen kein Wort; ihre Gedanken aber hafteten starr und lauernd an dem nämlichen Punkt.

Auf der Lagerstatt Christians fehlte die Wolldecke. Zur Hälfte war sie von den beiden Verschwornen in handbreite Streifen zerschnitten worden; der Rest lag zusammengeballt hinter dem Tisch.

Einförmig schlichen so die Minuten dahin. Das kleine Licht-Viereck, das von dem Fenster her auf die Wand fiel, rückte weiter und weiter. Jetzt erreichte es die schwärzliche Holztafel, wo mit weißer Lackfarbe die Namen der beiden Verbrecher und die Tage ihrer Einlieferung verzeichnet standen.

Ein wildes Lächeln blitzte über die Züge des Brandstifters, als er da hinter dem Namen Lichert die Worte las: ‚23. März‘.

Wenn dies verhängnisvolle Datum nun wiederkehrte, dann war er hoffentlich weit weg — in Amerika, in Australien, Gott weiß wo —, aber Herr seiner selbst und nicht eingekäfigt wie ein reißendes Tier!

Nun erscholl die Zwölf-Uhr-Glocke.

Das war die Zeit, um welche die Gefängnisbediensteten Mittag zu machen pflegten. Einer nur hatte alsdann auf dem Flügel der Untersuchungsgefangnen die Wache, und heute war dieser Eine Herr Wendeborn.

Nach zehn Minuten stand Lewald auf.

Den Blick auf Lichert geheftet, als wolle er ihn noch einmal zur Entschlossenheit mahnen, schritt er zur elektrischen Klingel und drückte den Knopf.

Der Gefängniswärter trat ein.

„Was gibt's?“ fragte er mürrisch.

„Mir ist nicht wohl," sagte Lewald. „Wenn ich Sie bitten dürfte, ein wenig das Fenster zu öffnen!"

„Hm! Was fehlt Ihnen denn? Wahrhaftig, Sie schneiden ein ganz verwünschtes Gesicht, und blaß schauen Sie aus, wie der Kalk an der Wand."

„Ich lese zu viel," heuchelte Lewald.

Der Gefängniswärter nahm jetzt die Unordnung auf der Lagerstatt Christian Licherts und gleich darnach die zusammengeknüllte Wolldecke hinter dem Tisch wahr.

„Na, was soll denn das heißen?" fuhr er den Brandstifter an. „Kennen Sie nicht die Hausordnung? Wenn Sie wollen, daß wir gut Freund bleiben, so fangen Sie ja nicht wieder die alten Dummheiten an! Weg da!"

Durch eine energische Handbewegung unterstützte er diesen Befehl. Dann, ohne erst abzuwarten, ob ihm gehorcht wurde, bückte er sich, um die Wolldecke von dem Boden zu nehmen.

In diesem Moment fiel Christian Lichert über ihn her. Mit dem linken Arm ihn umklammernd, packte er mit der rechten Hand seine Gurgel.

Alle Gegenwehr blieb erfolglos.

Unter dem eisernen Druck dieser Finger brachte Herr Wendeborn keinen Laut über die Lippen. Im Nu hatte ihm Lewald die Hände verschnürt. Hiernach band er ihm auch die Füße und zuletzt zwängte er ihm einen furchtbaren Knebel in Gestalt zweier Wollstreifen tief in den Mund.

Der Mann war schon blau im Gesicht, als Lichert ihn losließ. Man legte ihn auf die Pritsche und deckte ihn zu. Er atmete schwer, aber Lichert, der jetzt eine Sekunde lang zur Besinnung kam, überzeugte sich doch, daß der Geknebelte nicht ersticken würde.

Lewald hatte inzwischen die Mütze Wendeborns an sich genommen; desgleichen sich sämmtlicher Schlüssel und der geringen Baarschaft des Mannes bemächtigt.

Tief Atem holend traten die Zwei auf den Korridor.

Hier war alles wie ausgestorben. An einem der Wandnägel hing Wendeborns Überzieher. Lewald, der nicht Bedenken trug, seinen Spießgesellen ohne Rückhalt zu übervorteilen, schlüpfte hinein und gab sich so ein ganz unverdächtiges Aussehn. Übrigens trug ja auch Lichert noch seine eignen ländlichen Kleider, nicht das Sträflingsgewand.

So schritten sie bis zu der kleinen Pforte, die von dem Untersuchungsgefängnis nach dem eigentlichen Justizpalast ging. Die Pforte war in der Regel geöffnet und durch einen Diener besetzt, der den Einlaß vermittelte, jetzt aber in der Zeit zwischen zwölf und drei Uhr gesperrt.

Lewald schloß auf, versäumte auch nicht, wieder zuzuschließen, und nun befand sich das kühne Verbrecherpaar in dem Hauptkorridor des Palastes. Von dort stiegen sie nach dem Obergeschoß, erreichten das Vestibül und endlich das große Portal.

Hier galt es dreist sein.

Lewald voran, schritten sie schweigend, auf alles gefaßt, aber langsam und gleichmäßig die Stufen der Freitreppe hinab.

Das Publikum hatte nicht Acht auf sie; jedenfalls unterstellte niemand die Möglichkeit, daß es sich hier um die Flucht zweier Verbrecher handle. Der erste sah ja vollständig aus wie ein Sicherheitsmann; der andere aber ward unverdächtig durch diesen ersten.

Gleich an der nächsten Straßenecke verschwand Lewald, ohne seinem Genossen ein Wort des Abschieds zu gönnen.

Lichert, so plötzlich allein, hatte das unsichere Gefühl eines Kindes, das im Getümmel die Mutter verliert. Bis jetzt hatte Lewald für ihn gedacht und erwogen: fürderhin war er nun ganz auf sich selbst angewiesen.

Unwillkürlich trat er ins nächste Haus. Ein dunkler Instinkt zwang ihn, sich möglichst rasch dem Publikum zu entziehen, das ihm seit Lewalds Verschwinden so unheimlich vorkam, so feindselig.

Der Zufall wollte, daß der Häusercomplex, in den er so eindrang, jenseits des Hofs einen Ausgang nach einer wenig betretenen Gasse besaß. Nun war er mit einem Male den Blicken der Leute, die ihn beim Austritt aus dem Justizpalaste vielleicht beobachtet hatten, entrückt.

Er schritt vorwärts und kam nun wieder in belebtere Stadtteile.

Mit zitternder Wonne sog er die frische Novemberluft ein; innerlich jubelnd gewahrte er, daß keiner unter den zahlreichen Menschen, die ihm begegneten, selbst nicht der Schutzmann, dessen blitzende Pickelhaube ihn fast zur Umkehr bewogen hätte, von ihm Notiz nahm.

Ruhig, als wolle er seinem guten Stern es anheimstellen, wohin der ihn führe, ließ er sich so von den Wogen des bunten Verkehrs treiben, staunend über die Unmasse fremder Gesichter, über den tosenden Lärm und die himmelan steigenden Häuser, deren eins mehr Insassen haben mochte, als sein kleiner Geburtsort.

Allmählich kehrte ihm so die Zuversicht wieder. Wie sollte die Polizei ihn herausfinden unter so vielen Tausenden? Das schien ihm in seiner Einfalt unmöglich.

Trotzdem entsann er sich, daß jener dunkeln Gewalt, die da verhaften und lösen konnte wie ein allmächtiger Herrgott, allerlei unbegreifliche Mittel und Kunstgriffe zu Gebot standen. Er hatte doch ab und zu mal die Zeitung gelesen. Wenn in der Mitte der Stadt irgend was Unerlaubtes geschah, so wußten es schon in der nächsten Stunde sämmtliche Schutzleute und Gendarmen bis hinaus auf die Dörfer. Das war wie das Netz einer Kreuzspinne. Überall gingen die Fäden hin; man gab sich Zeichen; man klingelte und telegraphierte. Gar zu leichtsinnig durfte er also jetzt noch nicht im Gefühl der Befreiung schwelgen. Erst an der Grenze!

Wie aber dorthin kommen?

Das mußte er sich überlegen!

Anderthalb Stunden schon war er planlos umhergelaufen. Er befand sich in der Südwestvorstadt, nicht allzu weit mehr von dem Gothengehölz, dessen Wipfel er eben, beim Überschreiten der langen Hainstraße, zwischen den Dächern erblickt hatte. Ein Kind, das er frug, nannte ihm zögernd den Namen der Straße und den des Waldes.

Nun entsann er sich — was er im ersten Rausch der wiedererrungenen Freiheit vergessen hatte — daß Lewald ihm öfters von diesem Gothengehölze gesprochen. Weiter hinaus schloß sich an dieses Gehölz ein mehrere Stunden langer Fichten- und Tannen-Forst. Das war der Punkt, den Lewald im Auge gehabt, wenn er das nächste Ziel seines Fluchtplans erörterte.

Lichert machte jetzt Halt. Ermüdet und von dem Bedürfnis gequält, seine verworrnen Gedanken etwas zu schlichten, setzte er sich auf eine der Holzbänke des Hainplatzes.

Nun begann wieder ein mächtiger Umschwung in seiner Stimmung. Die Schwierigkeit seiner Lage kam ihm klar zum Bewußtsein.

Vor allem: er besaß keinen Pfennig!

Wenn er nun wirklich durch das Gehölz nach dem Haupt-Forst gelangte und von dort die nächste Station erreichte: was half ihm das?

Alle möglichen Einfälle wogten durch sein Gehirn. Er konnte sich etwas zusammenbetteln: aber das erforderte Zeit. Sollte er dann die Nacht im Gehölz verbringen? Oder hier in der Stadt? Und wo? Er war ja übrigens barhäuptig. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. Das mußte doch auffallen!

Und bis zum Abend wußte man sicher selbst hier in der Vorstadt, was sich im Untersuchungsgefängnis ereignet hatte ...

Himmel und Hölle: da schlich ja auch schon wieder ein Schutzmann!

Christian Lichert mußte sich mit Gewalt an dem Sitz festhalten: er wäre sonst aufgesprungen bei diesem Anblick. Es war ihm, als müsse er laufen, laufen wie ein gehetztes Wild ...

Und jetzt — jetzt lugte der Schutzmann herüber und faßt ihn prüfend ins Auge ... Der Kerl weiß schon, was vorgefallen! Der wird vor ihn hintreten, ihn fragen· ‚Wie heißen Sie ...?‘ — und dann ...

Es war eine Täuschung. Der Schutzmann lugte durchaus nicht zu ihm herüber; er ging mit ruhiger Gleichgültigkeit seines Weges; er gähnte sogar.

Lichert atmete auf. Aber nun hielt's ihn nicht länger. Irgend etwas mußte geschehen. Den ersten wohl-

14*

gekleideten Menschen, der ihm begegnete, wollte er kurz und bündig um eine Gabe ansprechen.

So überschritt er den Hainplatz und wandte sich nach einer der schmalen Gassen, die sich hier sternförmig abzweigten. An der Thüre des ersten Hauses rechts gewahrte er das Messingschild einer Putzmacherin, und hinter den Scheiben des Fensters ein paar reizende Hüte, deren Frische und Farbenpracht ihm ein trauriger Hohn schien auf die Hilflosigkeit seiner Lage. Im Geist erblickte er die sorglosen jungen Mädchen und Frauen, — (reich natürlich wie der sechsfache Millionär von Kronheim) — die sich den duftigen Firlefanz auf die Stirn setzen würden. Hätte er nur die Hälfte von dem, was so ein lumpiges Ding da kostet — ihm wäre geholfen!

Da öffnete sich knarrend die morsche Thür neben dem Messingschild; zwei Damen traten heraus, — die ältere streng und etwas frostig in ihrer Haltung, die jüngere trotz ihrer Vornehmheit so lieblich und lustig, daß der Unglückliche sich ein Herz faßte.

„Nichts für ungut," sagte er, ihnen den Weg vertretend, „aber mich hungert."

Die Angst, die Erregung liehen seiner Stimme etwas Bewegliches; seine Augen schimmerten feucht; der ganze Anblick der Hünengestalt, die sich klein zu machen bestrebt war und den Rücken beugte, wie ein gehorsamer Hund, war mitleid-erweckend.

Die ältre der beiden Damen schien von dieser plötzlichen Ansprache, die einem Überfall glich, unangenehm berührt. Sie warf dem Bittsteller einen strafenden Blick zu und sagte dann sehr bestimmt:

„Komm, Sascha!"

Lichert beugte sein Haupt noch tiefer.

„Tante,“ flüsterte Sascha von Rheuß, „ich glaube, Du thust ihm unrecht! Er sieht so gutartig aus und so traurig! Gib ihm doch was!“

„Ich habe nichts bei mir. Übrigens kennst Du die Wünsche Deines Papa's.“

„Ach, diesmal erlaubst Du's noch! Sei nicht bös', Tantchen! — Warten Sie! — Hier!“

Sie zog ihre Börse.

„Ach, da hab' ich nur gerade noch einen Thaler. Herausgeben können Sie mir wohl nicht . . .? Na, 's ist zwar ein bischen sehr viel: aber in Gottes Namen! Sie scheinen's doch nötig zu haben!“

Lichert bedankte sich stumm. Jetzt rollten ihm wirklich die hellen Thränen über die Backen. Er hätte sich vor der gütigen Spenderin demutsvoll in den Staub werfen mögen, um ihr den Saum ihres Kleides zu küssen.

„Kind, Kind,“ murmelte Frau von Beresow, als sie nun weiter schritten, „Du bist nicht wählerisch im Verabreichen deiner Almosen! Der Mensch da könnte wohl arbeiten, anstatt uns hier aufzulauern. So erzieht man künstlich ein Proletariat, das uns demnächst unsre Schwäche mit Feindseligkeiten vergelten wird.“

„Ach, ich denke, das steht nur so in den Zeitungen! Aber nicht wahr, Tantchen, Du sagst dem Papa nichts? Versprich mir das!“

Frau von Beresow beruhigte sie.

Die Freigebigkeit der jungen Dame hatte die Hoffnung Licherts, sich glücklich durchzuschlagen, aufs neue belebt.

Vor allem erstand er sich nun eine Mütze. So sah

er doch aus wie ein Fabrikarbeiter oder ein Tagelöhner, nicht wie ein Ausbrecher.

Was nun weiter?

Die Mütze und ein flüchtiger Imbiß im nächsten Keller hatten mehr als drei Viertel seiner Baarschaft verschlungen. Wie verwandte er nun den Rest? Das Betteln war doch nicht so leicht, wie er sich's vorgestellt. In den Zügen der alten Dame hatte er etwas gelesen, was er für die Gesinnung der Allgemeinheit hielt; die junge mit ihrer holdseligen Güte war eine Ausnahme. Lange konnte er sich hier in der Vorstadt nicht mehr herum treiben; die nagende Angst trieb ihn zum Aufbruch; bis er sich aber groschen- und pfennigweise etwas zusammenscharrte, konnten Stunden vergehn, wenn er nicht gar bei diesem ungewohnten Metier ertappt und nach der Wache geschleppt wurde.

Oh, die Wache! Wieder einfangen ließ er sich nicht — um keinen Preis! Er würde sich seiner Haut wehren, wie ein Verzweifelter! Dazu aber brauchte er eine Waffe...

Er trat in ein Kurzwaarengeschäft. Für die wenigen Groschen, die er noch übrig hatte, kaufte er sich ein Messer.

„Erbärmliche Waare!“ dachte er, wie er das Ding in der Hand wog.

Dem Ladeninhaber fiel der erregte Zustand des Käufers auf. Er trat in die Thüre, schnüffelte wie ein Fuchs und sah dem enteilenden Lichert nach. Die Straße hier gab den Blick frei bis an das Gothengehölz, vor dem die Oberlondorfer Chaussee herlief. Der Kurzwaarenhändler bemerkte, wie Lichert am Rand der Chaussee einen Augenblick Halt machte, über den Graben sprang und dann im Dickicht verschwand.

„Und wenn's mein Tod ist, — ich ergebe mich nicht!“ dachte der Flüchtling. „Das Messer hier taugt nicht viel; aber ich finde schon was, ich finde schon was!“

Nach einer Weile blieb er vor einem Eichbaume stehen. Hier gewahrte er einen tief herabhängenden Zweig, der eine sonderbare Verknorrung aufwies.

„Der wird's thun!“

Mit wuchtigen Schnitten trennte er den Zweig ab, säbelte glühend vor Eifer das Überflüssige weg und machte sich so einen Stock zurecht, der in der Faust dieses überstarken Gesellen eine furchtbare Wehr bedeutete.

Nun harrte er bis zur Dämmerung. Dann setzte er seinen Weg fort, zwar stets im Gehölz, aber immer der Landstraße parallel und nur wenige Schritte von ihr entfernt. Eine unsichtbare Gewalt trieb ihn aus dem Bann dieser Stadt, deren Polypenarme sich fangbegierig nach ihrer Beute ausstreckten, deren lautloses Trachten und Suchen er schaudernd im Nacken spürte.

Sechzehntes Kapitel.

An dem nämlichen Tage, an welchem der Ausbruch Lichterts und Lewalds erfolgt war, trieb sich Hellmuth Gyskra ruhelos in der Wohnung umher, als sei er innerlich an den Aufregungen der beiden Flüchtlinge mit beteiligt. Bei Tisch war er wortkarg wie nie. Gleich nach dem Essen begab er sich in sein Zimmer, blätterte mit erzwungener Aufmerksamkeit in den beiden Broschüren, die Ottfried ihm zugeschickt, warf sie unmutig aus der Hand, zog ein paar Mal die Uhr und erhob sich dann.

Er wußte jetzt, was ihm fehlte. Das müßige Träumen und Sehnen konnte nicht länger so fortgehn: es mußte zur That werden. Das Bild Sascha's, die ihm als Inbegriff alles Wonnesamen und Lockenden vorschwebte, hatte ihn nicht wieder losgelassen. Wie erobere ich sie? — das war die Frage, die ihm das Mark verzehrte. Plötzlich kam es ihm vor, als sei dies dumpfe, begehrliche Brüten von erbärmlicher Komik. Wenn er hier zwischen den Wänden seiner Studierstube hockte, brachte er die Affaire nicht weiter. Er mußte hinaus. Nur da draußen

konnte der Zufall ihm die Gelegenheit bieten, rasch und ohne die üblichen Mittelglieder ans Ziel zu gelangen.

Heute just hatte er das bestimmte Gefühl, als werde er Sascha, wie vor Wochen einmal, irgendwo allein in der Stadt treffen. Damals war er grüßend an ihr vorbeigeschritten, zu scheu noch, sie anzureden, verblüfft durch den unerwarteten Anblick dieser entzückenden, sinnberauschenden Mädchenblume. Diesmal würde er kühner sein. Er wußte ja jetzt, wie er mit Sascha daran war ... Oh, Fräulein von Rheuß hatte Blut, Feuer, Temperament, wie kaum eine Zweite! Im Wesen glich sie ein wenig der Brennnessel: wer sie nur vorsichtig streifte, der verbrannte sich wohl; aber wer tüchtig zupackte, jeder Rücksicht vergessend, blind, der riß sie vom Stengel und trug sie nach Hause. Er wollte ganz ohne Umschweife, wo er sie fand — ja, was eigentlich? Darüber war er sich allerdings nicht klar; indes, der Augenblick würde das lehren. Bei der verzweifelten Hübschheit des Mädchens blieb es doch ein Skandal, daß man immer noch wie die Katze um den dampfenden Brei herumging, statt die Süßigkeit ungestüm auszukosten.

Wie gesagt, heute mußte was werden! Die Vorahnung des Außergewöhnlichen, Noch-nicht-dagewesenen zuckte ihm bis in die Fingerspitzen.

Hastig zog er sich um. Er wählte ein Winterkostüm, das ihn der Last überhob, einen Paletot mitzunehmen, — vielleicht nur deshalb, weil er von Emmy wußte, daß ihn der Paletot nicht so vorteilhaft kleidete.

Nun überlegte er.

Wenn ihn das Vorgefühl täuschte, wie eh'vorgestern, wo er sich fast in dem nämlichen Zustand der Exaltation

befunden; wenn ihm die klare Novembersonne wieder hinabsank, und er hatte vergeblich geschweift, vergeblich die Straßen durchwandert, wo sie ihre Besorgungen und Einkäufe zu bewerkstelligen pflegte —: würde ihn dann der Verdruß nicht zur Wut entflammen? Sollte sich das fatale Sprüchwort vom Hoffen und Harren buchstäblich an ihm bewahrheiten?

Er merkte, daß ihn die Ungeduld wirklich nervös machte. Bis zu dem nächsten Ball, wo der Lärm der Musik ein freies Bekenntnis ermöglichte, war es noch weithin, — beinah' drei Wochen. So lang konnte und wollte er nicht elend dahinschmachten.

Grimmig zerkaute er sich den Schnurrbart, bis eine ruhigere Auffassungsweise Platz griff.

Man mußte diese kleinen Enttäuschungen mit in den Kauf nehmen: sie waren das unvermeidliche Anhängsel farbenglühender Extravaganzen, — das Erbteil Don Juans. Das Alltägliche blieb ja naturgemäß das Bequemste. — Nichts war einfacher, als der Entschluß, ein junges Mädchen, in das man verliebt war, zu heiraten. — Aber das ging doch nicht! Er mit seinem durchdringenden Blick in die Hohlheit und Vergänglichkeit jeder Liebe, in die Leichtfertigkeit aller weiblichen Wesen, — von der keck-verlogenen Mathilde an bis zu der vornehmen Katka Roskonieff und der sanften Madonna aus der Lohengrin-Vorstellung — —, pah, es wäre die platte Verrücktheit, die Stupidität auf der Polhöhe! — Indem er so auf eine dauernde, bürgerlich concessionirte Verbindung Verzicht leistete, ersparte sich Hellmuth die zukünftige Reue, den Überdruß und den Verlust seiner Freiheit. — Da war es nur billig, wenn ihm nicht alles so glatt ging, wie auf

dem Wege der Alltags-Liebschaften, die zur Verlobung führten. Er mußte jetzt die gesteigerten Schwierigkeiten als kleine Abschlagszahlungen an das Schicksal betrachten und gute Miene zum bösen Spiel machen.

War es auch heute nichts — wohl, so wurde es ohne Zweifel ein andermal. Und der Tag brauchte ja darum doch nicht im Sumpf der Verstimmung zu enden! Jetzt war es drei Viertel auf drei: bis gegen sechs traf er seinen Freund Ottfried wahrscheinlich zu Hause, und wenn sie für heute nichts anderweit vornahmen — im Theater war nicht viel los, die Concerte spannten ihn ab, der Cirkus langweilte ihn, — so konnte er ja mit Ottfried wieder mal eine sogenannte migratio in Scene setzen, eine jener abenteuernden Wanderungen durch die entlegensten Winkel des Volkslebens.

„Das wird wohl das Ende vom Lied sein," dachte er seufzend. „Ich habe kein Glück mit Sascha! Der Teufel weiß, warum ich nicht einfach zu ihr ins Haus gehe ... Das böse Gewissen! Die Angst, ihr Papa, oder noch mehr die unleidliche Tante, möchte Verdacht schöpfen! Sonst wär' es ja gar nicht so auffallend ..."

Er setzte den Hut auf.

„Was wollt' ich denn noch? Ja so, die migratio! Es kann heute spät werden, wenn's überhaupt einmal anfängt. Ich bin just in der Stimmung!"

Er zog eine Schublade seines Schreibtisches auf und holte den Totschläger mit den Bleiknöpfen hervor.

„War eigentlich überflüssig," dachte er, das Instrument in der Faust schwingend. „Seit jenem Abend sind wir doch mehrmals in den obskursten Kneipen herumgestrolcht, ohne gekränkt zu werden! Beim sogenannten

Pöbel geht es im Grunde friedlicher her als bei uns, wenn auch mehr gebrüllt und gekreischt wird. Na, vielleicht aber dennoch ... Besser bewahrt, als beklagt!"

Er schob den Totschläger in die Brusttasche.

So verließ er sein Zimmer.

Auf dem Vorsaal begegnete ihm seine Schwester. Sie schlich auf den Zehen.

„Papa schläft noch," sagte sie leise.

„Grüß' ihn von mir! Ich muß fort — in die Luft: es liegt mir über dem Schädel, wie eine Steinlast."

Bruder und Schwester drückten sich zärtlich die Hand. In fiebernder Eile, als fürchte er, man könne ihn noch zurückhalten, rannte Hellmuth die Treppe hinab.

‚Papa schläft noch,' klang es in seiner Seele. Die Worte berührten ihn sonderbar. Er hörte einen verborgnen Sinn heraus. Ja, sein Vater schlief noch den Schlaf des Ahnungslosen; er wußte noch nicht, wie völlig sein Sohn vom Pfade der früheren Lebensgestaltung hinweggeschweift war. — Hellmuth seufzte. — Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß er im Taumel der letzten Wochen die Untersuchungen Altenhöfers noch keines Blickes gewürdigt. Und sein guter, vertrauender Vater wähnte ihn mitten im eifrigsten Studium, das nur deshalb nicht so viel Tagesstunden verschlang, wie Hellmuths frühere Thätigkeit, weil es zu intensiv war!

In ernste Gedanken verloren, schritt er stadteinwärts.

Ja, er betrog den Vater! Die Manuskripte des alten Chemikers lagen noch unberührt. Er hatte kaum wieder daran gedacht ... Aber konnte er denn? Jetzt zum ersten Male in seinem Leben erfuhr er die Allgewalt einer tobenden Leidenschaft! Er wollte genießen, aber nicht fruchtlos

im Staube wühlen; und Staub dünkte ihm alles, was er vor kurzem noch für die Blüte des Daseins gehalten.

Überhaupt: was scherte ihn diese Menschheit, für die er im Geiste Altenhöfers experimentieren sollte? Sein Egoismus bäumte sich auf gegen die Zumutung, die Gegenwart zu verleugnen um einer phantomhaften Zukunft willen! Der Ruhm war nichtig und hohl, — vor allem der Nachruhm! Ein einziges Glas Champagner, das er selbst schlürfte, wog mehr in der Schale seines persönlichen Wohlgefühls, als tausend Bouteillen, die man späterhin, wenn er begraben war, zu Ehren seiner unsterblichen Leistungen trank; — und einmal diese bezaubernde Sascha ans Herz zu drücken, war ein Gewinn, der ihn mehr zum Gott machte, als der Besitz sämmtlicher Lorbeerkränze Europas.

Im Centrum der Stadt angelangt, schritt er zweimal die große Schlagader zwischen dem Friedrichs- und dem Postplatze auf und nieder, immer noch von der Empfindung beherrscht, da oder dort müsse das frühlingsfrische Gesicht des jungen Mädchens im Straßengewühl auftauchen.

Es war ja unlogisch, sich die Wahrscheinlichkeit einer solchen Begegnung einzureden: aber ein Zustand, wie der Hellmuths, schloß die einseitige Herrschaft der Logik aus.

„Soll ich Glück haben," sagte er zu sich selbst, „so tritt sie jetzt hier aus dem Handschuh-Laden, gleitet auf der eisernen Schwelle aus, und sinkt mir wie eine reif gewordene Frucht in die Arme! Oder sie fährt da über den Straßendamm; ihre Droschke wird eingekeilt; das Pferd stürzt; sie muß aussteigen, — und ich bin gerade in dem rechten Moment zur Stelle, um ihr die Hand zu bieten!"

Da sich indes von alledem nichts ereignete, trat er zum Schluß seiner zweiten Rückwanderung ins Café Reichskanzler. Das ewige Spähen und Suchen hatte ihn abgespannt. Erzwingen ließ sich die Sache nicht. Der Poet hatte Recht: das Glück fiel aus den Wolken, aus dem Schoße der Götter; man brauchte nur abzuwarten.

Er setzte sich in die Nähe des Fensters, wo er den Blick aufs Trottoir hatte.

Der Kellner brachte ihm dienstbeflissen ein paar illustrierte Blätter und fragte nach seinen Wünschen.

„Mir gleich,“ versetzte Hellmuth zerstreut. „Ein Glas Bier . . . Kaffee . . .“

„Also Kaffee?“

Mechanisch öffnete Hellmuth die ‚Fliegenden Blätter‘. Ein paar köstliche Zeichnungen Oberländers, dessen Komik er sonst zu verschlingen pflegte, lockten ihm heute kein Lächeln auf den gepreßten Mund. Von Zeit zu Zeit hob er zerstreut den Blick. Draußen auf den Granitplatten wogte es auf und ab, Welle um Welle, ein rauschender Verkehr, Hunderte von müßigen oder geschäftseifrigen Menschen, aber alle so gleichgültig für ihn, so ermüdend . . . Es war zum Verzweifeln!

Er klappte die Zeitschrift zu und wandte sich ab.

Da drüben hinterm Büffet stand natürlich Franziska, ein sonderbares Gemisch von Sinnlichkeit und Verschämtheit. Sie kokettierte mit einem lang aufgeschossenen blutjungen Menschen, der wie ein stellenloser Commis aussah. Der bart-arme Jüngling saß an dem nämlichen Tisch, wo damals Hellmuth gesessen, ehe sich das unangenehme Rencontre mit Burckhardt ereignete. Die Erinnerung an diesen Auftritt wirkte auf Hellmuth verstimmend. Er fragte

sich, ob er nicht doch eine etwas kuriose Figur gespielt habe. Zweifel tauchten ihm auf über den Sachverhalt; Burckhardts scheinbare Ungeschicklichkeit war vielleicht dennoch eine bewußte Attacke gewesen ... Dieser dünkelhafte Gesell mit dem knolligen Lohgerbergesicht hatte überhaupt eine Art ihn zu mustern ...! Neulich, im Hause des Obersts, ehe man Abschied nahm, waren die Blicke Burckhardts beinahe feindlich gewesen. Ein widerlicher Patron, bei all' seinem unbestreitbaren Künstlertalent!

Franziska hatte ihn jetzt bemerkt. Ihre schmachtenden Wimpern senkten sich halb über die Augäpfel, während ihr Mund sich außerordentlich süß zuspitzte, — süßer noch als vorhin bei dem schwärmerischen Geflüster des Kaufmanns-Jünglings.

Hellmuth, von wachsendem Unbehagen erfüllt, trank seine Tasse leer und erhob sich.

Da, wie er eben nach seinem Hut greift, sieht er den Oberst von Rheuß mit seiner Schwester, Frau Gertrud von Beresow, langsam vorüberschreiten. Sie gehen stadteinwärts in der Richtung der Weylbrunner Straße.

Hellmuth zuckt jählings zusammen. Sascha ist also allein! Vielleicht gelingt es ihm, unbemerkt zu ihr vorzudringen! Das ist der Augenblick, der ihm den ganzen Tag über in den Gliedern gelegen ...! Rasch eine Droschke!

So stürmt er hinaus.

„Je kühner ich bin, je toller in meiner alles-vergessenden Leidenschaft, um so mehr imponiert ihr das," sagt er sich, ganz in dem Geist seines welterfahrenen Mephisto Stegemann. „O, ich kenne die Weiber!"

Verwünschtes Pech! Keine Droschke, soweit das Auge reicht! Das schöne Wetter lockt zu Spazierfahrten! Selbst

an der Kreuz-Apotheke, wo sonst eine Doppelreihe ihr Standquartier hat, nicht eine Achse!

Er rennt die Frankfurter Straße hinab bis nach dem Postplatz.

Da kömmt ein Zweispänner.

„He, Kutscher!"

Leider besetzt.

Also quer über den Platz nach der Anfangsstation der Pferdebahn!

Das trifft sich noch günstig! Ein Wagen mit der Aufschrift ‚Postplatz—Gothengehölz' steht abfahrt-bereit. Noch liegen die Wolldecken über den Pferden; der Kutscher aber betritt schon die Plattform.

Hellmuth springt auf.

Es dauert unsäglich lange, bis der phlegmatische Kutscher die Decken wegnimmt, die Zügel und dann die Peitsche ergreift, und endlich, auf das Zeichen des ebenso schläfrigen Schaffners hin, die Pferde in Trab setzt!

Und wie langsam greifen die Tiere aus! So blöd' und geschäftsmäßig!

Hellmuths Ungeduld siedet und schäumt. Alle paar Augenblicke hält die verteufelte Karre; bald einer humpelnden alten Person willen, die ihren Strickbeutel schwingt, bald gar wegen der strotzenden Bäuerin mit dem Tragkorb! Daß man für solche Leute nicht Extrawagen bestellt! Er spürt einen förmlichen Haß auf den allzu gefälligen Conducteur, auf die ganze Verwaltung, auf jeden Passanten, der möglicherweise ein ‚Halt!' winken könnte.

Da liegt das Concerthaus, vor dessen Ausgang er Sascha zum ersten Mal gesehn hat! Zaubrische Rückerinnerung! Sein Herz glüht. Ihr erster Blick hat ihm

doch eigentlich damals gesagt, daß er willkommen ist! Wer weiß, ob sie nicht längst daran denkt, er würde einmal die Gelegenheit ausnutzen ...? Wahrhaftig, er ist ein Thor, ein täppischer Knabe! Warum hat er nicht früher schon geradezu angefragt? Ihr ein Briefchen behändigt? Etwas ganz Bestimmtes mit ihr verabredet?

Nun, wenn das Schicksal ihm günstig ist, holt er nun das Versäumte nach! Der Sturm, der ihm so heiß durch die Seele geht, bürgt ihm dafür, daß ein huldvoller Genius über ihm waltet.

Endlich — es ist nahezu fünf, und es dämmert bereits — hält der Wagen am Kopf der Station. Hellmuth ist während der letzten Minuten allein gefahren. Niemand also hat ihn bemerkt!

Er springt ab und durchschreitet die Strecke bis nach dem Garten. Das eiserne Thor ist nur angelehnt. Im Souterrain brennt schon die Gasflamme. Dort ist die Köchin beschäftigt und mit ihr das Stubenmädchen. Hellmuth sieht deutlich die beiden Schatten auf der getünchten Wand.

Auch Sascha hat Licht. Die Jalousie ist herunter gelassen, aber das Gelb schimmert am Rand durch die Ritze.

Hellmuth macht einen Augenblick Halt. Nun hört er Schritte. Lauschend drückt er sich hinter den Thorpfosten. Die Thüre der Villa geht auf. Ein Mann kommt heraus mit einem Paket in der Hand. Hellmuth erkennt ihn: es ist der Gärtner, der bei festlichen Anlässen auch den Bedienten spielt. Der Mann geht um die Villa herum und verschwindet im Garten. Hellmuth erinnert sich, daß ihm Sascha erzählt hat, Friedrich bewohne dahinten den hölzernen Pavillon.

Um so besser!

Hellmuth nähert sich nun, auf den Zehen schleichend, der kleinen Treppe. Im Souterrain tönt das Klappern von Tellern und Tassen und das Geplauder der beiden Frauenspersonen.

Er klinkt vorsichtig auf und schlüpft in die Hausflur. Die Thüre da links führt nach dem Zimmer Sascha's.

Er überlegt, soweit er des Überlegens noch fähig ist. Seine Zunge ist wie verdorrt; das Herz steigt ihm bis in die Gurgel.

Soll er zuvor anklopfen?

Pocht er nicht, so kann sie erschrecken, einen plötzlichen Schrei ausstoßen ...

„Vorwärts!“ raunt er sich zu. Ganz leise berührt er das Thürgetäfel.

Sie hört nicht. — Ein rascher Entschluß —: er tritt ein.

Verblüfft fährt sie aus ihrem Sessel empor. Das Buch, in dem sie gelesen, entsinkt ihrer Hand.

„Herr Gyskra! Was wollen Sie? Es ist Niemand zu Hause!“

„Niemand?“ raunt er, und drückt die Thüre ins Schloß. „Ich suche nur Sie, teure Sascha!“

Nun schiebt er den Riegel vor ...

„Was soll das heißen?“ fragt sie, noch immer nicht aufgebracht, sondern nur fassungslos vor Erstaunen. „Sie sehn so verändert aus ... Sie flößen mir Angst ein.“

„Fürchten Sie nichts! Ich schiebe den Riegel vor, nicht um Sie gewaltsam hier festzuhalten, sondern aus Klugheit. Ich möchte hier nicht überrascht werden. Das fordert die Rücksicht auf Ihren Ruf, Sascha! Die Welt

urteilt so kleinlich, so engherzig! Sie hat kein Verständnis für die ungeschriebenen Rechte der Leidenschaft!“

Er stürzt ihr zu Füßen. Voll Inbrunst umklammert er ihr die rosigen Finger. Wie ein Verzückter schaut er zu ihr empor und preßt dann sein zuckendes Antlitz in ihr Gewand.

Sascha ist totenbleich. Sie ahnt zwar nicht, welche Gesinnungen dieser glut-bebende Mensch ihr entgegenbringt; sie nimmt das alles für das ungestüme Bekenntnis einer wirklichen Liebe, die nur in der Form sich vergreift; ihr Herz schwillt vor Wonne und Seligkeit —: und dennoch schnürt eine maßlose Bangigkeit ihr die Kehle zusammen.

Wenn dieser Überfall an den Tag kam! Wenn ihr Vater erführe . . .! Das wäre ihr Tod! Sie kennt die Unerbittlichkeit seiner Ansichten, die finstre Strenge, mit der er alles verdammt, was nur den Hauch eines Schattens auf ihre Ehre wirft; — und sie fühlt, — bei aller Nachsicht, mit der sie selber ja urteilt, — daß sein Zorn hier berechtigt wäre.

Hellmuth ist aufgesprungen. Er verschlingt sie mit seinen Blicken. Im nächsten Moment wird er sie an sich reißen, unersättliche Küsse auf ihre Wangen, ihr nachtschwarzes Haar, ihren blühenden Mund drücken.

Das alles liest sie halb taumelnd in seinen Zügen. Es überrieselt sie eiskalt. Mit rascher Wendung flüchtet sie hinter den Sessel und hebt die gefalteten Hände empor wie ein betendes Kind.

„Wenn Sie mich wirklich ein bischen lieb haben, oh, so lassen Sie mich allein! Ich will und ich darf Sie nicht länger anhören! Ihr eigenes Herz muß Ihnen

sagen, daß Sie mir wehe thun! Das ist nicht der richtige Weg, Herr Gyskra! Gehen Sie, gehen Sie!“

Hellmuth bleibt einen Augenblick unschlüssig. Er ist höchlich erstaunt. Sollte sich Ottfried Stegemann dennoch mit seiner ‚praktischen Philosophie‘ getäuscht haben? So spricht kein Mädchen, das jemals auch nur im Traume die Möglichkeit einer so gearteten Überrumplung zu denken wagte! In ihrer steigenden Angst erscheint ihm Sascha zwiefach begehrenswert; denn alles an ihr taucht sich gleichsam in ein verstärktes Fluidum wonnigster Weiblichkeit: und doch ist der trotzige Mut, der ihn hergetrieben, die siegesgewisse Dreistigkeit plötzlich geschmolzen, — hinweg getaut vor dem Strahl dieser Augen!

Schritte ertönen. Sascha hält sich mit der Linken am Tisch, um nicht zusammenzubrechen.

„Der Vater! Ich bin verloren! Er bringt mich um!“

Auch Hellmuth ist tötlich erschrocken. Der Anblick Sascha's erfüllt ihn mit brennendem Schmerz, mit knirschender Reue. Wie hilfesuchend schaut er umher.

„Gnädiges Fräulein — fassen Sie sich — und verzeihen Sie mir!“

Die Jalousie nach dem Gothengehölz ist nicht herunter gelassen. Mit bebender Hand reißt er das Fenster auf. In demselben Moment, da der Oberst und Frau von Beresow die Hausflur betreten, schwingt er sich über die Rampe ins Freie.

Sascha hat eben noch Zeit, das Fenster zu schließen, den Riegel der Stubenthüre zurückzuschieben und sich scheinbar in ihr Buch zu vertiefen.

Jeder Puls an ihr fiebert. Ihr Herz schlägt hörbar. Glücklicherweise geht Herr von Rheuß mit Frau

von Beresow erst auf sein Zimmer, während er sonst wohl, heimkehrend, einen flüchtigen Blick in die Stube der Tochter warf.

Bis er sie endlich dann rufen läßt, hat sich der Sturm in der Brust Sascha's wieder so weit beruhigt, daß dem Vater nichts auffällt.

Er plaudert mit ihr wie sonst, räsonniert, halb im Ernste, halb scherzhaft, über die ewigen Scherereien mit der Justiz, — (er war auf dem Amtsgericht, wo Frau von Beresow persönlich erscheinen mußte, in Angelegenheit eines Rechtsstreites, den ein Halbbruder ihres verstorbenen Gemahls gegen sie angestrengt hat) — tröstet gutmütig seine Schwester, die noch ganz alteriert ist, und läßt sich nach eingenommenem Thee von Sascha vorlesen.

Sie beherrscht sich vollkommen.

Später jedoch, wie schon alles im Hause schläft, fühlt sie ihr Herz noch einmal erkrampfen im Nachklang ihrer Erlebnisse. Weit geöffneten Auges starrt sie zur Decke empor. Immer wieder sieht sie im Geiste ihn vor sich, den Unbegreiflichen, der so rücksichtslos in ihr stilles Boudoir getreten. Wie seltsam, wie unheimlich hat er zu ihr gesprochen! Und dann wie plötzlich schien er verwandelt! Sie weiß nicht, ob sie trauern soll oder jubeln; ein dumpfer Druck liegt ihr noch über der Brust; wenn sie die Augen schließt, wogt es und quillt es wie von bunt glühenden Wolken, aus denen immer wieder das Antlitz Hellmuths hervorblickt.

Endlich preßt sie die Augen tief in das Kissen; ein wildes Schluchzen hebt ihr den Busen; sie weint zum Herzbrechen.

Siebzehntes Kapitel.

Nachdem Hellmuth sich aus dem Fenster geschwungen, hielt er sich eine Zeit lang regungslos. Am liebsten hätte er sich in die Erde verkrochen; so scheu war er jetzt, so peinlich besorgt um diese nämliche Sascha, deren Ruf er noch eben so unbarmherzig aufs Spiel gesetzt.

Er überlegte.

Um die Ecke der Villa herum nach dem Ausgang des Gartens zu schleichen, schien ihm gewagt. Irgend wer hätte ihn sehen können; ein Fragen, ein Forschen, ein halbes Erraten wäre die Folge gewesen.

So entschloß er sich denn, unmittelbar vor dem Zimmer Sascha's die Mauer zu überklettern, die das Grundstück umfriedigte. Nach dieser Seite hin nämlich hatte die Villa sonst keine Fenster.

Mit einem kräftigen Satz war er droben. Er warf einen langen, halb sehnsuchtsvollen, halb reuigen Blick in das Boudoir, wo Sascha, in ihren Sessel gelehnt, ihm den Rücken kehrte, und glitt dann jenseits zu Boden.

Das Kleingehölz drängte sich hier so dicht an die Mauer, daß Hellmuth sich nur mit großer Mühe hindurch wand; gleich dahinter jedoch lief ein halbvergessener Fuß-

steig, der aus der Zeit herrührte, als hier noch keine Häuser standen.

Dieser Fußsteig führte an den benachbarten Villen vorüber nach der Chaussee.

Hellmuth wollte ihn einschlagen, gab jedoch dies Vorhaben wieder auf, denn aus dem ersten Gehöft tönten sehr lebhafte Stimmen, und der Mond, stark über das erste Viertel hinaus, schien hell auf den Pfad, der sich hier unmittelbar an der niederen Weißdornhecke entlang zog.

Hellmuth bog also ab. Er schlug sich weiter nach rechts in den Hochwald. Wenn er hier einige hundert Schritt südwärts vordrang, mußte er den Oberlondorfer Vicinalweg erreichen, der das Gehölz durchquerte.

Da plötzlich war ihm, als ob das Strauchwerk, das hinter ihm rauschte und knackte, nicht nur durch ihn bewegt würde. Mit eigentümlicher Dumpfheit kam etwas über das dürre Laub . . .

Er wandte sich um.

Nichts! Unter den breithin verästeten Kiefern herrschte ein undurchdringlicher Schatten, dunkler noch durch den Schimmer der mondhellen Wand, die vom Gehöft her durch die Lücken der Stämme glänzte.

Gedankenvoll schritt er weiter. Ein frischer Wind hatte sich aufgemacht. Es knackte, ächzte und raschelte lebhafter. Aus dem Boden stieg ein Hauch von Öde und Unwirtlichkeit auf, der zur Eile trieb.

Schon wieder das rätselhafte Geräusch! Und dort regte sich was hinter den Büschen, — massig und schwarz, — eine Gestalt von übermenschlicher Größe, jetzt vorgebeugt, wie im Begriffe sich durchzuzwängen, jetzt wieder gigantisch emporwachsend.

Unwillkürlich faßte Hellmuth nach seinem Totschläger. Er überzeugte sich, daß die Waffe noch wohlgeborgen in der Brusttasche seines Rocks steckte.

Die sonderbare Gestalt war wohl doch nur ein Strauch von menschen-ähnlichen Umrissen ...! Lächerlich, so dem Ansturm der Nerven zu unterliegen! Hellmuth war in der That nervös. Die Reue, die Scham, das Gefühl einer unerhörten Blamage regte sein ganzes Wesen auf. Wochen und Monate würde er brauchen, um sich innerlich zu erholen.

Ingrimmig eilte er weiter. Nach kurzer Frist öffnete sich eine Lichtung. Der Mond fiel breit auf die halbrunde Fläche, die mit Felstrümmern und Geröll übersät war.

Hellmuth hatte während der letzten Minuten ein wenig die Richtung verloren. Nun orientierte er sich. Wenn er zwischen den beiden Stämmen hindurch geradeaus schritt, mußte er senkrecht auf den Oberlondorfer Vicinalweg stoßen.

Da erblickte er die riesenhafte Gestalt, deren Wirklichkeit er sich soeben noch ausgeredet, unmittelbar vor sich.

Es war der Maler Fritz Burckhardt.

Der Mensch sah aus wie verstört. Sein breitkrämpiger Hut war ihm weit nach hinten gerutscht und gab die mächtige Stirn frei. Wie ihn der Mond so beschien, machte er beinah' den Eindruck einer kunstvollen Wachsfigur, die einen Trunkenen darstellt.

„Was gibt's?" frug Hellmuth erschrocken. „Was wollen Sie hier?"

Der Maler, beide Fäuste geballt, keuchend und schäumend wie ein verwundetes Raubtier, trat so dicht zu Hellmuth heran, daß er ihn fast berührte.

„Schuft!" knirschte er durch die Zähne.

Hellmuth war im ersten Moment sprachlos. Sein

Instinkt behielt also Recht: dieser Gigant nährte einen verborgenen Haß wider ihn! Auch damals im Café Reichskanzler war das Berechnung gewesen, trotz der späteren Versicherung des Gegenteils! Schon bei der hübschen Franziska hatte er unbewußt die Pläne des Malers durchkreuzt, — und jetzt war ohne Zweifel Sascha im Spiele. Burckhardt unterstellte vielleicht — ja was? Gesehn hatte er hoffentlich nichts: aber er konnte vermuten, Hellmuth habe von der Waldseite her das Fenster Sascha's umschleichen, sie heimlich belauschen wollen. Das war mehr als genug, um den dünkelhaften Plebejer zur Brutalität zu stacheln. Elende Eifersucht!

Um so entschiedener mußte nun Hellmuth die vollendetste Kaltblütigkeit bewahren.

„Sie suchen Skandal, Herr Burckhardt," sagte er im gewöhnlichen Conversationston. „Sie schimpfen. Ich bedaure, Ihnen auf dieses Gebiet nicht folgen zu können. Morgen sollen Sie von mir hören."

„Hier gleich stehn Sie mir Rede, oder, bei Gott dem Allmächtigen . . .!"

Er hob die Faust.

„Mensch," rief Hellmuth, „sind Sie verrückt?"

Ein höhnisches Lachen scholl von den Lippen des Malers.

„Das könnte ich Sie fragen!" schnaubte er heiser. „Denn verrückt müssen Sie sein, um sich einzubilden, daß ich sie je Ihnen gönnen würde! Auch jetzt nicht, nachdem es ja freilich aus ist mit ihrer Ehre! Die Sascha mein' ich! Ja, stutzen Sie nur! Ich habe Sie wohl gesehn! Wie der Marder vom Hühnerstall sind Sie herausgeklettert!"

„Ein Spion also!"

„Nein, Bube! Kein Spion!"

„Schimpfen Sie nicht, oder ich lasse Sie stehen! Überhaupt widert mich dies Gespräch an. Mit welchem Recht überfallen Sie mich? Weshalb kriechen Sie dort um das Landhaus herum, wie ein Geheimpolizist?"

„Das geht Sie nichts an! Ich habe die nämlichen Rechte wie Sie, — und hätt' ich's geahnt, daß Sascha eine so leichte Person ist . . ."

„Schweigen Sie! Der Schein spricht allerdings gegen Fräulein von Rheuß; aber nur mich trifft die Schuld! An Sascha haftet auch nicht der leiseste Makel!"

„Lügner!"

Hellmuth zuckte zusammen.

„Ich halte darauf, daß Sie mir glauben," sagte er tonlos. „Also: mein Ehrenwort —"

„Lügner!" wiederholte der Maler. „Und wenn Sie mir's schwören mit hunderttausend heilgen Eiden, ich glaub's Ihnen doch nicht! So eine Heuchelei! Blinzelt mir zu, als ob sie Gott weiß wie in mich vernarrt wäre, — und hält's dann mit diesem Duckmäuser! Aber ich will's schon erzählen, was für ein Täubchen sie ist! Alle Welt soll's erfahren! Ich brandmarke die verlogene Person, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihr nimmt. Und Ihnen geb' ich den Rat: lassen Sie ab von dem Mädchen! Merk' ich noch einmal, daß Sie ihr, auch in Gedanken nur, nachsteigen, so dresche ich Ihnen sämmtliche Knochen im Leib entzwei!"

Von Zorn übermannt, hatte er seinen verblüfften Gegner wild bei der Schulter gepackt.

Hellmuth, obschon an Körperkraft diesem rasenden Ungetüm weit nachstehend, war denn doch nicht der Mann,

solche Angriffe widerstandslos zu erdulden. Zu lange schon hatte er seine Erbitterung gemeistert.

Er versetzte dem Wutschnaubenden einen Stoß vor die Brust, daß er taumelte.

Aus der Kehle des Malers erscholl ein kurz dröhnender Aufschrei — der einzige Ton, der während der ganzen Scene über das Maß des Raunens und Murmelns hinaus gegangen; denn Beide dämpften unwillkürlich die Stimmen ab.

Im nächsten Moment hatte die Reckengestalt sich niedergebeugt und einen wuchtigen Stein aus dem Moosgrund gerissen. Wie sinnlos drang er auf Hellmuth ein und führte mit dem kantigen Felsstück einen entsetzlichen Streich nach dem Kopfe des Gegners.

Hellmuth jedoch wich ihm zur rechten Zeit aus, so daß Fritz Burckhardt beinah' gestürzt wäre.

„Lump! Hund! Verführer!“ ächzte der Taumelnde und sprang zu erneutem Angriff heran.

Wie er jetzt eben ausholte, traf ihn der bleierne Totschläger Hellmuths rechts an die Schläfe. Der Stein entsank seiner Hand; dumpf stöhnend brach er zusammen. Ein kurzes Röcheln, ein krampfartiger Schauer, der vom Wirbel zur Zehe ging: dann lag er bewegungslos, die Arme weit ausgebreitet, das rechte Knie etwas herauf gezogen.

Eine Minute lang stand Hellmuth erstarrt. Ein Frostgefühl kroch ihm über das Herz, eine erdrückende Bangigkeit, wie er sie niemals gekannt hatte.

Der Mensch da, der noch jetzt eben so wild und so wütig getobt, war mit einem Male so still geworden, — und gleichzeitig schien sich die ganze unendliche Welt bis in die weitesten Räume des Alls verfärbt und verändert

zu haben. Das war nicht dasselbe Mondlicht mehr, das durch die Zweige floß. Das Rauschen der Wipfel klang fremder und schauriger. Er selbst, Hellmuth, dachte nicht mehr die eignen Gedanken, sondern ein Etwas dachte in ihm, ein unheimliches Gespenst, das ihn bemeisterte und seine Vorstellungen bunt durcheinander warf ... In den Kunst-Mappen Ottfried Stegemanns hatte er das Bild eines verschütteten Pompejaners gesehn, der ganz ebenso auf dem Leibe lag, wie Fritz Burckhardt, und das Antlitz dem Boden zukehrte ... An dieses Bild mußte er denken, unabweislich, so sehr es ihn auch mit wachsendem Grausen erfüllte. Ja, er bemerkte sogar, daß Burckhardt, im Vergleich mit dem Pompejaner, den rechten Arm etwas mehr nach der Seite hielt ...

Endlich ermannte er sich. Er trat zu dem wuchtigen Körper, auf den der Mond hier und da ein zitterndes Fleckchen warf, langsam heran. Er beugte sich nieder und berührte die Schulter des Mannes, sanft, sorglich, als fürchte er den Koloß zu zerbrechen.

„Herr Burckhardt,“ flüsterte er verzweiflungsvoll, „kommen Sie zu sich! Wir haben uns beide vergessen! Alles wird ja noch gut werden!“

Burckhardt regte sich nicht.

Nun gab Hellmuth dem Oberkörper des Riesen eine halbe Wendung nach links und schaute ihm stockenden Atems in das Gesicht. Der rechte Mundwinkel war eigentümlich verzogen. Die Stelle, wo ihn der Bleischläger getroffen hatte, schien etwas vertieft; hier und da rieselte aus der geborstenen Haut etwas Blut hervor, matt, langsam, das einzig Bewegte in dieser entsetzlichen Ruhe.

Hellmuth preßte sein Ohr auf das Herz des Erschlagenen.

Alles stumm! Kein Laut, keine Zuckung mehr!

Fritz Burckhardt war tot!

Horch! Was knackte da in den Zweigen? Und dort, was huschte da schwarz und gebückt durch das Untergehölz?

Hellmuth bebte am ganzen Leibe. Die schwarze, gebückte Gestalt dort war kein Gebilde seiner fiebernden Phantasie; — nein, etwas Lebendiges, Wirkliches, ein Häscher vielleicht, der im nächsten Moment ihn hervorziehen, als Mörder verhaften, dem Gericht, dem Schaffot überantworten würde!

In dem fürchterlichen Bewußtsein, einen Menschen getötet zu haben, gebrach es ihm ganz und gar an der Fähigkeit, seine That objektiv zu beurteilen, sich zu sagen, daß er nur seiner Haut sich gewehrt und überdies ja den Tod seines Gegners gar nicht gewollt hatte. Er dünkte sich Kain bei der Leiche des Bruders. ‚Wer Menschenblut vergießt,‘ so klang es ihm in der Seele, ‚deß Blut soll wieder vergossen werden!‘ Nur das Gefühl kam zum Wort; die Philosophie ließ ihn vollkommen im Stich.

„Ja, faßt mich nur! Schleppt mich hinweg! Macht ein Ende mit dieser trostlosen Existenz, die nun doch keine Zukunft hat!“

Die Arme geöffnet, wie ein Verfolgter, der sich ergibt, stand er neben dem Toten und harrte.

So angespannt er nun lauschte, — er hörte nichts mehr. Nur die Nachtluft wogte wie klagend in dem blätterlosen Geäst.

Plötzlich erwachte er aus dieser furchtbaren Lethargie. In der halb-unbewußten Betrachtung der Folgen war ihm das Bild seines Vaters vor die Seele getreten, das Unglück, das Elend, das er nun über dies teure Haupt bringen würde, — und dieser Gedanke lieh ihm eine unerwartete

Willenskraft. Der Trieb der Selbsterhaltung, der Drang nach Rettung machte sich geltend. Mit übermenschlicher Anstrengung zwang er sein Hirn zum Nachdenken.

Kein sterbliches Auge hatte die That gesehen, — zu seinem Unglück vielleicht, wie er sich jetzt zu bekennen wagte; denn jeder Zeuge hätte ihm ja beurkunden müssen, daß Burckhardt ihn angefallen.

Er, Hellmuth, hatte unzweifelhaft nur im Zustand der Notwehr gehandelt.

Wer aber würde ihm glauben, wenn er dies aussagte?

Burckhardt hatte den Stein benutzt, schien also der Naive, der Unvorbereitete, Ahnungslose, während Hellmuth eine gefährliche Waffe trug, die auf die Absicht einer Attacke hinwies.

Wie kam er zu diesem Bleischläger? Die nächtlichen Streifzüge durch die Vorstadt ließen sich allerdings wohl erhärten; heute indes war ja keine solche ‚migratio‘ vereinbart, — und überdies hatte er seinem Freund gegenüber den Bleischläger niemals erwähnt . . .

Die Wahrheit klang also hier wie eine klägliche Ausflucht . . .

Ach, und die Justiz war so feinfühlig im Entdecken solcher scheinbaren Widersprüche! Die Zahl der Schuldlos-Verurteilten mußte Legion sein, wenn man von den vereinzelten Fällen, in denen die Schuldlosigkeit nachträglich ans Licht kam, auf die Unsummen derer schloß, die ewig im Dunkel blieben . . . Die Rechtsmittel waren so matt und so spärlich im Vergleich zu der feindlichen Übermacht! Jeder Prozeß, auch der einfachste, hatte etwas vom Hazardspiel, — und es spielt sich verzweifelt schlecht, wenn man selber der Einsatz ist . . .

Ferner: Wie sollte er seine Begegnung mit Burckhardt erklären? Mußte er nicht, wenn er sich halbwege reinwaschen wollte, alles berichten, was er mit Sascha erlebt hatte? Und würde alsdann die Welt nicht fest überzeugt sein, auch diese Wahrheit, die ja an sich für Sascha nicht compromittierend war, sei nur aus Rücksicht und Ritterlichkeit so von ihm zugestutzt?

Alles in seiner Brust bäumte sich auf. Nein, er durfte sich zu der entsetzlichen That nicht bekennen, selbst wenn er für seine Person dem Äußersten hätte trotzen wollen! Sein Vater, dies Urbild makelloser Gerechtigkeit, hätte den Schlag nicht überlebt. Die Mutter, die Schwester, die jetzt im ersten Glanz ihres erblühenden Glückes stand, und Sascha, die er so schwer gekränkt und verkannt hatte, wurden mit in den Sturz verwickelt, der ihn so jäh in den Abgrund stieß. — Sascha ...! Wenn der Oberst sie nicht zermalmte, so galt sie doch sicher für die Beherbergerin eines Galans, den sie durchs Fenster entließ, wie das Dirnd'l den Bub'n ...! Ach, und dies Mädchen zürnte ihm nicht! Sie vergalt seine Herzensroheit mit Nachsicht, mit sanft verzeihender Güte ...!

Noch einmal drückte er beide Hände vor's Antlitz. Dann ging er mit zitternder Hast ans Werk.

Die Reihe von Operationen, die er jetzt ausführte, war ihm blitzartig durch die Seele gezuckt.

Wenn er jeden Verdacht von sich ablenken wollte, mußte er alles so vorbereiten, daß man demnächst bei der Auffindung des Getöteten einen Raubmord vermutete, einen Überfall ohne Kampf.

Zunächst also nahm er den Stein, den Burckhardt aus dem Moosgrund gerissen, und legte ihn wieder an

Ort und Stelle, wo er sich einfügte wie ein losgegangener Mosaikstab.

Dann durchsuchte er mit schlotternden Fingern die Taschen des Malers.

Links im Beinkleid fand er die Börse.

Jetzt kam er sich beinahe selbst vor wie ein Raubmörder. Das Blut stieg ihm wirbelnd zu Kopf; er hatte ein Vorgefühl wie von beginnender Geisteskrankheit.

Es war ein rot-juchtenes Portemonnaie mit Stahlbügel, auffällig dünn. Er öffnete es und fand zu seinem Erstaunen nur ein paar Nickelmünzen nebst einigen Pferdebahn-Quittungen. Gleichviel. Wenn die Börse verschwunden war, konnte ja niemand wissen, was sie enthalten hatte.

Er steckte das Portemonnaie ein und überlegte dann, ob er die Uhr wegnehmen sollte. Schon tastete er an der Westentasche herum, als er plötzlich zurückfuhr, als ob die Sache ihn reute. Er wußte selbst nicht weshalb: aber die Uhr . . . nein, das widerstrebte ihm. Zudem war's ja unnötig. Ein Raubmörder mochte sehr wohl Bedenken tragen, Dinge zu stehlen, die ihn verraten konnten.

Hellmuth stand bereits im Begriff fortzueilen. Er wollte, sobald er in Sicherheit wäre, die Börse vergraben.

Da fiel ihm was Besseres ein.

Er zog sie langsam wieder hervor, zerstreute die fünf oder sechs Münzen, die sie enthielt, neben dem Toten, und warf die Börse dann weg ins Gebüsch.

Nun endlich wandte er sich zum Gehn.

Da gewahrte er seinen Totschläger, den er ins Moos gelegt und jetzt um ein Haar dort vergessen hätte.

Es überlief ihn wie Gluthitze; das Rückgrat schmerzte

ihm bis in den Schädel hinauf. Er schob die Waffe mit dem Ungestüm einer Mutter, die ihr Kind vom Rande des Abgrunds hinwegreißt, in seinen Rock.

Hiernach befühlte er sich ängstlich die Taschen, ob er nicht etwas verloren hätte. Nervös murmelnd nannte er sich der Reihe nach die verschiedenen Gegenstände: die Schlüssel, das Taschenkämmchen, die Brieftasche, die Uhr, das Cigarettentäschchen, die Streichhölzer, das Portemonnaie. Alles fand sich gebührend vor —: aber er wiederholte die Probe noch zweimal und zerquälte sich das Gehirn, ob sein Gedächtnis auch treu und die Liste, die er durchging, auch vollständig sei.

Plötzlich entsann er sich, daß sein Vater vor mehreren Jahren die Anklage in einem Prozesse geführt hatte, wo man durch einen abgerissenen Knopf auf die Spur des Thäters gelangt war. Mit fiebernder Hast untersuchte er sich auch in dieser Beziehung, bis er zuletzt fühlte, wenn er nicht bald und energisch ein Ende mache, werde er sich überhaupt von der Unglücksstätte nicht mehr entfernen können. Eine rätselhafte Gewalt schien ihn zu fesseln.

„Fort, fort!“ raunte er halblaut — und staunte über den fremdartigen Klang seiner Stimme.

Schleichend, wie ein hungriger Schakal, der sich in die Nähe einer befestigten Hürde wagt, schritt er in südlicher Richtung vorwärts.

Kaum fünfzig Ellen von dem Thatort entfernt, erreichte er den Oberlondorfer Vicinalweg. Das Blut gerann ihm fast in den Adern, da er sich vorstellte, wie leicht hier jemand im entscheidenden Augenblicke hätte vorübergehn und die Scene beobachten können.

Er lauschte.

Da kamen wirklich aus der Richtung der Stadt ein paar Männer des Wegs, Arbeiter wie es schien, langsam, in der schleppenden Weise der Tagesmüden.

Hellmuth würde geglaubt haben, seinem Verderben geradewegs in die Arme zu laufen, wenn er den beiden Männern begegnet wäre. Er barg sich hinter dem Stamm einer Eiche, um abzuwarten. Zu seinem Schrecken erscholl jetzt ein leises Gebell. Ein Hund also befand sich in der Begleitung der Leute, ein Hund, der rechts und links im Gebüsch herumschnobern und den Leichnam entdecken konnte!

Hellmuth stürzte wie ein Besessener querwaldein. In seiner Aufregung hörte er überall Stimmen. Kein Zweifel: der Hund befand sich auf seiner Spur; die Männer verfolgten ihn; jeden Augenblick konnte sich sein Verhängnis erfüllen.

Gott sei Dank, es war Täuschung! Nach fünfzehn Minuten sah er von fern die Lichter der Südwestvorstadt durch die Baumstämme blinken. Hier am Wald entlang mußte die Oberlondorfer Chaussee führen. Richtig: da war ja bereits der Fußweg, der innerhalb des Gehölzes mit der Chaussee parallel ging und nur an der einen Stelle mehr sich hereinbog ...

Jetzt ruhig, bedächtig, gelassen! Fürs erste war die Gefahr ja beseitigt!

Er sprang über den Graben. Schlendernd, fast nachlässig in Geberde und Haltung, schritt er dahin, bog in die Karlstraße ab und erreichte so die Droschken-Station Ecke der Hainstraße.

„Café Moltke am Postplatz!“ rief er dem Kutscher zu, legte sich in die Polster zurück und steckte sich mit

erkünsteltem Gleichmut eine Papiros an, die er mit ungewöhnlicher Langsamkeit rauchte.

Dies affektierte Maßhalten in der Bewegung übte einen beschwichtenden Einfluß auf sein Gemüt aus. Je mehr er dem belebteren Centrum entgegenrollte, um so freier atmete er.

Die Uhr am Postgebäude zeigte halb acht. Unbegreiflich, wie schnell diese Stunden des Unheils verstrichen waren!

Er stieg aus und bezahlte, gab jedoch nicht, wie er's im ersten Augenblick wollte, mehr Trinkgeld als sonst.

Am Eingang des Kaffeehauses musterte er ein wenig sein Äußeres. Vorsichtig nahm er ein Flöckchen Moos von dem Knie. Im übrigen sah er so einfach und elegant aus wie immer. Die Schulter, wo ihn Burckhardt gepackt hatte, schmerzte; aber der Rock war weder zerknüllt noch zerrissen.

Hellmuth durfte beruhigt sein. Der große Spiegel im Vorzimmer zeigte ihm nur, daß er ein wenig bleich war: aber wenn man studierte, sei es die Wissenschaft, sei es das Leben, dann ging's auf die Dauer nicht ohne die ‚interessante Blässe' ab.

Zu allem Überfluß strich er sich noch mit dem Taschentuche ein paar Mal stark über die Wangen, so daß sein Teint sich belebte.

Nun trat er — ‚ganz normal' — in das Hauptzimmer, wo eine große Anzahl von Herren über den Zeitungen saß.

Wie heute Nachmittag im Café Reichskanzler, eh' er die Fahrt nach der Villa des Obersts antrat, nahm Hellmuth rein mechanisch ein Blatt zur Hand.

Es war die Abend-Ausgabe der ‚Deutschen Reform'.

Hellmuths Blick haftete zufällig auf einem Artikel, der bereits eine Fülle von Einzelheiten über die Flucht Licherts und Lewalds enthielt. Die Bindung und Knebelung des Gefängniswärters, die raffinierte Dreistigkeit, mit der die Verbrecher zu Werke gegangen, ihr Entweichen aus dem Hauptportal des Palastes auf die belebteste Straße, die Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, alles dies war hier mit mancherlei Ausschmückungen geschildert, feuilletonistisch, rhetorisch, an gewissen Stellen beinahe dichterisch packend, so daß Hellmuth atemlos und halbgeöffneten Mundes zu Ende las.

Oder schien das nur ihm so außerordentlich wirksam und spannend?

Merkwürdig! So entrüstet sich der Verfasser dieses Artikels über die Frechheit der beiden Spitzbuben äußerte, insbesondere über die pöbelhafte Mißhandlung des armen Wendeborn, den man halb schon erstickt auf der Pritsche gefunden hatte, so entschieden stellte sich Hellmuth auf die Seite der Flüchtlinge. Er machte im Geist alle Peripetien ihrer Verschwörung mit; er drehte mit ihnen gleichsam den Schlüssel um, der in die Freiheit führte, und bangte für sie, als er am Schluß die Bemerkung las: ‚Hoffentlich wird es der oft bewährten Umsicht unsrer Behörde gelingen, die Missethäter zu fassen, eh' sie noch weiteres Unheil anrichten.‘

Mit brennender Lippe trank er nun seine Tasse leer.

Erst wie er das Blatt aus der Hand legte, überkam es ihn wie ein Vorwurf: Du fühlst dich also eigentlich als der Schicksalsgenosse eines Brandstifters und eines Betrügers?

Sein Stolz rebellierte.

„Lächerlich!“ sagte er zu sich selbst. „Was that ich denn? Was ich gegebenenfalls höchst wahrscheinlich zum zweiten Mal thun würde! Ich befand mich im Recht; und dieses Gefühl des Rechts wird meine Kraft ausmachen! Einmal darüber schlafen muß ich, eh' ich den Meinigen unter die Augen trete. Und dann: arbeiten, arbeiten, bis da Gras über die Sache gewachsen! Ich schweige, dulde und harre! Eh' nicht das alles glatt ist, hätt' ich ja doch keinen Sinn für das Leben da draußen, das mir noch heut' so ergötzlich schien . . .“

Auch Sascha von Rheuß wollte er bis auf weitres nicht wiedersehn. Ein Gefühl heißester Scham hielt ihn ab, — und mehr noch die Furcht, sich gerade ihr gegenüber durch irgend ein unbedachtes Wort zu verraten. Sascha vor allem konnte doch auf den Gedanken verfallen — — —: denn sie allein wußte von seiner Anwesenheit in der Nähe des Thatorts; ja, sie ahnte vielleicht, daß er nach seinem Sprung aus dem Fenster über die Mauer geklettert war . . .

Zum ersten Male nach langer Zeit lechzte Hellmuth nach seinem Laboratorium. Dankerfüllt dachte er an die Aufzeichnungen Altenhöfers, die seit Wochen schon auf ihn warteten. Das große Problem der Cellulose-Verwandlung mußte ihn retten. Angesichts dieser gewaltigen Aufgabe konnte es niemand befremden, wenn er sich künftig zurück hielt: das Motiv schien ausreichend, — und rastlose Thätigkeit war ja der beste Balsam für solche Wunden!

Schon wiegte er sich in die Täuschung, daß er sein trauriges Schicksal bemeistert habe. Da hörte er, wie die Herren am Nebentisch mit äußerster Lebhaftigkeit über die Lichert-Lewald'sche Affaire sich unterhielten.

Ein jugendlicher Commis sagte:

„Wer hält die Wette, daß beide in diesem Moment schon gegriffen sind?“

Eh' ihm noch eine Antwort zu teil ward, kam ein behäbiger Bierphilister, rückte sich einen Stuhl heran und bemerkte im Ton eines Mannes, der stets aus den sichersten Quellen schöpft:

„Den einen haben sie schon.“

„Wie so? Erzählen Sie!“

Und der Bierphilister erzählte nun die Ergreifung des Lewald, der in der Nordvorstadt von einem wandernden Scherenschleifer erkannt wurde, augenblicks sich in Trab setzte, durch diese Unbesonnenheit eine Schar von Verfolgern sich an die Fersen heftete und schließlich in einen Stall geriet, wo man den Zitternden unschwer hervorzog.

Hellmuth erhob sich. Es ward ihm dumpfig in diesem qualmenden Raum, wo der ganze Apparat der Justiz wie aufgelöst in der Luft schwebte, wo unausgesetzt Worte fielen wie: ‚die Verbrecher‘, ‚Belohnung‘, ‚Wiederergreifung‘, ‚Schutzmannschaft‘, ‚Polizei‘ . . .

Er wollte um keinen Preis in seine glücklich bewältigte Nervosität zurückfallen.

Achtzehntes Kapitel.

Hellmuth schritt die Frankfurter Straße hinauf in der Richtung des Friedrichsplatzes. Er hatte kein Ziel vor Augen; willenlos trieb er in dem großen Verkehrsstrome.

Plötzlich sah er sich in der Nähe des Porzellangeschäftes, wo seine längst vergessene Freundin Mathilde Solf als Verkäuferin waltete.

Er nagte die Lippen. Schade, daß er mit ihr entzweit war; jetzt in seiner angstvoll bedrückten Stimmung hätte er ihre Gesellschaft so gut brauchen können! Sie lachte, sie scherzte, sie hatte die unbestreitbare Gabe ihn zu zerstreuen, und — sah anständig aus, weder plebejisch, noch aufgetakelt! Eigentlich war es doch thöricht, sie schießen zu lassen, nur weil sie ein leichtes Persönchen war, nicht besser und nicht schlechter als hundert andre!

Wie er das eben so dachte, öffnete sich, fünf Schritt von ihm entfernt, die Glasthüre, und Fräulein Mathilde Solf trat heraus. Sie kam direkt auf ihn zu und strahlte ihn freundlich an. Das krimmerbesetzte Jäckchen, der modische, dunkle Hut mit dem weißen Aufputz, der zier-

liche Muff, — dies alles kleidete sie allerliebst. Sie schien die verkörperte Sorglosigkeit, der Leichtsinn, das Leben.

„Na, also doch!“ rief sie, und bot ihm schalkhaft die Hand. „Ich wußte es ja! Ich habe noch mit Helene gewettet!“

„Was denn?“

„Daß Du heut' am Geschäft sein würdest.“

„So bist Du sehr unvorsichtig mit deinen Wetten. Es ist nur der reinste Zufall . . .“

„Still nur, Du bist erkannt! Ich sah Dich schon, wie Du um fünf, halb sechs hier vorbeikamst und sehnsuchtsvoll durch die Scheiben gucktest. Ja, mein verehrter Herr Doktor, wer einmal Fräulein Mathilde gekannt hat, der vergißt sie nicht so im Handumdrehn, selbst wenn er sich mal grundlos geärgert hat.“

„Was?“ frug Hellmuth erstaunt; „um fünf, halb sechs wäre ich hier vorbeigekommen?“

Sie blickte sehr kokett zu ihm auf.

„Willst Du mir's etwa abstreiten? Es kann auch später gewesen sein; so genau hab' ich die Uhr nicht im Kopf. Ein paar Minuten lang hast Du rechts an dem Schaufenster vor den Nippes gestanden und durchgeäugelt. Auch Helene hat Dich gesehn; aber sie meinte, Du wolltest mir nur beweisen, daß ich Dir Wurst sei.“

Hellmuth schwieg. Sofort ward ihm klar, daß der unbegreifliche Irrtum der beiden Mädchen, die — aus dem hellbeleuchteten Raum auf die minder beleuchtete Straße blickend — offenbar eine andre Person mit ihm verwechselt hatten, möglicherweise von ganz entscheidender Tragweite sein konnte. Die Gunst des Schicksals konstruierte ihm hier, wenn's darauf ankam, ein Alibi, wie er es mit dem

äußersten Raffinement nicht erkünstelt hätte. Er beschloß daher, auf diesen Irrtum ohne Verzug einzugehn, und ihn dadurch zu unterstützen, daß er die früh'ren Beziehungen zu Mathilde ein wenig erneute.

„Ihr habt Augen wie Luchse," sagte er lächelnd. „Ich dachte nun so bestimmt . . ."

„Ja freilich," fiel sie ihm in das Wort, „das haben wir wohl gemerkt! Du wolltest nicht gleich erkannt sein; Du hattest den Hut weit mehr als sonst in die Stirn gedrückt. Aber die Sehnsucht blickt scharf. Ich hatte wirklich Sehnsucht nach Dir, wie Du nach mir! Im Ernst, ich hätte Dir längst schon einmal geschrieben. Aber dann dachte ich: Gott, wenn er nicht will — was sollst Du ihm nachlaufen!"

Während der letzten Worte schon hatten sie Kehrt gemacht, um quer über den Damm zu gehn.

Hellmuth ließ sie eine Weile noch schwatzen. Sein geängstigtes Herz war wie betäubt von der Huld dieses Zufalls. Oft genug schon hatte er allerdings ja erlebt, daß ihm jemand entgegenkam, den er bis auf die letzten drei Schritte für einen Andern hielt, bis er dann, im Begriff ihn zu grüßen, wahrnahm, daß eine Ähnlichkeit ihn getäuscht hatte. Jeder Mensch wohl besaß einen Doppelgänger. Neulich erst wollte ihn sein zukünftiger Schwager, Professor Lehr, am hell-lichten Tag auf der Louisenallee gesehn haben, obgleich er um die betreffende Zeit ruhig daheim saß . . . Dennoch berührte ihn der Fall mit den beiden Verkäuferinnen gerade jetzt, wo die Täuschung ihm so erwünscht kam, wie etwas Ungewöhnliches, Übernatürliches, beinah' Gespenstisches.

Mathilde, im Drang ihres bösen Gewissens, kam auf den Unteroffizier Kühne zu sprechen.

„Siehst Du," sagte sie schmeichlerisch, „ich habe mir nachträglich Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Dir gar so viel von dem Menschen erzählt habe! Ich merkte ja gleich, die Sache war Dir nicht angenehm. Aber, ich that's nun gerade . . .! Am Ende hast Du vielleicht Dir noch eingebildet, ich hätte etwas mit dem Kühne . . .? Gesteh's nur, Kühne war schuld daran, daß Du mich sitzen ließest!"

„Kind," sagte Hellmuth gutmütig, „weißt Du kein besseres Thema?"

„Wie so? Ich versichre Dich . . ."

„Die Sache ist ja nun abgethan," unterbrach Hellmuth die Heuchlerin. „Aber Du mußt nicht verlangen, daß ich Dir glaube, wenn Du so harmlos thust."

Nun platzte er kurzer Hand mit der Wahrheit heraus. Ihr Begleiter auf der Partie nach Oberlondorf war allerdings ‚schuld daran', aber nicht weil sie ‚gar so viel von dem Menschen erzählt' hatte, sondern weil dieser Mensch damals mit ihr aus dem Hause trat und sehr behaglich mit ihr von dannen zog.

„So was hab' ich mir gleich gedacht!" rief nun Mathilde im Ton der gekränkten Unschuld. „Irgend etwas mußte ja sein . . .! Aber da bist Du nun ganz und gar auf dem Holzweg! Das war nicht Herr Kühne, sondern ein Vetter von mir, der gleichfalls hier bei den Jägern steht. Er hatte zwei Freibilletts für den Cirkus. Wenn's auch schon leider ein bischen spät war: die Hälfte der Vorstellung haben wir doch noch zu sehn gekriegt!"

„Aha!" murmelte Hellmuth.

Mathilde ereiferte sich. Was Hellmuth nur von ihr dachte? Sie war doch ein höchst solides und ehrbares Mädchen! Aber sie hatte es immer gesagt: es macht sich ein wenig auffällig, wenn man so viel Militär in der Verwandtschaft besitzt! Ein anderer Vetter von ihr stand nämlich bei den Dragonern; und alle zwei hielten etwas auf ihre Cousine und luden sie häufig ein, und sie konnte nicht Nein sagen.

Unter normalen Verhältnissen würde Hellmuth sie wahrscheinlich verhöhnt haben; jetzt aber hatte er nur den einen Gedanken: die Sehnsucht, die ihn der Meinung Mathildens zufolge veranlaßt hatte, mit dem Blick eines Toggenburg in den Geschäftsraum zu spähen, glaubwürdig durchzuführen.

„Mag wohl sein, daß ich Dir unrecht that," sagte er seufzend. „Wenn man verliebt ist, sieht man in solchen Dingen sehr schwarz. Ich hatte mir vorgenommen, ein für allemal der Geschichte ein Ende zu machen; aber ich hielt's nicht aus. Heute besonders gingst Du mir unablässig im Kopfe herum. Es war mir zu Mute, als riefe mir eine Stimme zu: ‚Geh' hin! Bitt' es ihr ab, daß Du so wortlos mit ihr gebrochen hast! Sie ist nicht so schlecht, wie es scheint; sie hat Dich lieb; sie erwartet Dich!' So bin ich denn kurz nach dem Essen herüber gekommen, habe mich, immer noch zögernd, hier in der Nähe gehalten, bis es mir keine Ruhe mehr ließ . . ."

Der eigentümliche Zustand seines Gemüts lieh seiner Sprache etwas Eintöniges und Gedämpftes. Mathilde las darin die verhaltene Glut einer Zärtlichkeit, die ihrem liebebedürftigen Herzen außerordentlich wohl that.

So ein vornehmer Cavalier wußte doch anders zu reden, als die Vettern vom Militär, obschon der eine, der blonde Dragoner mit den Vergißmeinnicht-Augen und dem Grübchen im Kinn, ihrem Geschmack nach eigentlich hübscher war ... Nun, die Woche hatte ja sieben Abende — und so blieb ihr die Auswahl! Mit Hellmuth Gyskra sich allein zu begnügen, das war ihr nicht zuzumuten, schon deshalb nicht, weil er an ihrer Seite stets eine Art von Befangenheit — oder wie sollte sie's nennen? — bekundete, eine undefinirbare Scheu, gesehn und gegrüßt zu werden. Nicht ein einziges Mal hatte er sie in ein großes Theater geführt. Das ließ tief blicken! Auch in den Vorstadt-Theatern wählte er immer so abseits gelegene Plätze. Man sei dort so ungestört ...! Ja wohl —: ‚unbeobachtet' hätte er sagen sollen; unbeobachtet von jenem Teile des Publikums, der ihn vielleicht gekannt hätte. Die belebteren Straßen mied er geflissentlich, — und wo's denn nicht anders ging, da drehte er sich mit solcher Geschicklichkeit die Spitze des Schnurrbarts, daß die Hand ihm das halbe Gesicht verdeckte ...

Heute nur — das fiel ihr jetzt auf — schien er in diesem Punkt wie verwandelt. Breit und offen schritt er neben ihr her, frei sich umblickend, als frage er nicht die Spur nach jener Gesellschaft, zu der sie leider nicht zählte. Er bot ihr sogar jetzt mitten im vollsten Gewühl, unter den strahlenden Lichtern des Grand Hotel, seinen Arm. Sie nahm das für ein außerordentlich günstiges Zeichen. Sie wollte ihn warm halten.

In der That, Hellmuth wünschte jetzt mit Mathilde gesehen zu werden. Wenn sich etwas ereignete, was bedenklich erschien, so konnte ihm diese Intimität zum Nutzen

gereichen; denn sie bedeutete gleichsam die Fortsetzung der von Mathilde irrtümlich unterstellten Fensterpromenade bei Otusch und Felgentreff, und somit eine gesteigerte Glaubwürdigkeit seines Alibi's.

Wirklich rief ihn jetzt eine Stimme an ... Es war Ottfried, der von der Burgstraße her den Margaretenplatz kreuzte und eben vor einer heransausenden Equipage auf die steinerne Insel mit dem mächtigen Kandelaber sich rettete.

Hellmuth trat mit Mathilde gleichfalls auf die erhöhte Rundung.

„Was?“ rief Ottfried mit einem Blick auf das heftig errötende Mädchen; „sehe ich recht?“

„Ganz recht,“ versetzte Mathilde mit unnachahmlicher Keckheit; „ich bin's in eigner Person und wenn Sie sich schwarz ärgern!“

„Kleiner Schäker! Weshalb soll ich mich ärgern? Hältst Du mich etwa für eifersüchtig?“

„Das nicht. Ein Mann, wie Sie, der fünfundzwanzig zugleich hat, — und eifersüchtig! Und dazu noch auf mich! Aber Sie ärgern sich doch!“

„Na, Du mußt das ja wissen!“

„Bitte, nennen Sie mich gefälligst ‚Sie‘ und nicht ‚Du‘!“

„Meinethalb ‚Eure Durchlaucht‘!“

Hellmuth kämpfte inzwischen peinvoll mit seiner Verlegenheit. Er schwankte, wie er sich diesem höchst befremdlichen Ton gegenüber verhalten sollte. Schweigen und Lächeln war wohl das Rationellste.

„Wo geht's denn hin?" wandte sich Ottfried an Hellmuth.

„Ich denke, ins Marschall-Theater."

„So! Da wünsch' ich euch viel Vergnügen! Ich glaube, ihr amüsiert euch besser als ich!"

Dann setzte er in französischer Sprache hinzu:

„Sie haben sich ja ganz colossal verändert. Die Rücksicht auf Ihre Familie war sonst doch Ihr drittes Wort! Jetzt rennen Sie mit dem Mädchen da schlankweg in den Strudel hinein, als wären Sie Mann und Frau! Da, sehen Sie dort das kaffeebraune Coupé? Und das würdevolle Gesicht, das sich so breit wider die Scheiben drückt? Das ist Teutschenthal, lieber Freund; ich glaube, er hat uns erkannt! Machen Sie, daß Sie fortkommen! Nehmen Sie lieber gleich einen Wagen . . .!"

„Nun, sind Sie fertig?" fragte Mathilde schnippisch. „So viel Französisch versteh' ich wohl noch, daß ich hier weiß, worum es sich handelt! Aber mein Doktor bleibt heute bei mir! Suchen Sie sich Jemand anders, wenn Sie in Ihre zweifelhaften Lokale wollen!"

„Du ereiferst dich ganz umsonst," lächelte Ottfried. „Die edle Selbstlosigkeit, die mich auszeichnet, würde mich schon um deinetwillen verzichten lassen, hätt' ich auch wirklich die Absicht gehabt, die du mir unterschiebst! Aber ich muß in Gesellschaft."

„Zu wem?" fragte Hellmuth.

„Pah, irgend ein dummer Kerl. Sie kennen ihn doch nicht!"

Er bot dem Freunde die Hand, nickte dem hübschen Mathildchen vergnügt zu und verschwand im Gedränge.

Hellmuth indes nahm eine Droschke, hob Mathildchen ritterlich in die Polster und sagte zum Kutscher:

„Marschall-Theater!“

Die Worte Stegemanns über die plötzliche Umwandlung seiner Anschauungen gab ihm zu denken.

War dieser Umschwung nicht auffällig?

Er stand just im Begriff, mit dieser neuen Erwägung sich abzumartern, als er auf seiner linken Hand die Finger Mathildens spürte.

Nun fiel ihm die Notwendigkeit ein, das Märchen von seiner unwiderstehlichen Sehnsucht weiterzuspinnen. Ein wenig hastig erwiderte er die heimliche Liebkosung. Bald aber ward ihm die Kunst zur Natur. Einem wirklichen Herzensbedürfnisse folgend, legte er seinen Kopf seufzend an ihre Schulter und schloß die Augen. Ein unendlicher Drang nach Rast und Geborgenheit überwältigte ihn. Daß die Schulter, an der er hier ausruhte, einem thörichten, hohlen und leichtsinnigen Mädchen gehörte, fiel ihm nicht ins Gewicht. Im Gegenteil: es würde ihm widerstrebt haben, mit der gleichen Vertraulichkeit etwa an Sascha zu lehnen. Trotz der Erwägungen seines Verstandes kam er sich immer noch vor wie ein Frevler, der eine Unthat zu sühnen hat, wie ein Beflecter, für den keine Stätte ist an der Seite der Reinen. Die Sünderin da, deren Atem er fühlte, deren Herzschläge in sein Ohr drangen, — sie war just die rechte Gesellschaft für einen Vogelfreien, Verfehmten . . .

Und nun erfüllte ihn auch eine Regung des Dankes gegen dies Mädchen, das ihm durch jenen Irrtum einen so mächtigen Trost gewährt hatte, das ahnungslos einen

Wall gebaut, der im Notfall ihn decken konnte. Es war ihm zu Mute, als sei sie inmitten dieser feindlichen Stadt, die demnächst über ihn herfallen würde, das einzige lebende Wesen, das unbewußt seine Partei ergriff.

So umgab er sie denn während des ganzen Abends mit einer Art stiller Verehrung, die frei seiner Seele entquoll, und doch vom rein sachlichen Standpunkt äußerst zweckdienlich war.

Neunzehntes Kapitel.

Es schlug Mitternacht, als Hellmuth, vom Marschall-Theater heimkehrend, die Hausthüre aufschloß.

Der Himmel hatte sich etwas bewölkt, der Wind gelegt; alle Dinge verschwanden in einer sommernachtähnlichen Dämmerung.

Eh' er den Schlüssel herauszog, warf Hellmuth noch einen scheuen, staunenden Blick die vereinsamte Straße hinunter.

Da drüben lag die Villa des Amerikaners mit ihrem Renaissance-Gitter und den zierlichen Marmorgestalten hinter dem Springbrunnen; — dort das dreistöckige englische Pensionat mit der großen Veranda; — weiter hinaus der Garten des reichen Fabriksbesitzers, die himmelhoch ragenden Eschen und Eichen: — lauter wohlbekannte Bilder und Eindrücke, gleichsam das tägliche Brot seines Auges, wenn er droben am Fenster des Laboratoriums stand. — Und doch kam ihm dies alles so neu, so verändert vor, als hätte er jahrelang fern von der Stadt geweilt! Zwischen der Stunde, da er heute durch diese Thüre hinausgeschritten, und der Stunde der Rückkehr schien eine Welt zu liegen.

Alles im Hause schlief. Wenigstens hatte er nirgendwo Licht bemerkt. — Langsam und leise trat er nun in die Hausflur, schloß wieder ab, und nahm die Handlampe, die ihm das Stubenmädchen hinter den Pfeiler gestellt hatte. Wie er die Treppe hinauf stieg, war ihm zu Mute, als sei dies Lämpchen die stereotype Blendlaterne des Einbrechers, gefolgt von Dietrichen, Brechstangen und Revolvern ... In der That trug er ja eine Mordwaffe bei sich, die ihm während der ganzen Vorstellung im Marschall-Theater wie ein Alp auf die Brust gedrückt ...

Nach seiner Trennung von dem schaulust-sprühenden Mädchen hätte er gern das schreckliche Instrument von sich geworfen —: aber er wagte das nicht. Wenn irgend Jemand ihm nachkam: ‚Sie haben das eben verloren ...‘, oder wenn ihn vollends ein Schutzmann zur Rede stellte: ‚Was schleudern Sie da über die Mauer?‘ ...: war dann nicht sofort ein Zusammenhang zwischen dem Bleischläger und der längst vielleicht schon entdeckten Unglücksthat im Gothengehölz hergestellt?

So hatte er denn die Waffe mit einer gewissen Krampfhaftigkeit an sich gepreßt, von der heimlichen Furcht gequält, sie könne ihm bei einer unverhofften Bewegung zufällig aus der Tasche gleiten.

Seine lebhafte Einbildungskraft verlieh jetzt diesem Bleischläger eine Art gespenstischer Individualität, die Persönlichkeit eines Unholds, der nach Laune und Lust mit ihm umsprang; der ihn zu dem grausigen Schlag teuflisch verlockt hatte, und nun darauf sann, wie er so tückisch als irgend denkbar das Geheimnis an den Tag bringen möchte.

‚Du sollst nicht töten,‘ schien der Dämon zu murmeln, ‚und du hast dennoch getötet! Ich bin dein Mitwisser, dein Helfershelfer, dein Bruder in Satanas —: also behandle mich brüderlich, oder ich stürze dich ins Verderben! Wegwerfen willst du mich? Und du hast mich noch nicht einmal eines Blickes gewürdigt! Vielleicht klebt ja nicht nur im bildlichen Sinne, sondern buchstäblich Blut an mir! Vielleicht habe ich einen Teil dieses Blutes an deine Rocktasche abgegeben! Mich dünkt, es müßte dir interessant sein, hierüber ins Klare zu kommen!‘

Hellmuths überreiztes Gehirn dachte dies wirklich in so eigentümlich selbstironischer Form. Der Einfall, daß er Blutspuren an sich trüge, die ihn verraten möchten, war ihm bis jetzt nicht gekommen. Das Lämpchen schwankte in seiner Hand. Er nahm einen Anlauf, um die Treppe, je zwei Stufen auf einmal, hinan zu stürmen. Er wollte Gewißheit haben.

Dann unterbrach er diese plötzliche Hast.

„Vorsicht, Vorsicht!“ hauchte er durch die Zähne. „Ich habe noch viel zu lernen, bis ich das Stadium der Stümperschaft überwunden habe!“

Langsam schritt er nun weiter.

Er schloß die Thüre zum Korridor auf und begab sich in sein Studierzimmer, das er alsbald verriegelte.

Hiernach steckte er die zwei Kerzen an und trug sie auf den Tisch vor dem Sofa.

Er lauschte.

Kein Ton war vernehmbar, als das Ticken der Pendeluhr.

Er stand einen Augenblick unschlüssig; dann öffnete er wieder und trat auf den Vorplatz.

Er wollte von draußen her sich überzeugen, ob die Thür keine Risse und Spalten habe. Man konnte nicht wissen, ob nicht Lene, das Stubenmädchen, die oft spät noch in ihrer Kammer wach saß, auf den Einfall geriet, heimlich herumzuschnobern. Und wenn sie dann irgend was schimmern sah ... Horchen und spionieren, das thun sie ja ohne Ausnahme, — nicht nur die klatschbegierigen Dienstboten, sondern wer immer bei seinen Mitmenschen ein Geheimnis vermutet ...

Alles war dunkel. Doch nein: links oben gewahrte er einen blinkenden Punkt. Das Getäfel schien da ein wenig geborsten ...

Er trat wieder ein und verriegelte nun die Thüre zum zweitenmale. Das kleine haarbreite Spältchen hatte er bald entdeckt. Er nahm aus der Briefmarkenschachtel ein Stückchen gummierten Papiers, um es darüber zu kleben. Dann fiel ihm was Besseres ein. Er legte das Stückchen Papier in die Schachtel zurück, hing seinen Paletot, der auf dem Sofa lag, über den Knopf der Thürangel und zwängte den Zipfel durch die Öffnung des Schlüsselgriffs.

Nun erst glaubte er wieder frei atmen zu dürfen.

Leise, als fürchte er Emmy zu wecken, — trotz der massiven Wand, die zwischen seinem Bereich und dem ihren lag —, holte er aus dem mittleren Schubfach des Schreibtisches einen Bogen Papier, breitete ihn auf den Sophatisch, setzte sich, nahm den Totschläger aus der Tasche und legte ihn auf den Bogen. Glühenden Angesichts wandte er das Instrument hin und her. Da war nichts zu bemerken. Die lackierte Umspinnung war unbeschädigt und ohne Flecken.

Zu allem Überfluß zog er nun auch den Rock aus und kehrte die Brusttasche um. Auch hier fand er nicht die geringste Spur. Gott sei Dank! Die Notwendigkeit, waschen und tilgen zu müssen wie ein Bandit, der meuchlings ein Opfer geschlachtet, wäre ihm furchtbar gewesen.

Eine Sekunde lang blitzte es vor ihm auf: Der Schlag war also doch nicht gar so entsetzlich, wie es den Anschein hatte! Burckhardt lebte vielleicht . . .! Sofort aber grauste ihm vor dem gleißenden Trug. Ein so lockendes Hirngespinst war nur geeignet, die Kraft seiner Selbstbeherrschung zu untergraben.

Hellmuth sann und sann, was er nun mit der Todeswaffe beginnen sollte. Er hätte niemals geglaubt, daß es so schwer sei, in dieser unermeßlichen Welt einen Gegenstand los zu werden, den man bedrückend fand! Dutzende von Möglichkeiten tauchten ihm auf, und alle verwarf er wieder. Er wollte ins Feld gehn, morgen in aller Frühe, nach Graubitz hinauf, und irgendwo den Bleischläger in die Ackerkrume hineinbohren; er wollte sich auf die Karlsbrücke stellen und das Instrument in den Strom werfen; immer jedoch drängte sich — ganz wie vorhin beim Nachhausegehen — die Frage dazwischen: ‚Wenn du bemerkt wirst . . .?‘ —

Hier in das Schubfach mochte er die Waffe nicht legen; ein thörichter Zufall konnt' es ja fügen, daß jemand daran ging, und dies Schubfach war nicht verschließbar.

Die vier andern jedoch, deren Schlüssel er bei sich trug — nein, erst recht nicht! Gerade die scheinbar sicheren Verstecke reizen zum Nachstöbern! Die Eventualität einer

Haussuchung schwebte ihm vor . . . Dann würden alle verschlossenen Fächer amtlich geöffnet werden . . .!

Sein Kopf brannte.

Das Einfachste war, wenn er das Ding da zerstörte . . .

Im Laboratorium hatte er ja die Mittel dazu und die Werkzeuge. Die Umspinnung des Totschlägers war mit dem Messer zu lösen und konnte dann mit dem Rohrgriff verbrannt werden; die Bleibestandteile ließen sich einschmelzen . . .

Auch diesen Plan verwarf Hellmuth nach kurzer Frist Er hätte im Laboratorium Licht machen, eine Weingeistflamme entzünden, Gerüche und Schwalche hervorbringen müssen, die vielleicht hinaus in den Korridor drangen und vorhielten bis zum Morgen. Seit Wochen hatte er keinen Tiegel berührt. Was sollte man denken?

Von neuem begann er zu grübeln, — und je länger er sann, um so weniger konnte er zum Entschluß gelangen. Zwei ängstliche Wünsche kämpften in seiner Brust: das Instrument zu beseitigen, und das Instrument doch wieder innerhalb seiner Machtsphäre zu behalten, es nicht dem blinden Geschick in die Hand zu spielen, das auf dem Weg einer ihm selbst nicht klaren Combination ihn verraten konnte.

Es schlug eins, halb zwei. Immer noch saß er wie angewurzelt.

Plötzlich tagte ihm die Erkenntnis, daß es unmöglich sei, alle Schwankungen und Verwickelungen des Zufalls vorauszusehn. Dies krankhafte Prüfen, dieser verzehrende Drang, mathematisch genau zu rechnen, mußte ihn aufreiben.

Ein störrischer Trotz überkam ihn.

„Raff' dich empor!“ sagte er zu sich selbst. Sein

Gebahren schien ihm jetzt abgeschmackt. „Ich will nicht zittern!“ rief es grollend in seiner Brust. „Ob ich gefehlt und gesündigt habe —: ich weiß es nicht; jedenfalls hab' ich's in dieser entsetzlichen Stunde reichlich gebüßt! Ich spreche mich frei! Ich wahre mich gegen das blöde Gespenst einer Schuld, die das Schicksal mir aufgeladen! Furchtlos und geradeaus thu' ich und lasse ich, was ich für klug halte! Bricht dann das Unheil über mich her —: wohl, so kann ich's nicht ändern! Fort mit dieser schleichenden Unlust, die mir das Hirn vergiftet! Es ist ein Kampf, wie Hunderte ihn gekämpft haben: auch er wird vorübergehn!“

Und nun steht er auf, ergreift den Bleischläger und tritt damit, einer plötzlichen Eingebung folgend, vor eins seiner Bücherregale.

Niemand — das ist ja geheiligte Vorschrift — darf diese Bücher hier anrühren; Kleeberg nur nimmt sie allvierteljährlich einmal heraus, um sie abzustäuben und die Gestelle zu reinigen. Den Tag aber, an dem dies geschieht, bestimmt Hellmuth selbst, — und erst vor kurzem hat das Faktotum die Abstäubung ja besorgt. Da hinter den kleinen Oktavbänden links in der Mitte ist ein Platz für die Waffe. An dieser scheinbar so exponierten Stelle würde kein Mensch, und wenn er den stärksten Verdacht hätte, das Werkzeug vermuten. Verfolgte, die man in allen Häfen Europa's und Amerika's suchte, haben sich manchmal unbehelligt inmitten der Stadt, von der die Verfolgung ausging, oder ganz in der Nähe auf einem Bauerndorf aufgehalten. Im Finstern, unter den Platten des Kellers forscht man nach verscharrten Beweisstücken, nicht aber da, wo alle Welt Zutritt hat.

Er holt zwei Bände heraus, unten am Rückteil ziehend, um nicht den Staub auf dem Schnitt zu verwischen, legt den Bleischläger fest an die Wand und fügt die Bände dann wieder vorsichtig ein.

So! Die Reihe steht nun so harmlos wie immer!

Er nimmt nun den Paletot von der Thürangel, löscht die eine der beiden Kerzen, und geht mit der andern ins Schlafzimmer.

„Ich wußte ja,“ denkt er, „daß ich die Rolle des Hundes, der seine Prügel fürchtet, nicht lange aushalten würde.“

Er entkleidet sich rasch.

Eine Weile noch brodelt es in dem erschöpften Gehirn. Er kann nicht zur Ruhe gelangen. Bald sieht er die Reckengestalt Burckhardts, wie sie den Stein erhebt; bald sieht er sein eignes blasses Gesicht vorquellenden Auges über die Leiche gebeugt; bald endlich die Börse, die ihm schaurig entgegenklafft, wie ein gähnender Sarg.

Dann aber legt sich ihm eine Hand auf die Stirne — schwer und dennoch unsäglich wohlthuend und beschwichtigend. Die Stimme seines geliebten Vaters tönt ihm ans Ohr; es ist, als schritte er wieder, ein Knabe, neben dem teuren, verehrungswürdigen Manne einher und sähe die grünenden Felder, die Hügel, die leuchtende Frühlingssonne, die alles drinnen und draußen mit himmlischer Reinheit umflutet . . .

Er schläft.

Zwanzigstes Kapitel.

Als Hellmuth am folgenden Morgen erwachte, zeigte die Pendeluhr seines Arbeitszimmers, die er vom Bett aus erblicken konnte, halb elf. Er hatte mit der krampfartigen Dumpfheit eines Menschen geruht, der sich instinktiv von der Erscheinungswelt abkehrt, weil er nichts Gutes und Fröhliches von dem Tag zu erwarten hat.

Auf sein Klingeln trat Kleeberg herein.

Hellmuth ließ sich das Frühstück in sein Studierzimmer bringen, wie er dies sonst wohl gethan, wenn er tief in der Arbeit steckte und seinen Geist nicht vorab zerstreuen wollte.

„Machen Sie rasch, Kleeberg!“ sagte er eifrig. „Nun geht's wieder los! Doktor Altenhöfer hat mich ersucht, eine Reihe schwieriger Experimente zu übernehmen. Während ich frühstücke, kehren Sie's Laboratorium! Sie haben sich's letzthin gar zu bequem gemacht!“

Der Flickschneider suchte sich gegen den Vorwurf der Lässigkeit zu verteidigen.

Hellmuth winkte ihm ab. Die Frage beschäftigte ihn, ob er nicht etwa zu weit gegangen, indem er zu seinem

Faktotum von wissenschaftlichen Aufträgen und Projekten sprach.

Hatte er früher so mit Herrn Kleeberg gestanden?

Es war merkwürdig, wie schwer man sich des Vergangnen entsinnen konnte, wenn's darauf ankam ...

Natürlich! Gewiß! Er hatte ihm oft gesagt: ‚Kleeberg, scheuern Sie hier die Retorte! Ich brauche sie für die Destillation meiner Quecksilberlösung!‘...; oder: ‚Kleeberg, spülen Sie hier die Probiergläser; ich brauch' sie nachher bei der Analyse!‘

Immerhin war das nicht ganz identisch mit dem Eifer, den er jetzt eben bekundet hatte, um die plötzliche Wiederaufnahme seiner Arbeit zu motivieren ...

Hellmuth nahm sich an der Hand dieser kleinen Erfahrung vor, künftighin lieber ein Wort zu wenig, als eines zu viel zu sprechen. Übertriebene Schweigsamkeit war bei seiner Veranlagung minder verdächtig, als übertriebene Redseligkeit. Schweigend konnte er für zerstreut gelten; schwatzend machte er den Eindruck der Aufgeregtheit.

Das Frühstück kam. Hellmuth trank eine Tasse Thee und zerbröckelte eine Semmel, während vom Laboratorium her das leise Herumwirtschaften Kleebergs vernehmlich war.

Kleeberg hatte sofort Emmy davon in Kenntnis gesetzt, daß ‚der Herr Doktor wiederum gründlich am Werke sei.‘ — Hellmuth wußte nun, daß niemand ihn stören würde, bis man zu Tisch ging. — Das war Tradition. — Sämtliche Wohnungsinsassen hatten vor Hellmuths wissenschaftlicher Thätigkeit einen unheimlichen Respekt. — Emmy vorab, die vom Beruf eines Chemikers nur eine sehr unklare Vorstellung hatte, blickte auf Hellmuths Laboratorium

wie auf die Werkstätte eines Schwarzkünstlers, dessen Kreise man ja nicht stören darf.

Noch nie war Hellmuth von dieser Geschütztheit gegen das Eintreten seiner Angehörigen so erbaut gewesen, wie jetzt. Er fühlte sich zwar im Vergleich mit gestern stark und gesammelt: trotzdem dünkte ihm jeder Augenblick, den er noch auf die Schulung seines Empfindens verwenden durfte, Gewinn, zumal er sich sagte, daß man ihm bei der ersten Begegnung ja mitteilen konnte, Fritz Burckhardt sei aufgefunden.

Kleeberg entfernte sich.

„Wenn ich Sie brauche, werde ich klingeln," rief Hellmuth ihm nach.

„Ganz zu Dero Befehl," sagte der Flickschneider. „Wenn Sie gestatten, werd' ich zunächst mich der gestrigen Kleider bemächtigen."

„Nein, lassen Sie nur! Ich will nicht gestört sein."

„Sonst hätt' ich die Kleider ja auch in die Kammer gehängt ... Aber wie Sie verordnen! Wünsche gesegneten Vormittag!"

Hellmuth schritt eine Weile nun auf und ab. Es lag ihm noch eine Schwere in allen Gliedmaßen, die er beseitigen wollte.

Er trat in sein Laboratorium und öffnete einen Fensterflügel. Der Tag war dunstig und mild. Ein ungestümes Verlangen erfaßte ihn, aus der Engigkeit dieser Räume hinaus zu wandern, — dort aufwärts in der Richtung von Grandítz, wo die Felder so einsam lagen, so friedlich und ruhig. Aber das stimmte ja nicht in den Plan, den er sich vorgezeichnet!

Tief atmend ging er an seinen Schreibtisch und holte aus einem der Schubfächer die Manuskripte des alten Chemikers, die dort seit Wochen wie eingesargt lagen, und nun so wider Erwarten zu Ehren kamen. Eine Staubwolke stieg ihm entgegen, als er das umfangreiche Paket auf die Tischplatte schlug. So lange also war das schon her . . .!

Er löste die Schnur und suchte sich in den zahllosen Heften und Blättern zu orientieren.

Das waren umfassende Arbeiten, die sich ihm hier enthüllten, Denkmale eines unendlichen Fleißes, einer nicht alltäglichen Intelligenz, einer stark entwickelten Phantasie.

Zuerst fiel es ihm schwer, seine Gedanken beisammen zu halten. Mitten unter den chemischen Formeln tauchten ihm Bilder auf, deren Zudringlichkeit ihn erschreckte, Bruchstücke seiner jüngsten Erlebnisse, Momente, die oft nicht einmal von besonderer Wichtigkeit waren, aber trotzdem die Anschaulichkeit einer Vision hatten. Jetzt befand er sich auf der Insel des Margaretenplatzes, in dem Augenblicke, als Ottfried daher kam; jetzt in der Stube Sascha's, wie draußen die Schritte ertönten; jetzt im Marschall-Theater, wie ihm Mathilde die Hand auf den Arm legte und strahlend die Worte rief: „Du, das ist fein!“

Nach Verlauf einer Stunde jedoch gelang es der stets erneuten Anspannung seiner Willenskraft, diese Bilder zu scheuchen und eine der Arbeiten Doktor Altenhöfers — die erste — aufmerksam zu studieren. Nur ein leiser Druck über der Herzgrube mahnte ihn noch an das, was ihn ängstigte. Mehr und mehr packte ihn die geniale Folgerichtigkeit dieser Experimente, die, alle von einem Gedanken getragen, vorläufig nur darauf abzielten, den

Weg zu entdecken, auf welchem nach langer, mühseliger Forscherarbeit das ferne Ziel möglicherweise erreicht werden konnte.

Er las die zweite, die dritte Arbeit. Hier drängte es ihn sogar, an den Rand des Altenhöferschen Manuskriptes eine Bemerkung zu schreiben. Ein blitzähnlicher Einfall war ihm gekommen, eine logisch nicht zu begründende Intuition: ‚Altenhöfer hat übersehn, daß die Straße nach links abbiegt; er schreitet gradaus! An dieser Stelle da wirst du nun weiter forschen; hier winkt dir die Lösung!‘

Aber die Freude war nur von kurzer Dauer. Schon auf der nächsten Seite ergab sich, daß auch Altenhöfer nach dieser Richtung gesucht hatte, und daß auch hier der Weg in eine Sackgasse auslief.

Hellmuth fühlte sich wieder beklommen. Das Studium der Manuskripte, so interessant es war, zeitigte doch allmählich Empfindungen, die dem Gemütszustand eines Lesers in Hellmuths Lage nicht förderlich waren. Dies unaufhörliche Tasten, dies Umherwandern im Gewirr labyrinthischer Gänge, dies ewig erneute Aufprallen wider ein Hindernis war ja beinah' ein Gegenstück zu der Rastlosigkeit des Verfolgten, der keuchend sich müht und sich dennoch vergeblich müht.

„Er macht mich verrückt, dieser stahlharte Sisyphus!“ rief Hellmuth emporspringend.

Er packte die Hefte zusammen, umwand sie mit der blauseidenen Schnur und legte sie wieder ins Schubfach.

Halb eins!

Er hielt es nun doch für zweckmäßig, wenn er da drinnen im Laboratorium irgend etwas in Scene setzte.

Kleeberg sollte heut' Nachmittag handgreifliche Spuren der wieder aufgenommenen Arbeit vorfinden; vom bloßen Studium der Manuskripte da merkte man nichts.

Hastig ging er an's Werk. Er nahm das erste, beste Experiment vor, das ihm just einfiel.

Da stand in einer verschlossenen Flasche Chlorkalk. Er schüttete einige Gramm davon in eine Schale aus starkem Porzellan und zerrieb es mit dem dreifachen Quantum Wasser.

Ein schwacher Geruch von unterchloriger Säure verbreitete sich im Laboratorium und strömte wie eine Botschaft der neu begonnenen chemischen Thätigkeit durch das Studierzimmer auf den Korridor.

Hellmuth goß dann die Mischung in eine große Retorte, setzte Alkohol zu und erwärmte das Ganze auf fünfzig Grad.

Mit einem Behagen, von dessen Ursache er sich selbst nicht Rechenschaft gab, sog er den eigentümlichen, immer stärker werdenden Dunst ein. Es war ihm, als biete der eine Art Bürgschaft dafür, daß keiner von seinen Angehörigen auch nur entfernt daran denke, ihn mit dem Tode Fritz Burckhardts je in Verbindung zu bringen.

Nach einer Weile unterstützte er die Destillation durch starkes Erhitzen. Aus dem zweischichtigen Destillat löste er das Chlorcalcium und trennte hiernach das Chloroform, das er hergestellt hatte, von der wässerigen Flüssigkeit.

Nun erübrigte noch die Behandlung mit concentrierter Schwefelsäure und die Rektificierung.

Hier aber ward er durch Emmy gestört, die ihn zu Tisch rief.

Wär' es ihm wirklich um die kunstgerechte Vollendung seines Experimentes zu thun gewesen, so hätte er natürlich der Aufforderung seiner Schwester nicht Folge geleistet. Jetzt aber sagte er nur der Form halber: „Noch fünf Minuten!", schob das unfertige Produkt beiseite, wusch sich die Hände, und vertauschte den Laboratoriumskittel mit seinem Hausrock.

Über den Korridor schreitend, hörte er durch die geöffnete Thüre des Speisezimmers die klare, volltönige Stimme des Vaters.

Einmal noch krampfte sein Herz zusammen; dann aber lieh ihm die unmittelbare Nähe der Gefahr — und für eine Gefahr nahm er ja schon die Möglichkeit, der Tod Burckhardts könne erwähnt werden — eine Gelassenheit, die er sich selber nicht zugetraut hatte. Er kam sich vor wie der unfertige Schwimmer, den man ins Meer schleudert. Nun bleibt ihm nichts übrig: ‚Zeig', was du kannst, oder du bist verloren!' — Und er fühlte, daß er bestehn würde.

Schon dreiviertel auf drei! Auch Herr Gyskra war stark verspätet. Er saß jetzt behaglich in seinem Sessel und nickte dem Sohn, der auf ihn zutrat und ihm grüßend die Hand bot, freundlich entgegen.

Was lag nicht alles in diesem väterlich warmen Blick! ‚Gott sei Dank, daß ich nun wieder einmal gelandet bin — bei euch, die ihr mein Glück, mein Asyl seid! Da draußen geht es so hart und so lieblos her: — bei euch aber, wenn ich mich an den ewigen Schäden der Menschheit müde gearbeitet, finde ich Rast und Erquickung und tröstende Harmonie!'

Frau Gyskra schöpfte die Suppe auf. Emmy goß ihrem Vater und ihrem Bruder ein Glas Bordeaux ein.

Im Verfolge gleichsam der unausgesprochnen Gedanken, die ihn erfüllt hatten, sagte der Ober-Staatsanwalt:

„Ein bewegter Vormittag heute! Ich bin noch kaum zu mir selbst gekommen!“

Hellmuth wollte sich eifrig über die Suppe hermachen. Eine Ahnung ergriff ihn: jetzt kommt's! Er fiel sich jedoch rechtzeitig in die Zügel, tauchte nur langsam den Löffel ein und fragte dann ruhig:

„Was hat's denn gegeben?“

„Ein schweres Verbrechen. Ein Unglück, das uns alle insofern angeht“ — (Hellmuth atmete kaum) — „als wir das Opfer persönlich gekannt haben. Übrigens — lebt Ihr denn hier auf dem Dorfe? Alle Welt ist ja voll davon!“

Wie um die Spannung zu steigern, machte er eine Pause und führte sein Glas zum Munde, während Frau Gyskra und Emmy und nach ihnen auch Hellmuth erklärten, sie wüßten nicht das Geringste und brennten vor Neugier.

„Nun,“ sagte der Ober-Staatsanwalt, „eine Stunde, nachdem ich in mein Büreau kam, ward mir die Meldung, man habe den Maler Fritz Burckhardt im Gothengehölz tot und beraubt gefunden.“

„Unglaublich!“ rief Hellmuth, dem die Angst seines Herzens den richtigen Ton verlieh.

Emmy war blaß geworden.

„Das ist ja schauderhaft!“ sagte sie. „Burckhardt tot? — Dieser jugendkräftige Mensch! — Mein Bräutigam kannte ihn ziemlich genau. Allerdings, in der letzten Zeit

sind sie — ich weiß nicht warum — auseinander gekommen. Aber ein fleißiger Künstler soll er gewesen sein, und ein großes Talent!"

„Laß doch jetzt den Papa mal reden!" fiel ihr die Mutter ins Wort.

„Die Sache ist bald erzählt," hub der Ober-Staatsanwalt wieder an. „Heute beim Morgengrauen hat der Waldhüter Lerse, der durchs Gehölz pirschte, den Leichnam entdeckt. Die linke Schläfe ist ihm zertrümmert, und zwar, wie der Gerichtsarzt Paulitzky versichert, ganz ohne Zweifel durch einen Schlag, der von hinten geführt wurde. Die leere Börse des Opfers fand man unweit des Thatorts. Also Indicien genug zur Annahme eines Raubmords. Diese Annahme ist denn auch durch ein weiteres Ereignis fast zur Gewißheit geworden."

Er hielt inne. Aller Augen hingen an seinem Munde. Hellmuth studierte in einem unbewachten Moment das Gesicht seiner Schwester, als wolle er sich's zum Modell nehmen.

„Ja, es ist wunderbar," sagte Herr Gyskra mit feierlicher Betonung, „wie das Schicksal mitunter prompt seinen Weg nimmt, während in anderen Fällen die Justiz wochen- und monatelang vergeblich arbeitet! Fast um dieselbe Zeit, da man den Leichnam fand, ist auch der mutmaßliche Thäter verhaftet worden."

Hellmuth erbebte. Sein Löffel klirrte so heftig wider den Teller, daß Herr Gyskra erstaunt auffah.

„Ich bin etwas übernächtig, Papa," sagte der junge Mann, eh' noch Herr Gyskra etwas gefragt hatte. „Die Geschichte da greift mich an."

„Wahrhaftig, Du bist ordentlich blaß geworden."

Hellmuth nickte.

„Ich glaube, die sogenannten Zerstreuungen taugen mir nichts! Den ganzen Nachmittag Pflaster getreten, am Abend drei Stunden lang in dem heißen Marschalltheater — man sieht sich das auch einmal an — und nun am Morgen das Studium der Altenhöferschen Aufzeichnungen — das wird mir zuviel.“

„So schone Dich künftig . . .“

„Das hab' ich mir vorgenommen, Papa. Ein geistiger Arbeiter kann nicht gleichzeitig den Bonvivant spielen.“

Hiermit war dieser Zwischenfall glücklich erledigt.

Herr Gyskra fuhr in seiner Erzählung fort:

„Und erratet Ihr, wer — aller Wahrscheinlichkeit nach — die Unthat begangen hat?“

„Keine Idee!“ versetzten Frau Gyskra und Emmy zugleich.

„Niemand sonst als der ausgebrochene Sträfling Christian Lichert, von dem jetzt alle Zeitungen voll sind.“

„Lichert?“ rief Hellmuth erstaunt.

Sein Ausruf klang vollständig ungezwungen.

Bei der Nachricht vorhin, daß ein Schuldloser als der vermeintliche Thäter ergriffen und fast schon der That überführt sei, hatte sich ihm die Brust wie mit Klammern umschnürt. Nur der Grundsatz, den er sich heute zur Richtschnur genommen —: daß Schweigen in kritischen Augenblicken besser als Reden sei — hatte ihn abgehalten, dem ersten Instinkt seiner Seele zu folgen und Protest einzulegen wider den furchtbaren Irrtum.

Jetzt aber, da er vernahm, Lichert, der Brandstifter, dessen brutale Hand die Beschließerin des Kommerzienrats Stegemann beinah verkohlt hatte, sei der Beschuldigte:

jetzt fühlte Hellmuth sich wie erlöst; jetzt kam es ihm fast schon gerecht vor, daß dieser elende Mordbrenner für ihn einsprang und die Folgen eines Verhängnisses trug, das er, Hellmuth, doch wahrlich ebensowenig herauf beschworen, als irgend ein Andrer!

„Und wo hat man ihn festgenommen?“ frug Emmy, die den Zeitungsbericht über Lewalds und Lícherts Ausbruch aus dem Gefängnis eifrig studiert hatte.

„In Oberlondorf, — beim Kronenwirt. Dort hat er genächtigt. Der Wirtstochter, die ihm sein Zimmer anwies, fiel er alsbald auf. Gegen Abend kam der Gendarm Gruthe ins Gasthaus und erzählte von Licherts Flucht. Er trug das Signalement des Verbrechers bei sich, — und diesmal reichte das aus. Der Mensch ist ja nicht zu verkennen, schon seiner Größe wegen; ich glaube, selbst Burckhardt war noch um anderthalb Zoll kleiner. Der Gendarm, der sich nicht übereilen wollte, ließ durch den Knecht Succurs holen und blieb mit seinem Gefährten die Nacht im Wirtshaus. Heute in aller Frühe, als er die Zeche bezahlte, ward nun Lichert gestellt. Er verriet sich sofort; wie's mir denn überhaupt noch ein Rätsel ist, daß ein Mensch von der bärenmäßigen Plumpheit dieses Naturburschen mit so unerhörtem Raffinement ausbrechen konnte.“

Hellmuth hatte sein Glas geleert. Er sah nun dem Vater ruhig und erwartungsvoll in die Augen.

„Und welche Verdachtsgründe liegen vor?“

„Mehrere, von denen schon einer genügen würde. Vor allem befand sich der Inkulpat im Besitz einer nicht unbeträchtlichen Geldsumme, über deren Erwerb er zunächst gar keine, und später außerordentlich vage und

widerspruchsvolle Angaben machte. Zweitens hat er noch vor dem Ausbruch zu Lewald geäußert: ‚Wenn ich nur glücklich erst draußen bin! Geld kriege ich schon, und sollt' ich den ersten besten von diesen Protzen über den Haufen schlagen.' Drittens hat er sich, seinem eignen Geständnis zufolge, gestern in den Nachmittagsstunden — um die Zeit also, in welche mutmaßlich der Mord fällt — im Gothengehölz aufgehalten. Viertens aber — und das ist beinah' erdrückend — war der Beschuldigte im Besitz eines frischgeschnittenen Eichenstocks, dessen Griff ganz genau in die zertrümmerte Stelle des Schädels paßt."

Hellmuth saß da wie versteinert. Sein Vater jedoch konnte die Starrheit dieser Gesichtszüge für den Ausdruck ungewöhnlicher Spannung halten.

„Der Gerichtsarzt," fuhr Herr Gyskra fort, „construiert sich die Sache so: Fritz Burckhardt ist — in welcher Absicht, wird die Untersuchung ergeben — auf dem Oberlondorfer Vicinalweg durch das Gehölz gegangen. Lichert hat ihn vorher schon bemerkt, ist dann auf der Chaussee vorgelaufen, hat sich versteckt — wahrscheinlich hinter einer gewaltigen Eiche, wo man im Moos Fußspuren erkannt hat — und dort gelauert, bis der Ahnungslose vorbeischritt. In diesem Moment ist Lichert hervorgesprungen, um den zermalmenden Streich zu führen. Der Tod ist beinah' sofort eingetreten. Hiernach hat Lichert den Leichnam waldeinwärts geschleppt, ihn der Barschaft beraubt, — und sich dann wieder nach der Chaussee gewandt."

„Warum aber blieb er in Oberlondorf?" frug Hellmuth.

„Nun, irgendwo mußte er bleiben. Er dachte wohl nicht, daß Burckhardt so früh schon gefunden würde.

Im übrigen war Oberlondorf der günstigste Punkt. Offenbar wollte Lichert am folgenden Morgen den Fluß erreichen und mit einem der großen Frachtkähne zu Thal fahren."

Hellmuth sah einen Augenblick zögernd auf seine Fingerspitzen. Dann hub er wie beiläufig an:

„Und Du wirst die Anklage führen?"

„Aller Voraussicht nach. Ich bin ja nun mal auf die Individualität dieses Unholds geschult . . ."

Hellmuth nickte. Dann gab eine Zwischenbemerkung Emmy's dem Gespräch eine andre Richtung. Frau Gyskra, die es nicht liebte, wenn ihr Gemahl auch daheim noch die Fäden seines Berufs fortspann, stimmte lebhaft mit ein. Sonnige, glückverheißende Bilder traten an Stelle der schaurigen Düsterkeit, die der Fall Burckhardt über den traulichen, blumen-durchdufteten Raum ergossen. Auch Hellmuth kämpfte mit solcher Gewalt gegen den Sturm, der sein Innres durchwühlte, daß er doch wenigstens keinen Mißklang in diese freundliche Harmonie brachte. Von Zeit zu Zeit nur zuckte es in ihm auf, wie der erste Krampf eines epileptischen Anfalls, der unter dem Einfluß dieser häuslichen Friedsamkeit nicht zum Ausbruch gelangen konnte.

Sein Vater selbst würde die Anklage führen! Welch eine furchtbare Aussicht! Welch eine Fülle qualvoller Möglichkeiten!

Ende des ersten Bandes.

Schriften desselben Verfassers.

I. Romane.

Salvatore. 2. Auflage . . . . ℳ 3.50
Jorinde. 3. Auflage . . . . ℳ 6.—
Nero. 3 Bände. 4. Auflage . . . . ℳ 12.—
Prusias. 3 Bände. 5. Auflage . . . . ℳ 12.—
Aphrodite. 5. Auflage . . . . ℳ 6.—
Die Claudier. 14. Auflage . . . . ℳ 7.—
Hertha. 2. Auflage . . . . ℳ 7.—
Dombrowsky. 2 Bände. 2. Auflage . . . . . . ℳ 8.—

II. Humoristisches.

Preisgekrönt. 3. Auflage . . . . ℳ 1.—
Nervös. 3. Auflage . . . . ℳ 1.—
Initium fidelitatis! 14. Auflage . . . . ℳ 1.—
Decius der Flötenspieler. 3. Auflage . . . . . . ℳ 1.—

III. Epische Dichtungen.

Murillo. 3. Auflage . . . . ℳ 2.—
Schach der Königin. 3. Auflage . . . . ℳ 3.—
Venus Urania. 5. Auflage . . . . ℳ 2.—
Das Hohelied vom Deutschen Professor. 6. Auflage ℳ 1.—